

RESISTANCE

(Unity 2)

Ein Roman von Dian The Saint

PROLOG

Es muss irgendwann 1933 gewesen sein.

Ich stand im Musikzimmer meines Elternhauses, von den Bediensteten auf Hochglanz poliert wie der Kronleuchter an der Decke und die antike Porzellanvase, die mein Vater vom italienischen Botschafter für die Vermittlung eines wichtigen Bauauftrages erhalten hatte.

„Das Abendessen ist gleich fertig! Geh dir die Hände waschen, und dann setz dich an den Tisch.“, rief mir eine mahnende Stimme aus der Küche zu.

Aber ich hörte nicht hin.

Längst hatte ich nur noch Augen für die seltsamen Gestalten, die draußen vor dem Fenster an mir vorüber zogen.

Ich glaube, dass es bestimmt einige hundert waren. Sie trugen braune Uniformen und marschierten in Dreier-Reihen die Straße entlang... so kraftvoll und energisch, dass der Klang ihrer schweren Stiefel die ganze Einrichtung um mich herum zum Erbeben brachte.

Dazu sangen sie aus stolzgeschwellten Kehlen ein Lied, das von Opferbereitschaft, Heldentum und ihrer Liebe zum deutschen Vaterland kündete.

Eigentlich hätte ich für diese willkommene Abwechslung dankbar sein müssen, zumal es in unserer gutsituierten Nachbarschaft normalerweise nicht besonders viel Ungewöhnliches zu entdecken gab.

Doch irgendetwas an den Fremden irritierte mich.

Vielleicht, weil sie alle nahezu identisch wirkten. Der selbe übermotivierte Gesichtsausdruck, die selbe Kleidung, der selbe Gang.

Ich drückte mir neugierig die Nase an der Fensterscheibe platt... versuchte herauszufinden, ob sie an ihrem Hinterteil auch so eine Vorrichtung zum Aufziehen hatten, wie ich sie von meinen Spielzeugsoldaten her kannte. Das wäre zumindest eine Erklärung dafür gewesen, warum sie sich die ganze Zeit über so eigenartig roboterhaft bewegten.

Aber ich konnte nichts dergleichen erkennen. Vermutlich waren sie ja einfach nur Menschen aus Fleisch und Blut, genau wie ich.

Ich wollte ihnen schon zuwinken... hauptsächlich, um sie mal ein bisschen aus dem Konzept zu bringen und ihnen vielleicht das eine oder andere Lächeln zu entlocken.

Als mich dann jedoch einer aus der Menge bemerkte und fies grinsend seinen rechten Arm in die Höhe riss, tauchte ich sofort ängstlich unters Fensterbrett ab.

Da war irgendein merkwürdiges Funkeln in seinem Blick. Etwas ungeheuer Endgültiges, das mir trotz der wohligen Temperatur in unserer Stube einen kalten Schauer über den Rücken jagte.

„Schau nur genau hin, junger Mann!“, flüsterte der Hausdiener meiner Eltern, der mittlerweile unbemerkt an mich herangetreten war und mit regungsloser Miene das Treiben auf der Straße verfolgte. „Da draußen marschiert die Zukunft. Unser aller Zukunft. Ob uns das nun gefällt oder nicht...“

Natürlich wusste ich damals nicht so recht, wie ich diese Äußerung zu verstehen hatte. Heute begreife ich.

Den Deutschen war ein Messias erschienen. Ein böser, fataler Messias.

Er kam aus dem Volksempfänger gekrochen... jeden Tag, jede Nacht... eigentlich, wann immer man das verdammte Ding einschaltete.

Nicht lange, und er wurde der meistgegrüßte Mann gleich nach dem lieben Gott. Keine Konversation, kein kurzer Plausch, bei dem nicht wenigstens einmal sein Name in den Mund genommen wurde.

Irgendwann hing selbst im Arbeitszimmer meines Vaters ein Bild von ihm.

„Weil sich das so gehört.“, erklärte man mir, als ich mich neugierig nach dem Grund dafür erkundigte.

Ich nickte nur und schwieg. Vermutlich war es ohnehin nichts, worüber sich ein sechsjähriger Knirps wie ich Gedanken zu machen brauchte.

Ich weiß kaum mehr, was in den Jahren danach geschah. Einschulung, die immer häufiger werdenden Geschäftsreisen meiner Eltern, verregnete Kindergeburtstage... alles nur noch zusammenhanglose Fetzen meiner Vergangenheit.

So richtig begann mein Leben wohl erst, als ich von zuhause fort kam.

Ich erinnere mich noch gut daran, wie mein Vater sich darum bemühte, mir das Internat schmackhaft zu machen, das sie ohne mein Wissen für mich ausgesucht hatten.

„Du wirst schon sehen, es wird dir gefallen. Die unberührte Natur, jede Menge Kameraden zum Spielen... und die Lehrer scheinen mir auch sehr nett und verständnisvoll zu sein. Ganz ehrlich, ich würde sofort mit dir tauschen, wenn ich könnte.“

„Würdest du nicht!“, entgegnete ich trotzig, denn das nahm ich ihm nun wirklich nicht ab.

„Wieso kann ich nicht einfach hier bei euch bleiben?“

„Weil die Luft in den Bergen besser ist. Basta!“, antwortete mein Vater ungewohnt gereizt.

„Außerdem ist es ein Privileg, auf diese Schule gehen zu dürfen. Vielleicht verstehst du ja eines Tages, was ich damit meine.“

Es wollte mir zwar noch immer nicht in den Kopf gehen. Aber egal, was ich auch versuchte... letzten Endes war alles Debattieren vergebens.

Man gewährte mir noch eine Nacht Bedenkzeit, dann musste ich zustimmen und meine Koffer packen.

So landete ich schließlich auf dieser Schule mitten im Nirgendwo... genauer gesagt, in der tiefsten bayrischen Provinz. Ein Internat, vergessen von Gott und der Welt, in dem die Zeit irgendwann um die Jahrhundertwende stehen geblieben sein musste.

Von der Gewaltherrschaft, mit der die Nationalsozialisten in den Folgejahren Deutschland überzogen, war hier nicht das Geringste zu spüren. Und wenn doch einmal Nachrichten von außen zu uns Schülern durchsickerten, versicherte man uns glaubhaft, dass im Grunde alles halb so schlimm war und wir uns keinerlei Sorgen zu machen brauchten. Oder man erhöhte einfach unser Lernpensum.

Manchmal konnte einen eben selbst Bildung verdummen.

Während in weiten Teilen des Landes die Synagogen brannten, erfuhren meine

Klassenkameraden und ich Wissenswertes über die Anfänge der Demokratie im antiken Griechenland. Später, als das Deutsche Reich Polen überfiel und sich immer mehr fremde Länder einverleibte, waren wir gerade damit beschäftigt, uns mit den preußischen Reformen und deren Auswirkungen auf die Entwicklung des Bürgertums auseinanderzusetzen. Und selbst, als die ersten alliierten Bomben auf die Dächer meiner Heimatstadt fielen und eigentlich niemand mehr leugnen konnte, dass da draußen irgendetwas gewaltig schief laufen musste, hatte man uns nichts weiter mitzuteilen als Formeln, mit denen wir die Steigungen von Parabeln zu berechnen vermochten, und kluge Gedanken von schon lange vor unserer Zeit abgeschlagenen Köpfen.

Ja, man gab sich zweifellos sehr viel Mühe damit, für uns das Märchen vom freiheitsliebenden deutschen Volk und seinen aufgeklärten Dichtern und Denkern aufrechtzuerhalten. Vermutlich war es das, was mein Vater einst als „Privileg“ bezeichnet hatte... in einer bunten Seifenblase heranwachsen zu dürfen, die kilometerhoch über den blutgetränkten Feldern des Terrors schwebte.

Was für ein Irrsinn, zu glauben, dass sich alle schlechten Zeiten auf diese Weise aussitzen ließen... dass man die Welt nur beharrlich genug ignorieren musste, um nicht eines Tages von ihr heimgesucht zu werden.

In Wahrheit waren wir längst verdammt. Verdammt dazu, entweder schnellstens das Fliegen zu lernen, oder ungeheuer tief zu fallen.

Dabei schien im Sommer 1942 zunächst noch alles in bester Ordnung zu sein. Diejenigen von uns, die so wie ich in den Ferien nicht nach Hause zu ihren Eltern fahren konnten, lagen am nahen Waldsee, flirteten mit den Mädchen aus dem Ort, machten Entdeckungstouren in die Berge und lernten den selbstgebrauten Birnenschnaps der Einheimischen zu schätzen.

Obwohl sich der August allmählich dem Ende entgegen neigte, war die Luft noch immer ungewohnt heiß. Die Sonne knallte die ganze Zeit über ungestört auf die grünen Wiesen und Hügel rund um unsere Schule... ganz so, als würde sie insgeheim befürchten, im nächsten Jahr keine Gelegenheit mehr dazu zu haben.

Ich hatte unterdessen völlig andere Gründe, mir den Kopf zu zerbrechen. Bald würde nämlich wieder die Schule beginnen.

Und auch, wenn mich das in den Jahren zuvor eigentlich nie besonders gestört hatte... diesen Sommer war es anders, denn ich war zum ersten Mal seit langem wieder allein.

Fritz und Kurt, meine beiden Stubenkameraden, mit denen ich mich im Lauf der Zeit doch recht gut zusammengerauft hatte, waren Ende des vorigen Schuljahres überraschend von ihren Eltern abgemeldet worden.

Was für Gründe hinter ihrem plötzlichen Abschied steckten, wusste eigentlich keiner so genau. Man munkelte aber, es lag vor allem an den nicht gerade geringen Kosten, die der Aufenthalt in unserer Lehranstalt Monat für Monat mit sich brachte.

Wie auch immer, sie hatten es auf jeden Fall überstanden... während ich mich nun darauf einstellen konnte, einem anderen Zimmer zugeteilt zu werden und die ganze mühsame Phase des Kennenlernens und gegenseitigen Kräfteauslotens abermals über mich ergehen lassen zu müssen.

Es bestand kein Zweifel daran, dass das anbrechende Schuljahr für mich daher auch so etwas wie ein kleiner Neuanfang werden würde... mit der Chance, schon einmal gemachte Fehler zu vermeiden, und dafür jede Menge neuer zu begehen.

Aber da war noch mehr.

Seit einigen Tagen spürte ich tief in mir drin eine starke Unruhe... ein merkwürdiges Kribbeln, dessen Ursprung ich mir nicht so richtig erklären konnte. Irgendetwas roch nach Veränderung. Als ob ich unmittelbar vor einer Entscheidung stand, die erhebliche Auswirkungen auf den weiteren Verlauf meines Lebens haben würde.

Natürlich erfüllte mich diese Ahnung insgeheim mit Stolz, vermittelte sie mir doch das Gefühl, wichtig zu werden... erwachsen zu werden... endlich meine Kindheit hinter mir zu lassen.

Was ich an jenem Tag im August allerdings noch nicht wusste war, wie radikal sich alles verändern sollte.

KAPITEL 1 - Der erste Schultag

Als die Schule an einem wolkenverhangenen Montag wieder begann, war das Gedränge so groß wie selten zuvor in der Geschichte unseres althehrwürdigen Internats.

Eine Menge Frischlinge, die Mühe hatten, sich mit ihren dick gefüllten Taschen und Koffern durch die engen Gänge zu zwängen, kamen mir auf dem Weg in mein neues Quartier in die Quere... und ich fragte mich verwundert, ob ich wohl am Tag meiner Ankunft auch so tapsig und unbedarft gewirkt hatte.

Unsere Schule war in einer alten Burg untergebracht. Ein richtig mittelalterliches Bauwerk mit Burghof, Wachturm und einem großen Rittersaal, der uns jetzt als Mensa diente.

Eigentlich der ideale Platz zum Herumtollen und Auskundschaften... wenn da nur nicht die ebenso mittelalterlichen Lehrkräfte mit ihren verstaubten Vorstellungen von Sitte und Anstand gewesen wären, die der Meinung waren, dass unentwegt lateinische und griechische Vokabeln zu pauken den Charakter formte und das gute Wesen der Menschen zum Vorschein brachte. Die konnten einem nämlich den Spaß an der abenteuerlichen Umgebung ziemlich schnell wieder vermiesen.

Ich war wenig erfreut, dass sich mein neues Zimmer im obersten Stockwerk befand. Einem Teil der Burg, den wir Schüler meist nur abschätzig als „Zwergenbau“ zu bezeichnen pflegten.

In der Tat hing die Decke in manchen Bereichen dieses Traktes extrem niedrig, und das vor allem in den Nachmittags- und Abendstunden nur spärlich einfallende Licht ließ einem die schmalen, verwinkelten Korridore auch nicht unbedingt geräumiger erscheinen.

Doch noch viel mehr als an den beengenden Verhältnissen störte ich mich daran, dass es nun wohl wesentlich schwieriger werden würde, irgendwelchen nächtlichen Aktivitäten nachzugehen, ohne die halbe Schule durch das Knirschen des alten Fußbodens aus dem Schlaf zu reißen.

Zuvor war es nie ein Problem gewesen, unbemerkt aus dem Fenster im ersten Stock zu klettern und dann über den Hof in die freie Welt zu entkommen. Es gab zwar sehr wohl ein dickes Eisentor, das den Weg nach draußen versperrte... doch ernsthaft bewacht wurde es eigentlich nicht. Lediglich ein Lehrer hatte immer abwechselnd mit seinen Kollegen die Aufgabe, Rundgänge zu machen und für das gebotene Maß an Ruhe und Ordnung zu sorgen. Deren Kontrollgänge waren jedoch zum Glück leicht vorhersehbar... ebenso wie die Tatsache, dass, wenn sie sich erst einmal in eines ihrer Bücher vertieft hatten, meist überhaupt keine weitere Überprüfung mehr stattfand.

Auf jeden Fall hatte ich bisher noch nie das Pech gehabt, von einem von ihnen erwischt zu werden. Andere wurden erwischt, machten zähneknirschend ihre Extra-Aufgaben und versuchten es beim nächsten Mal erneut. Die Versuchung war einfach zu groß.

Nicht, dass in dem weiter unten im Tal gelegenen Kuhkaff auch nur das Geringste los gewesen wäre. Die meisten Einheimischen schienen noch lange vor einem durchschnittlichen Internatsschüler zu Bett zu gehen, und die wenigen, die noch wach waren, befanden sich alle in der einzigen Dorfkneipe, in der wir logischerweise strengstes Hausverbot hatten.

Dennoch lag einfach immer ein gewisser Reiz darin, die Lehrer an der Nase herumzuführen... und sei es, dass man sich auch nur rausgeschlichen hatte, um kleine Steinchen gegen die Fenster von schlafbedürftigen Mitschülern zu werfen. Ein netter Spaß übrigens... vor allem, wenn man dann am nächsten Morgen in ihre übernachtigten Gesichter sehen konnte.

Wie auch immer, es würde nun schwerer werden, diesen Vergnügungen nachzugehen. Ganz abgesehen davon, dass es auch der richtigen Zimmergenossen bedurfte, um nicht hinterrücks verpetzt zu werden.

Fritz und Kurt waren da echt in Ordnung gewesen. Die beiden hatten jede Menge Blödsinn mitgemacht und oft sogar viel verrücktere Sachen angestellt, als mir eigentlich lieb war. Zuweilen hatte ich dabei auch ganz schön Schiss gehabt.

Dennoch dankte ich den beiden im Nachhinein dafür, und wünschte, dass sie bei mir geblieben wären. Wie allgemein üblich war nämlich auch ich in meiner Freizeit hauptsächlich mit meinen Stubenkameraden zusammen gewesen, und hatte außer im Unterricht und beim Sport nie so viel mit dem Rest der Klasse zu schaffen gehabt... so dass ich jetzt ein wenig mutlos die Treppen zu meiner neuen Bude hinaufschlurfte.

Es war eine kleine Welt, in der wir alle lebten. Und wenn in dieser kleinen Welt ein Arschloch war, konnte einem das ziemlich schnell das ganze Schuljahr vermiesen.

Ich hoffte, dass man mich nicht gerade mit ein paar dieser langweiligen Streber in einen Stall gepfercht hatte, die auf Betruhe ab zehn Uhr bestanden und es aus Angst davor, der Mittäterschaft bezichtigt zu werden, nicht zuließen, dass Alkohol und Zigaretten im Zimmer aufbewahrt wurden.

„Das ist bestimmt die mickrigste Besenkammer in der ganzen gottverdammten Schule!“, fluchte Alex laut.

Der große Typ mit den braunen Locken war mit seinen sechzehn Jahren der Älteste in unserer Klasse. Wegen seines Temperaments und seiner offensichtlichen Vorliebe für Amerika wurde er von allen „Cowboy“ genannt.

Alex machte oft aus einer Mücke einen Elefanten, doch in seiner Einschätzung der räumlichen Ausmaße unserer neuen Behausung musste ich ihm uneingeschränkt zustimmen. Ein solch winziges Vier-Bett-Zimmer hatten frischgebackene Oberstüfler nun wirklich nicht verdient... noch dazu mit nur einem einzigen Kleiderschrank in der Ecke.

„Sag's bloß nicht zu laut, sonst gibt es ja doch nur Ärger!“, meldete sich Paul zu Wort, der dicht hinter mir gegangen war und sich nun ebenfalls kritisch umzusehen begann.

Auch ihn kannte ich schon aus meiner letzten Klasse, und ich wusste genau, dass dieser schmächelige Blondschoopf nicht der richtige Bettnachbar für Alex war... galt er doch als absolut gewissenhaft und ordnungsliebend.

Sein Spitzname war „Brille“, obwohl er eigentlich gar keine trug. Aber wir meinten eben, dass ihm eigentlich nur noch eine Brille auf der Nase fehlte, um den perfekten altklugen Oberprofessor abzugeben.

Ich war wirklich schon sehr gespannt, wann sich meine neuen Zimmergenossen das erste Mal in die Haare bekommen würden. Vermutlich spätestens dann, wenn Alex mit seinen alten Kumpels hier bei uns Party machen wollte, während Paul etwas zu Lernen beabsichtigte.

Mit diesen beiden Gegensätzen an Bord versprach das neue Schuljahr jedenfalls alles andere als langweilig zu werden, und ich war froh, dass ich meine nächtlichen Ausflüge wohl nicht aus Angst, verpetzt zu werden, einstellen musste.

Denn Alex war nachts ohnehin immer unterwegs, wie man sich so erzählte... und Paul war zwar ein Streber, aber eigentlich doch ein ganz netter Kerl, der niemandem etwas zu Leide tat.

Wie ich es erwartet hatte, riss sich Alex sogleich das obere linke Etagenbett unter den Nagel, während Paul mit gleichgültiger Miene das darunterliegende bezog.

„Ich liege ohnehin nicht so gern oben.“, versicherte er mir, als ob er meinte, sich für seine Nachgiebigkeit rechtfertigen zu müssen.

„Falls ich nachts was Wildes träume und herunterfalle, verstehst du?“

Alex grinste nur.

„Du solltest nicht so viel träumen, Brille. Du weißt doch, Träume sind Schäume!“, bemerkte er neckisch und hüpfte testend auf seiner Matratze herum.

„Mann, muss das sein?“, rief Paul empört. Er schien wohl doch ein wenig an der Stabilität unseres Mobiliars zu zweifeln, was ich angesichts von Alexs Ausgelassenheit auch durchaus nachvollziehen konnte.

Doch der ignorierte den armen Paul nur und begann, noch wilder darauf herumzuspringen.

„Wo soll ich mich denn sonst bewegen, wenn hier alles zugestellt ist? Ich brauche nun mal meinen täglichen Auslauf! Außerdem... wenn es von der Schulleitung nicht erwünscht wäre, dass wir gelegentlich an die Decke hüpfen, dann hätten sie uns hier doch erst gar keine Etagenbetten reingestellt.“

Da war wohl was dran, vermutete ich. Andererseits gab es in diesem engen Raum wirklich keine andere Möglichkeit, vier Schüler unterzubringen, als sie übereinander zu stapeln.

Wie auch immer, ich beschloss, es Paul gleich zu tun, und für mich das untere Bett auf der rechten Seite in Beschlag zu nehmen. Um ehrlich zu sein, träumte ich nachts nämlich auch gerne mal etwas heftiger.

Übrigens, ich heiße Kai. Fünfzehn Jahre alt, unauffälliges Aussehen... und kein Spitzname. Wahrscheinlich, weil ich zu durchschnittlich war und keine herausragenden positiven oder negativen Eigenschaften besaß. Ich suchte eben damals noch meinen Platz in der Welt, probierte vieles aus, und ließ vieles auch genauso schnell wieder sein.

Alex hatte sich mittlerweile wieder beruhigt. Ihm war wohl zwischenzeitlich in den Sinn gekommen, dass er in seinem Trampolin noch mindestens zwei Jahre schlafen musste.

Amüsiert beobachtete er mich dabei, wie ich meine Sachen auf dem unteren Bett ausbreitete.

„Da wäre ich an deiner Stelle vorsichtig! Stell dir vor, unser vierter Mann ist drei Zentner schwer und furzt die ganze Nacht über deinen Kopf weg.“, warnte er mich kameradschaftlich. Das war in der Tat keine sehr angenehme Vorstellung. Aber sollte ich deshalb nun das obere Bett nehmen? Ich wollte mich ja auch nicht so einfach von Alexs schmutziger Phantasie einschüchtern lassen.

Doch der ließ nicht locker.

„Ohne Scheiß! Das ist mir mal in der Fünften so gegangen. Und seitdem liege ich immer oben.“

„Kennt den einer von euch? Unseren vierten Mann, meine ich...“, fragte ich die anderen leicht verunsichert.

„Na, der fette Gerhard ist es jedenfalls nicht!“, beruhigte mich Paul. „Soviel ich mitbekommen hab, kriegen wir einen Neuzugang rein. Kommt aus dem Elsass, wie man so hört...“

„Ist mir egal, Brille. Sag mir einfach nur, wie viel er wiegt!“, hakte ich grinsend nach.

„Woher soll ich das wissen, kannst du mir das verraten? Meinst du, das hängt hier am schwarzen Brett oder was?“

„Schönen guten Morgen, die Herren!“

Das war Hoheim, Richard Hoheim. Leiter des Internats seit mindestens zwanzig Jahren. Er sah allerdings auf den Fotografien von damals schon genauso aus wie heute... graue, zur Seite gescheitelte Haare, immer wie frisch vom Friseur, Anzug, Krawatte. Dazu ein leicht gebückter Gang und dieses debile Grinsen, das er selbst dann nicht abzulegen pflegte, wenn er im Begriff war, jemanden von der Schule zu schmeißen.

Und jetzt stand er hier bei uns in der Tür und sah uns erwartungsfroh an. Offensichtlich schien er den Gedanken daran zu genießen, dass seine bloße Anwesenheit genügte, um sämtliche Gespräche unter den Schüler verstummen zu lassen.

Nur Alex ließ sich davon nicht sonderlich beeindrucken.

„Wir haben heute noch nichts angestellt, Herr Hoheim! Es ist nicht nötig, dass sie unser Zimmer auf verdächtige Spuren hin untersuchen. Außerdem haben wir noch gar nicht die Zeit dazu gehabt, irgendetwas zu verstecken...“, flachste er frech.

„Oh, das hoffe ich doch sehr, Alexander! Ach übrigens, das hier ist Max.“

Mit diesen Worten schob Hoheim einen unscheinbaren Jungen durch die Tür.

„Max kommt von weit her und hat hier noch keine Freunde. Ich möchte, dass ihr ihm dabei behilflich seid, sich gut bei uns einzuleben. Kann ich mich darauf verlassen?“

Wir nickten, und ich war insgeheim froh, dass der Neue ein verhältnismäßiges Fliegengewicht war. Jedenfalls brauchte ich wohl keine Angst davor zu haben, dass mir in der Nacht irgendwann das Bett auf den Kopf fiel.

Ganz abgesehen davon, dass dieser Max auch nicht unbedingt danach aussah, als ob er so verrückt wie Alex über mir herumhüpfen würde. Nein, er wirkte eher ruhig und nachdenklich... mit seinen glatten, braunen Haaren und dem braven Mittelscheitel auch fast schon ein wenig mädchenhaft. Schüchtern blickte er auf den Boden, so, als wollte er sich für seine bloße Anwesenheit entschuldigen... bis ihm Hoheim schließlich väterlich die Hand auf die Schulter legte und ihn zu dem freistehenden Bett dirigierte.

Ich fragte mich, was auf einmal mit Hoheim los war. Er hatte eigentlich bisher immer eine gewisse Distanz zu seinen Schülern bewahrt. Doch an jenem Morgen schien er richtig versessen darauf zu sein, sich uns als väterlicher Kumpel zu präsentieren.

Na ja, eigentlich war er mir so ja auch wesentlich lieber. Es wirkte nur eben ein wenig gespielt und unehrlich auf mich... was aber auch daran liegen konnte, dass es Hoheim in seiner steifen Art einfach nicht besser auszudrücken vermochte.

„Schön, dann lass ich euch jetzt allein!“, meinte der Rektor und klatschte dabei ermunternd in die Hände. „Ich muss noch einen neuen Kollegen begrüßen.“

Paul wurde hellhörig.

„Dann stimmt es also, Herr Hoheim?“, fragte er leise.

„Was soll stimmen?“

Hoheim schien ein wenig überrascht von der Frage zu sein. Doch Paul ließ sich nicht aus dem Konzept bringen und hakte weiter nach.

„Na, dass man uns einen Aufpasser aus Berlin geschickt hat. Ich habe gehört, dass...“

„Sieh mal, Paul.“, unterbrach ihn Hoheim gefasst. „Mir ist bekannt, was für Gerüchte über diesen Major von Stahl im Umlauf sind. Aber ihr aufgeklärten jungen Menschen solltet es doch eigentlich besser wissen und nicht gleich jedes Weibergewäsch glauben. Herr von Stahl ist ein hochdekorierter Kriegsheld und wird euch in Staats- und Völkerkunde unterrichten.

Außerdem wird er euch auch körperlich wieder fit machen... da bin ich mir ziemlich sicher.“

Er machte eine längere Pause und blickte prüfend über seine Schulter, als wenn er sich vergewissern wollte, nicht beobachtet zu werden.

„Abgesehen davon... bin ich auch nicht gerade glücklich mit der Entscheidung. Aber wir müssen in diesen Zeiten wohl damit leben. Guten Tag, meine Herren!“

Ohne noch ein weiteres Wort darüber zu verlieren, wie wir das jetzt zu verstehen hatten, verließ er unser Zimmer und stieg kurz darauf deutlich hörbar die morsche alte Treppe hinunter.

Wir blickten uns nachdenklich an.

„Ein Kriegsheld? Was hat ein Kriegsheld an unserer Schule zu suchen?“, fragte Alex ungläubig. Paul schüttelte nur den Kopf.

„Da ist doch was oberfaul! Ein Kriegsheld sitzt in unserer Zeit im Generalstabshauptquartier und unterrichtet nicht an einem humanistischen Internat in der Pampa.“

Ich hatte ja auch meine Zweifel... dachte mir aber, dass es vermutlich schon irgendeine logische Erklärung dafür geben würde.

„Und was, wenn er eben im Krieg verwundet wurde und nun nicht mehr kampftauglich ist?“, überlegte ich laut.

„Selbst dann würde er noch einen Schreibtischposten bei der Wehrmacht bekommen und nicht hierher zu uns geschickt werden. Es heißt zwar, dass er tatsächlich ein Invalide sein soll, der vor dem Krieg als Lehrer an einem preußischen Internat gearbeitet hat... aber wenn das stimmt, was ich unten in der Mensa von Herrn Kammerer gehört habe, dann will er hier nichts anderes, als uns für den Dienst an der Waffe begeistern.“

Paul schien ernsthaft besorgt zu sein.

„Und wenn schon... dann kommt wenigstens etwas Abwechslung in unser tristes Dasein. Ich werde mir den hier trotzdem schmecken lassen!“, lachte Alex und hob demonstrativ eine alte Feldflasche in die Luft.

„Hey, wo hast du schon wieder den Alk her?“, fragte ich überrascht, denn seit dem Weggang von Pater Albert kamen wir an das Zeug aus dem Keller nicht mehr ran.

Alex grinste überlegen.

„Beziehungen, mein Freund! Beziehungen.“

Ich wusste schon, dass er irgendeinen Deal mit den Bauern im Dorf ausgehandelt hatte, und so immer über die allerbeste Ware verfügte. Jeder wusste es. Aber selbstverständlich dachte keiner daran, irgendetwas zu melden... würde dann doch die gesamte Spirituosenversorgung der Schule zusammenbrechen. Und nicht mal die ehrgeizigsten Streber hatten Lust darauf, den kollektiven Hass der gesamten Schülerschaft auf sich zu ziehen.

„Entschuldigung, könnt ihr mich mal durchlassen?“

Es war der Neue, den wir in unserem Redeeifer völlig vergessen hatten. Angestrengt wuchtete er einen schweren Koffer durch das Zimmer.

„Warte, ich helfe dir.“, sagte ich und packte kurzentschlossen mit an.

„Da... danke“, stotterte Max, nur um sich gleich danach schweigend auf sein Bett fallen zu lassen, ohne in irgendeiner Weise weiteren Kontakt mit uns zu suchen.

Es war ein großer Fehler, als Neuling so still und leise zu sein. Jegliche Form von Unsicherheit wurde einem von den anderen nämlich sofort als Schwäche ausgelegt. Ich wusste das, weil ich damals den selben Fehler begangen hatte... und ich nahm mir vor, es diesem Max bei Gelegenheit einmal zu erklären, bevor die anderen damit anfangen, sich einen Spaß daraus zu machen, ihm seinen Proviant und seine Bücher zu klauen. Denn genau das würde passieren, gerade weil er nicht nur still, sondern auch noch irgendwie ängstlich wirkte... eben das ideale Opferlamm für frustrierte Internatsschüler, denen das gestrenge Schulsystem im Grunde gar keine andere Möglichkeit ließ, als ihre angestauten Aggressionen an den wenigen auszulassen, die noch wehrloser waren als sie.

KAPITEL 2 - Ein Mann aus Stahl

Am folgenden Morgen warteten wir alle gespannt auf den ersten Auftritt unseres neuen Lehrers. Kein einziger Papierflieger drehte seine Runden über unseren Köpfen, nicht einmal die üblicherweise nach den Ferien herrschende Neugier auf die Urlaubserlebnisse der Klassenkameraden störte die geradezu andächtige Stimmung im Saal.

Eigentlich ja auch kein Wunder, wenn man bedenkt, was für unerfreuliche Gerüchte über diesen Major von Stahl im Umlauf waren. Gerüchte, die sich an einer kleinen Schule wie der unseren natürlich immer wie ein Lauffeuer zu verbreiten pflegten, und die mir diesmal ganz und gar nicht gefielen.

Glaubte man zum Beispiel den Aussagen, die Paul von ein paar anderen aufgeschnappt haben wollte, so war dieser Mann der personifizierte Teufel. Ein Monster, das kleine Internatsschüler schon zum Frühstück verspeiste. Und das im wahrsten Sinne des Wortes.

Es hieß, er sei an der Ostfront verrückt geworden und habe einen der eigenen Gefallenen zubereitet und aufgegessen. Wohlgerichtet stilecht auf einem edlen preußischen Porzellanteller, den er eigens für diesen Zweck in seiner Marschtausrüstung mitgeführt haben soll.

Andere wiederum erzählten sich, dass er bei einer Säuberungsaktion in einem russischen Dorf sogar unschuldige Frauen und Kinder hinrichten ließ... nur, um der einheimischen Bevölkerung seine Kompromisslosigkeit zu beweisen.

Irgendwie riet mir mein Verstand zwar eindringlich, das alles nicht all zu ernst zu nehmen.

Dennoch fühlte ich mich damals ein wenig wie ein kleines, verängstigtes Kind, dem man soeben zum ersten Mal das Märchen vom bösen Wolf vorgelesen hatte.

Das war eben nicht das übliche Gemunkel, das man sonst so über einen neuen Lehrer zu hören bekam... wie etwa, dass er ein kleines Alkoholproblem hatte, oder dass er gerne junge Mädchen verführte. Nein, diesmal handelte es sich um richtiggehend abartige Phantasien, und ich konnte mir nur schwer vorstellen, dass das alles bloß dem Gehirn eines vorwitzigen Pennälers entsprungen war, der seinen Mitschülern einen bösen Streich spielen wollte.

Als der Major endlich in das Zimmer trat, ging ein verunsichertes Raunen durch die Bänke.

Auch ich hatte Mühe, meine Überraschung über das ungewöhnliche Erscheinungsbild des neuen Lehrers vor den anderen zu verbergen.

Natürlich, er trug eine schwarze Augenklappe, und quer über sein kantiges Gesicht verlief eine riesige Narbe. Eben ganz, wie man sich einen Kriegsveteranen so vorstellte.

Doch wir alle hatten zweifellos einen alten, verbitterten Invaliden erwartet... und nicht einen jungen, athletisch gebauten Offizier, dessen lange, bis knapp an die Schultern reichenden schwarzen Haare nicht gerade dem militärischen Schönheitsideal entsprachen, und der in seinem weiten, schwarzen Ledermantel, der darunter befindlichen Wehrmachtsuniform und den vielen daran befestigten Orden eher an einen vornehmen Grafen als an eine wilde Kampfmaschine erinnerte.

Während er langsam durch die Reihen nach vorne schritt, verspürte ich eine solch ungeheure Ausstrahlung, wie sie sonst vielleicht nur einen Drachentöter in den alten germanischen Heldensagen umgab. Pures Charisma. Selbst der Führer des Deutschen Reiches persönlich hätte nicht mehr Aufmerksamkeit erregen können.

Alle Blicke ruhten fasziniert auf dem Major. Erst, als er sich majestätisch vor uns aufbaute, versuchten die meisten, einen uninteressierten Eindruck zu erwecken, um ihn ja nicht mit ihrer Neugier zu verärgern.

Mindestens fünf Minuten stand er einfach nur da vorne, ohne auch nur ein einziges Wort zu sprechen. Dabei musterte er jeden Einzelnen von uns so, als könnte er durch unsere Köpfe hindurch in unsere intimsten Gedanken schauen.

Ein seltsamer Bann war über den gesamten Raum gelegt. Und obwohl ich deutlich merkte, dass alle um mich herum vor Anspannung förmlich zu platzen schienen, traute sich keiner zu husten, oder auch nur laut zu atmen. Es war gespenstisch.

Max, der an meiner Bank saß, hielt verkrampft seine Tasche fest... beinahe so, als versuchte er, sich damit wie mit einem Kruzifix vor einer bösen Macht zu schützen. Selbst Harald, Dieter und Alex, die sonst immer als die Coolsten und Gefasstesten von uns allen galten, harrten regungslos und mit leicht zitternden Lippen der Dinge, die da kommen würden.

„Heil Hitler!“, rief der Major urplötzlich mit einer solchen militärischen Strenge in die Stille hinein, dass wir alle wie vom Blitz getroffen zusammenzuckten.

Ich meinte, einen Anflug von Befriedigung in seinem Gesicht erkennen zu können. Dann räusperte er sich, trat einen Schritt nach vorne und fuhr mit einer wesentlich sanfter klingenden Stimme fort, ohne weiter auf unsere erschrocken offenstehenden Münder einzugehen.

„Ich bin Major von Stahl. Jetzt, da wir uns kennen, schlage ich vor, dass wir keine Zeit mehr mit Begrüßungsfloskeln verschwenden.“

Ich weiß noch genau, wie ich mich verwundert fragte, was er mit „Jetzt, da wir uns kennen“ gemeint hatte. Kannte er uns bereits allein durch einen flüchtigen Blick in unsere Gesichter? Zugetraut hätte ich es ihm damals auf jeden Fall.

„Ich weiß...“, sprach er weiter, „dass sich hier niemand sonderlich über einen Sittenwächter aus dem fernen Berlin freut. Aber, falls es euch interessiert: Auch ich war vor dem Krieg einmal ein Schüler wie ihr. Auch ich habe mich mit Latein, Algebra und anderen Fremdsprachen herumplagen müssen. Ja, ich erkenne mich sogar in einigen von euch wieder.“

Er stand jetzt direkt vor Alexs Bank und starrte ihn mit einem Blick an, den ich noch nie zuvor bei jemandem gesehen hatte. Jedenfalls bei keinem Menschen... nur einmal bei einem hungrigen Panther, als ich mit meinen Eltern im Zoo gewesen war.

Der sonst so selbstbewusste Alex begann, nervös mit den Augen zu zucken, und wirkte auf einmal ungewohnt schwach und zerbrechlich.

„Was ist...“, stotterte er kleinlaut, „Ha... habe ich etwas... falsch gemacht?“

„Nein. Bitte entschuldige.“

Von Stahl lächelte milde, ließ wieder von ihm ab und lief gedankenversunken zur Tafel zurück.

„Habt ihr euch eigentlich schon einmal gefragt, was Helden sind?“, begann er langsam und ausdrucksvoll zu reden.

„Sind das die strahlenden Ritter aus den Legenden, die auf ihrem Schlachtross in den Kampf preschten und Dutzende von Aufständischen mit ihrer eisernen Lanze durchbohrten? Die edel und furchtlos für ihren Fürsten den Sieg errangen?“

Er machte eine längere Pause... wohl, um uns die Möglichkeit zu geben, seinen Ausführungen auch folgen zu können. Doch dies wäre im Grunde gar nicht nötig gewesen, denn noch nie zuvor hatten wir so gespannt den Worten eines Lehrers gelauscht.

„Nun, ihr könnt mir glauben: Das waren keine Helden! Solche Figuren aus der Überlieferung sind für gewöhnlich nur Schauspieler, Narren und Feiglinge gewesen, die meist nicht einmal ohne die helfende Hand eines Knappen auf ihr Pferd zu steigen vermochten.

Es bedarf keines großen Heldenmutes, um sich in glänzender Rüstung auf die Seite der Sieger zu stellen. Die wahren Helden dagegen befanden sich meist hoffnungslos in der Unterzahl.

Sie waren dreckig, sie waren schwach, und sie haben dennoch keinen dieser adligen Emporkömmlinge über ihr Leben bestimmen lassen.

Aber das interessiert uns, die wir ihre Nachkommen sind, offensichtlich nicht besonders.

Es scheint, als verehrten wir lieber protzige, leblose Kriegerdenkmäler, anstatt diejenigen zu bewundern, denen ihre Freiheit, ihre Familie und ihre Freunde wichtiger waren als ein Platz in unseren Geschichtsbüchern und Heldensagen.“

Ich horchte verwundert auf. Eigentlich hatte ich ja eher damit gerechnet, dass er uns auf Gehorsam dem Reich und dem Führer gegenüber ein schwören würde, nicht auf Verbundenheit mit unseren Freunden und Familien.

Als er dann auch noch von uns gut bekannten, edlen Germanen zu berichten begann, die anscheinend gar nicht so edel waren, sondern nur die Gunst der Stunde für sich zu nutzen wussten, und er von ein paar einfachen Bauernjungen erzählte, die während des dreißigjährigen Krieges ein wagemutiges Attentat auf einen tyrannischen Fürsten verübten, konnte ich mir kaum mehr vorstellen, dass uns dieser Mann wirklich als Aufpasser von Goebbels Propagandaministerium zugeteilt worden sein sollte.

„Seht euch doch nur mal selbst an! Ihr kommt mir vor wie ein verschreckter Haufen Hühner, die zusammengekauert auf der Stange sitzen und nervös beobachten, wie unterhalb von ihnen der Fuchs durch den Stall schleicht. Ist es wegen dem?“

Mit diesen Worten griff sich der Major vorsichtig unter den Mantel und zog ein glänzendes eisernes Kreuz ab. Dann streckte er uns die Auszeichnung demonstrativ entgegen.

„Meint ihr, das macht mich jetzt zum Helden, vor dem ihr Respekt haben müsst? Vergesst das mal schnell wieder! Irgendwo unter euch sitzt wahrscheinlich jemand, der ein weitaus größerer Held ist als ich. Aber weil ihm keiner einen Orden gab, könnt ihr das leider nicht erkennen. Lieber lasst ihr euch blenden... von diesem lächerlichen Stück Metall an meiner Brust, das im Grunde keinen Deut mehr wert ist als der General, der es verliehen hat.“

Es fiel mir äußerst schwer, mich nicht völlig von dem selbstsicheren Auftreten des Majors vereinnahmen zu lassen. Irgendwie bewunderte ich ihn, daran bestand kein Zweifel. Aber nicht so, wie man einen Filmschauspieler bewunderte, den man um ein Autogramm bitten würde. Ich mochte die Art, wie er sprach, sein Charisma, und seine ganze Erscheinung... doch ich fürchtete seine Blicke und diese dämonische Aura, die ihn die ganze Zeit über zu umgeben schien. Er hatte etwas Mystisches, Ungezügelter an sich... etwas, das so ganz und gar nicht in unseren geordneten Schulalltag hineinpassen wollte.

Viel zu schnell ertönte schließlich die Pausenglocke.

„Nun, das ist alles für heute, Jungs. Macht euch noch einen schönen Tag!“, schloss der Major seinen Vortrag. Er nickte uns noch kurz zu... dann wandte er sich mit einem ernsten Gesichtsausdruck von uns ab.

Zahlreiche Hände waren nach oben gerichtet. Zu vieles wollten wir noch erfahren... über den Krieg, über das Reich und über unsere Geschichte. Doch von Stahl starrte nur stumm aus dem Fenster und schien keinen von uns mehr wahrzunehmen.

Von der Inbrunst, mit der er eben noch von den unbekanntenen Helden berichtet hatte, war auf einmal nichts mehr zu spüren. Er wirkte jetzt eher wie ein Kanonier, der all sein Pulver verschossen hatte und nun teilnahmslos auf Nachschub wartete.

Selbstverständlich hätte sich aber keiner getraut, nach vorne zu gehen und ihn persönlich anzusprechen. Zu groß war unsere Furcht vor seiner Energie... vor dem wilden Tier, das hinter seiner Uniform zu schlummern schien. Wir kamen uns ihm gegenüber seltsam klein und unbedeutend vor... und das, obwohl wir von ihm doch eigentlich wesentlich ernster genommen wurden als von den meisten anderen Lehrern.

Er hatte uns geduzt und sprach, als würde er mit guten Freunden reden. Genaugenommen hatte er uns die ganze Stunde über nicht einmal angebrüllt oder zurechtgewiesen... so, wie es die anderen Lehrkräfte nur all zu gerne zu tun pflegten. Wer weiß, vielleicht hätten wir uns ihm gegenüber ganz anders verhalten, wenn wir nicht zuvor schon mit diesen unheilvollen Gerüchten über ihn konfrontiert worden wären.

Doch möglicherweise war es ja auch gar nicht so verkehrt, dass wir ein wenig voreingenommen gewesen waren, und uns somit nicht vorschnell von der enormen Anziehungskraft dieses Mannes blenden ließen.

„Unser Cowboy hat ja ganz schön gezittert.“, spottete Paul am Nachmittag in unserer Bude. Alex versuchte gar nicht erst zu widersprechen.

„Scheiße, der Typ war einfach zu heftig!“, gab er freimütig zu. „Ich dachte echt, der frisst mich gleich auf oder so.“

Das verstand ich sehr gut. Schließlich hätte ich nicht sagen können, wie ich an Alexs Stelle reagiert hätte. Wahrscheinlich hätte ich überhaupt kein Wort mehr rausgebracht und wäre gleich an Ort und Stelle umgekippt.

Nein, von Stahl war echt in Ordnung, wenn er vorne an der Tafel stand und uns von vergangenen Zeiten berichtete. Aber ich nahm mir damals vor, ihn nie näher als drei Schritte an mich herankommen zu lassen.

„Was meint ihr, wie der den Russen eingeheizt hat?!“, fragte Alex mit einem sichtlich faszinierten Unterton in der Stimme. „Die sind sicher nur noch gerannt, wenn sie ihn auf sich zumarschieren sahen.“

Paul grinste verlegen. Er wollte sich wohl nicht eingestehen, dass ihn die Erscheinung des neuen Lehrers genauso verzaubert hatte wie uns.

Ich konnte dagegen nicht anders, als Alex lautstark rechtzugeben.

„Das weißt du aber! Den haben die uns vermutlich nur geschickt, weil sich sein Einsatz an der Front nicht mit der Genfer Konvention in Einklang bringen ließ.“

Alle lachten. Nur Max schien sich nur ganz am Rande für unsere Gesprächsrunde zu interessieren. Stattdessen war er hauptsächlich damit beschäftigt, aus dem Fenster hinunter auf den Hof zu starren und sein neues Zuhause zu inspizieren.

„Gebt es dem Major doch nicht so gnadenlos, Leute!“, warf Paul mahnend ein... wohl, weil er einfach mal wieder die Stimme der Vernunft spielen musste.

„Ich meine, er ist schon irgendwie gruselig. Aber dafür hat er es echt drauf, spannende Geschichten zu erzählen. Und getan hat er auch keinem von uns was, oder?“

„Ja, hast schon Recht.“, nickte ich zustimmend, auch wenn es mir sichtlich schwer fiel, Paul diese Genugtuung zu gönnen. „Bis jetzt hat er uns ja nur Angst eingejagt.“

Kurze Zeit später gingen Alex und Paul los, um ein paar ihrer ehemaligen Stubenkameraden zu treffen. Ich entschuldigte mich mit den Worten: „Ich brauche ein wenig Pause, Jungs... wir sehen uns dann beim Abendbrot!“, und blieb allein mit Max auf der Bude zurück.

Eigentlich wäre ich ja sehr gerne mitgekommen, zumal ich das gemeinsame Herumalbern und Blödsinnlabern seit dem Abgang von Fritz und Kurt schmerzlich vermisste. Doch die Witze, die Paul mit seinen Freunden riss, waren mir zu intellektuell... während Alex, Karl und ihre Kumpels nicht gerade dafür bekannt waren, dass sie jemanden in ihrer Clique mitmachen ließen, der so wenig Erfahrungen mit Mädchen und Alkohol besaß wie ich.

Außerdem gab es da noch eine andere Sache, um die ich mich gerne kümmern wollte. Es ging um unseren neuen Mitschüler.

Hoheim hatte gesagt, wir sollten ihn gut bei uns aufnehmen. Aber um ehrlich zu sein, hatte ihm bisher niemand große Beachtung geschenkt. Sei es, wegen der Sache mit von Stahl, oder einfach, weil Max etwas zu langweilig und ruhig wirkte.

Ich hatte jedenfalls noch gut in Erinnerung, wie verlassen und einsam ich mich damals gefühlt hatte, als ich vor einigen Jahren hier angekommen war...und so wollte ich wenigstens meinen bescheidenen Teil dazu beitragen, das Eis um Max herum ein wenig aufzubrechen.

„Die ersten zwei Tage sind die schlimmsten. Wirst schon sehen, bald fühlst du dich hier wie zuhause.“, meinte ich tröstend und stellte mich interessiert neben sein Bett.

Max hatte seinen schweren Koffer ein wenig geöffnet, so dass ich darin ein paar Bücher und zahlreiche Klamotten erkennen konnte.

Er drehte sich in meine Richtung und lächelte schüchtern.

„Ist schon in Ordnung, danke. Das bin ich gewohnt...“

„Was meinst du?“, hakte ich nach. Es hätte mich interessiert, ob er schon öfters die Schule gewechselt hatte... doch er antwortete nur leise „Vergiss es.“, und begann, wieder geschäftig in seinem Koffer zu wühlen.

Eines der Bücher darin erkannte ich, denn ich hatte es vor langer Zeit auch einmal gelesen. Es handelte von einem Bauernjungen, der mit seiner Familie nach Amerika auswanderte und dort viele Abenteuer zu bestehen hatte.

„Interessierst du dich dafür?“, fragte ich und deutete auf das Buch. Max zögerte.

„Meine Mutter... hat mir das geschenkt. Es soll mich daran erinnern, dass alle meine Träume wahr werden können, wenn ich nur fest genug daran glaube.“

Ich nickte. Amerika war für viele immer noch das Land der Hoffnung... trotz des Krieges. Ein paar meiner Vorfahren und auch einige von denen der anderen waren in früheren Zeiten dorthin ausgewandert. Und so war es eigentlich nicht nur Alex, der von einem Leben als Abenteurer in einem freien Land träumte... nur war er vermutlich der Einzige von uns, der den Mut besaß, öffentlich dazu zu stehen.

„Und, was hast du für Träume?“, wollte ich von Max wissen. Ich fragte mich, ob er wohl auch eines Tages vor hatte, unserem Vaterland den Rücken zuzukehren und ein neues Leben jenseits des großen Ozeans zu beginnen.

Max sah mich ein wenig verwundert an. In der damaligen Zeit redete man nicht oft über seine Träume... jedenfalls nicht in der Welt da draußen, aus der Max zu uns gekommen war.

„Mein größter Wunsch ist es, dem Deutschen Reich zu dienen und für meinen Führer Adolf Hitler zu sterben.“, meinte er schließlich mit einer monotonen Stimme, die in meinen Augen schon fast den Charakter einer Parodie besaß.

Ich war ein wenig irritiert und beschloss, zu dem Thema lieber gar nichts mehr zu sagen... zumindest nicht, so lange ich nicht wusste, wie ich diese Aussage von Max zu werten hatte. Also versuchte ich, das Gespräch vorsichtig in eine andere Richtung zu lenken.

„Du hast noch gar nichts über den Major gesagt. Was hältst du denn von dem?“

„Der Major ist ein Held, der sein Leben dem Führer und unserem großartigen Deutschen Reich gewidmet hat.“, kam von Max postwendend zurück... was dazu führte, dass ich langsam begann, mich von ihm ziemlich auf den Arm genommen zu fühlen.

„Verarschen kann ich mich allein! Du warst wohl zu lang in der Hitlerjugend, was?“, fuhr ich ihn verärgert an, bevor ich ohne weitere Worte das Zimmer verließ.

Das konnte doch nicht sein Ernst sein! Ich meine, wenn er tatsächlich so überzeugt war, wie es sich anhörte, würde er ja wohl kaum auf unsere Schule gehen, sondern hätte sich längst freiwillig zum Dienst auf irgendeiner Militärakademie gemeldet.

Möglicherweise dachte Max ja genau wie ich über die ganze Sache... nämlich, dass Adolf Hitler ein ziemlich weit entfernt lebender Herrscher war, der nichts für uns tat, und dem wir deshalb ganz sicher auch nichts schuldig waren. Nur vertraute er mir wohl nicht genug, um mit mir über solche Dinge zu reden... oder er hatte einfach noch nicht mitbekommen, dass sich die meisten Schüler und Lehrer auf dem Internat nicht all zu sehr für die Geschehnisse in Berlin interessierten.

Wir lebten nun mal unser eigenes Leben in unserer eigenen kleinen Welt. Und wir waren uns ziemlich sicher, dass wir das unter einem anderen Führer in einem anderen Land auch nicht großartig anders gemacht hätten.

KAPITEL 3 - Ein ungebetener Gast

In den folgenden Tagen habe ich eigentlich kaum ein Wort mit Max gewechselt. Wozu auch? Schließlich hatte er mir gegenüber nicht unbedingt den Eindruck erweckt, in irgendeiner Weise an persönlichen Gesprächen interessiert zu sein. Außerdem gab es für mich noch genügend andere Dinge zu tun. Die Schulaufgaben zum Beispiel, unser allabendliches Fußballspiel auf dem Hof, und nicht zu vergessen den längst überfälligen Brief, den ich endlich meinen Eltern schreiben wollte. Nicht, dass sie sonderlich ungeduldig darauf gewartet hätten, etwas von mir zu hören... sie waren ja viel zu beschäftigt mit ihrer Fabrik. Aber ich wollte einfach nicht das Gefühl bekommen, dass sich alles, was mir in meinem Leben etwas bedeutete, hier in dieser Schule befand. Denn das wäre dann vielleicht doch ein klein bisschen wenig gewesen.

Als ich Max in einer der Pausen wiedertraf, saß er mit einer dick angeschwellenen Backe am Rand des flachen Zierbrunnens, der wohl einstmals nur angelegt worden war, um die Schule in den Werbeprospekten für die betuchten Eltern attraktiver erscheinen zu lassen. Max wirkte nicht gerade so fröhlich, wie man es an einem solch sonnigen Septembertag eigentlich hätte erwarten können. Daher gesellte ich mich nach einigem Zögern zu ihm, um ihn ein wenig aufzumuntern.

„Was ist denn mit dir passiert?“, fragte ich nicht besonders überrascht.

„Einer von den Älteren hat mir meine Jacke weggenommen.“, erklärte er mir, ohne mich dabei anzusehen. „Ich wollt sie nicht hergeben, da hat er mir eine Ohrfeige verpasst und mich an die Wand gedrückt.“

Ich wusste von Anfang an, dass das früher oder später passieren würde. Jeder Neue, der nicht gleich Anschluss an eine Gruppe fand, wurde auf diese zuvorkommende Weise behandelt.

„Hör mal, du darfst dir nicht alles gefallen lassen!“, versuchte ich Max klarzumachen. „Die können förmlich riechen, wenn du Angst vor ihnen hast. Und das nutzen sie dann sofort aus.“ Max wischte sich verschämt eine Träne aus dem Gesicht.

„Ich... ich will doch niemandem etwas tun. Warum könnt ihr mich nicht einfach in Ruhe lassen? Lasst mich doch so leben, wie ich euch auch leben lasse.“

Ich überlegte. So, wie er da saß, tat er mir irgendwie furchtbar leid.

Keiner sollte auf einem Internat alleine sein müssen. Es war für die meisten ja schon schlimm genug, dass sie von ihrer Familie getrennt waren... da sollte man doch wenigstens Freunde haben, bei denen man sich geborgen fühlen konnte.

Ich bemerkte verwundert, dass ich diesen Max allmählich zu mögen begann. Vielleicht, weil er so ruhig und friedfertig war... nicht so aggressiv und laut wie die anderen. Das gefiel mir. Davon abgesehen war mir früher von den Größeren auch schon des öfteren etwas weggenommen worden. Ich konnte daher nur all zu gut nachvollziehen, dass er unsere Schule im Moment wohl für eine Art Hölle auf Erden halten musste... und so beschloss ich schließlich, ihn in mein kleines Geheimnis einzuweihen.

„Weißt du, was ich immer mache, wenn es mir dreckig geht?“

Er sah mich gleichgültig an.

„Was denn?“

„Komm mit, ich zeig's dir!“

Ich klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter, bevor ich aufsprang und ihm andeutete, dass er mir unauffällig folgen sollte.

Widerwillig schlenderte er schließlich mit mir durch die verwinkelten Gänge hinauf in das oberste Stockwerk der Schule, wo sich hinter einer unbenutzten Nische verborgen der Ausgang zum Dachstuhl befand.

Leise öffnete ich die Luke, fuhr die kleine hölzerne Leiter herunter, und vergewisserte mich ein letztes Mal, dass wir auch wirklich unbeobachtet waren, bevor wir dicht hintereinander nach oben kletterten.

Eine kleine Funsel, die an einem der Balken befestigt war, warf ein dämmriges Licht auf die dort abgestellten Möbelstücke und staubbedeckten Kisten.

In der Mitte der Dachkammer lehnte ein großes Holzkreuz, an dem ein Abbild von Jesus Christus befestigt war. Man hatte es vor einiger Zeit aus dem Hof entfernt, um das empfindliche Holz vor der Witterung zu schützen.

Zumindest lautete so die offizielle Erklärung. Dabei wusste doch eigentlich so gut wie jeder, dass dem ein lange schwelender Streit innerhalb des Lehrerkollegiums bezüglich der Zeitgemäßigkeit eines solchen Symbols vorausgegangen war.

Wie auch immer, der König der Juden hing jedenfalls seitdem unter dicken Spinnenweben verborgen in dieser Gerümpelkammer herum... und obwohl ich nicht sonderlich religiös erzogen worden war, empfand ich doch so etwas wie Mitleid mit dieser geschundenen Holzfigur.

„Na?“, meinte ich schließlich zu Max, „Was sagst du zu meinem kleinen Geheimversteck?“
Max antwortete nicht. Aber die großen Augen, die er machte, als er den Raum inspizierte, zeigten mir, dass er wohl ziemlich beeindruckt sein musste.

„Vorletztes Jahr waren ein paar Typen bei mir in der Klasse, die mich immer hänselten, weil ich damals noch ziemlich klein war.“, erklärte ich leise. „Für sie war ich einfach der geborene Prügelknabe. Wenn ich es nicht mehr aushielt, kam ich oft hierher. Ich mag die Ruhe hier oben. Manchmal wäre ich gern eine dieser Kisten, von denen niemand etwas will, verstehst du?“
Max nickte nur wortlos und öffnete eine der Truhen, in denen sich lauter vergilbte Bücher über Philosophie und Religion befanden.

„Die haben sie weggesperrt, weil sie auf dem Index stehen.“, meinte ich nur beiläufig, denn ich fand sie eigentlich weder besonders kritisch noch in irgendeiner Weise interessant.

„Du kannst dir also sicher sein, dass hier erst wieder jemand hochkommt, wenn wir den Krieg verloren haben sollten oder Adolf Hitler Kommunist geworden ist. Ich habe sogar schon oft hier oben übernachtet.“

„Und... hier braucht man wirklich keine Angst zu haben, von irgendjemandem gestört zu werden?“, fragte Max neugierig.

Ich schüttelte den Kopf.

„Du siehst doch selbst, wie verstaubt alles ist.“

„Mir gefällt’s jedenfalls. Erinnert mich an die Wohnstube meiner Oma.“, murmelte Max, und wir mussten beide laut loslachen.

„Mach keinen solchen Lärm, sonst hört uns der Hoheim!“, fing ich mich schließlich wieder.

„Der dreht oft unten seine Runde. Und wenn der was spitzkriegt, kannst du wetten, dass morgen ein Vorhängeschloss vor der Luke ist.“

Wir blieben noch eine ganze Weile auf dem Dachboden, in der ich Max allerlei lustige Anekdoten aus unserem Schulalltag erzählte.

Auch, wenn es oft nicht danach aussah... man konnte auf einem Internat durchaus seinen Spaß haben. Vor allem, wenn man bedenkt, was für teilweise ziemlich merkwürdige und verschrobene Lehrer wir hatten. Die waren mit ihrer stocksteifen Art jedenfalls witziger als jeder Zirkusclown, wenn auch gänzlich ungewollt... und so gab es für uns an diesem Nachmittag noch eine Menge zu schmunzeln.

Am Wochenende lagen wir alle zusammen auf unserer Bude und warteten gespannt, bis überall im Haus die Lichter ausgegangen waren.

Es war Samstag Nacht. Grund genug für uns, eine kleine private Fete zu veranstalten und auf das Gelingen unserer noch jungen Freundschaft anzustoßen.

Als wir uns nach einer längeren Phase der Stille endlich sicher waren, dass sich alle anderen Bewohner des Internats schlafen gelegt hatten, sprangen wir hellwach aus den Betten und zogen uns an. Wir stellten ein paar Kerzen in die Mitte des Zimmers, dann machten wir es uns drum herum auf dem Fußboden bequem.

Irgendwie hatten wir trotz unserer offensichtlichen Unterschiede einen guten Draht zu einander, worüber ich mich natürlich sehr freute. Schließlich hätte es mich mit meinen neuen Stubenkameraden auch wesentlich schlimmer treffen können.

Alex wirkte vielleicht ein wenig arrogant und grob, aber ich glaubte zu erkennen, dass er im Grunde ein warmherziger Mensch war... während sich Paul eigentlich als gar kein so schlimmer Spießheraussteller herausstellte, wie ich immer angenommen hatte. Jedenfalls merkte ich schon nach kurzer Zeit, dass man prima mit ihm lachen konnte. Und Max würde sicher auch noch ein wenig auftauen, wenn er sich hier bei uns erst mal richtig wohlfühlen begann... da war ich mir ziemlich sicher.

„Das ist das Beste, was man im Dorf kriegen kann!“, triumphierte Alex und präsentierte uns stolz eine gewaltige Flasche voller kristallklarem Birnenschnaps.

Ich konnte nur immer wieder den Kopf schütteln über seine Begabung, an all das verbotene Zeug ranzukommen. Wenn ich bei den Bauern im Dorf danach gefragt hätte, hätte man mich nur ausgelacht und mit ein paar Flaschen Apfelsaft in der Hand wieder nach Hause geschickt. Aber so war Alex nun mal. Eigentlich noch ein halbes Kind, genau wie wir, doch um einiges selbstständiger als die meisten anderen in unserem Alter. Eben einer von der Sorte, die sich zur Not auch prima ohne Beistand von Eltern und Schule durchs Leben schlagen konnten.

Eine Stunde später war Hochstimmung angesagt. Die halbleere Flasche stand in der Mitte unserer fröhlichen Runde und wartete auf ihre vollständige Vernichtung.

Nachdem uns Alex ewig lang mit seinen faszinierenden Weibergeschichten unterhalten hatte, und ich mir schon längst nicht mehr vorstellen konnte, dass er wirklich schon mit so vielen Mädchen gegangen war, war Paul an der Reihe, uns die neuesten Gerüchte über die außerunterrichtlichen Eskapaden unserer Lehrerschaft vorzutragen.

„Ich hab von Markus gehört, dass der Hoheim ganz übel mit dem Böck aneinandergeraten ist. Er soll ihm sogar ein Buch nachgeworfen haben!“

Ich grinste amüsiert.

„Warum schmeißt der den Böck nicht einfach raus?“, wollte ich von Paul wissen. Das hatte mich schon lange interessiert, denn Dr. Böck war es schließlich gewesen, der sich einst so lautstark für die Entfernung von Hoheims heißgeliebtem Jesuskreuz ausgesprochen hatte... und seitdem herrschte bekanntermaßen Eiszeit zwischen den beiden.

„Das ist so: Böcks Schwager ist ein reicher Unternehmer, der unsere Lehranstalt seit vielen Jahren finanzkräftig unterstützt.“, erklärte Paul sichtlich stolz darüber, dass er wieder mal bestens Bescheid wusste.

So etwas Ähnliches hatte ich mir schon gedacht gehabt. Beziehungen waren eben doch etwas Wunderbares.

Alex grinste verächtlich.

„Warum ist der alte Sack denn nicht zum Militär gegangen? Da hätte er was für unsere Heimat tun können, anstatt ständig nur dumme Reden zu schwingen...“

„Merkst du's nicht... der übt doch hier bei uns nur. In Wahrheit sieht sich Böck schon längst in Berlin neben dem Führer stehen.“, lästerte Paul weiter, und auch ich konnte mir einen spöttischen Kommentar über den unbeliebten Lehrer nicht verkneifen.

„Der Mann ist doch schon viel zu alt für so was. Ich glaube, seit das Automobil erfunden wurde, kommt er mit der Welt um sich herum nicht mehr so richtig zurecht.“

„Ja... Er hat doch sogar tatsächlich mal behauptet, dass Swingmusik unfruchtbar machen kann!“, schüttelte Alex verständnislos den Kopf.

Ich konnte den Ärger meines Stubenkameraden gut nachvollziehen, auch wenn ich eigentlich nicht all zu viel Ahnung von Swingmusik hatte.

„Ist doch typisch für die. Alles, was sie nicht kennen, wird gleich verteufelt. Die Amis sind nicht gerade unsere Freunde, aber deshalb muss ja wohl nicht alles schlechter sein als bei uns.“

„Was heißt schlechter?“, entgegnete Alex entrüstet. „Da drüben ist alles viel besser! Wenn wir erst mal mit Russland fertig sind, werden wir uns mit Amerika vereinigen. Wirst schon sehen“

„Ja ja, träum nur weiter.“, spottete ich zweifelnd. Ich konnte mir nämlich beim besten Willen nicht vorstellen, dass irgendwann einmal Neger durch unsere Straßen laufen und uns mit

„Heil Hitler!“ begrüßen würden.

Nachdem wir noch ein wenig über den alten Böck abgelästert hatten, rückte Paul endlich mit der neuesten Geschichte über Major von Stahl heraus.

Anscheinend hatte der Major am Vortag einem Bauern aus dem Dorf mit nur einem einzigen Fausthieb die Nase zertrümmert.

Ich wäre mit Sicherheit in schallendes Gelächter ausgebrochen, wenn es sich um eine andere Lehrkraft gehandelt hätte. Doch bei ihm schien mir das Ganze gar nicht einmal so abwegig zu sein.

„Sag schon, warum hat er's getan?“, wollte Alex neugierig und offensichtlich schon ziemlich beschwipst wissen.

„Das ist es ja... anscheinend gab es überhaupt keinen Grund dafür! Die haben sich über irgendwas unterhalten, und plötzlich ist er ausgerastet. Er hat aber nicht gebrüllt oder ähnliches. Nein. Er hat einfach nur zugeschlagen und ist dann wortlos weitergegangen.“

Ich war mir irgendwie sicher, dass es dafür einen guten Grund gegeben haben musste.

Zumindest hoffte ich das doch sehr, und so fragte ich kritisch nach:

„Wen soll er denn angeblich geschlagen haben?“

Mittlerweile kannte ich die meisten Leute aus dem Dorf. Wir gingen ja oft genug dorthin, um für die Schule oder für uns verschiedene Besorgungen zu erledigen. Daher wollte ich schon ganz gerne ein wenig genauer wissen, wer von denen überhaupt in die Verlegenheit käme, mit einer so unnahbaren Gestalt wie dem Major ein Gespräch zu beginnen.

„Den Hubschmidt.“, antwortete Paul mit ernster und überzeugender Stimme.

„Den alten Hubschmidt?“

Alex grinste.

„Den hab ich heute Mittag gesehen. Er hatte einen dicken Verband um die Nase und wirkte viel weniger aufbrausend als sonst. Irgendetwas muss ihn wohl ziemlich mitgenommen haben.

Jedenfalls kam ich gerade mit Anne aus dem Backhaus und...“

„Was, du gehst mit Anne?“, fiel ich ihm ungläubig ins Wort. Davon hatte er uns bisher noch nichts erzählt, und eigentlich war ich mir auch gar nicht so sicher, ob ich es überhaupt hören wollte. Denn insgeheim hatte auch ich längst ein Auge auf die hübsche Maid mit den

kastanienbraunen Haaren geworfen. Einmal habe ich es ihr sogar andeutungsweise gestanden. Doch sie hatte damals nur gemeint, dass ich ihr viel zu jung wäre.

„Echt, Leute... die ist total scharf, die Braut!“

Alex verstand es wirklich, einen runterzuziehen.

„Wie hast du die denn schon wieder rumgekriegt?“, fragte Paul verwundert.

Er hatte genau wie ich beim anderen Geschlecht noch keine all zu großen Erfolge zu verzeichnen, und nun wollte er sich wohl mal wieder ein paar von Alexs berühmten Flirttips geben lassen, obwohl er genau wusste, dass er ohnehin viel zu schüchtern war, um diese dann auch irgendwann in die Tat umzusetzen.

„Ich weiß es echt selbst nicht so genau. Sie hat gemeint, es wären meine Augen...“

Alex schwieg eine Weile mit verträumtem Blick und gönnte sich noch einen Schluck aus der Schnapsflasche.

„Wisst ihr, wie ich mal meine Flamme rumgekriegt habe?“, meldete sich plötzlich Max zu Wort. Paul wurde hellhörig.

„Nein, los, erzähl schon!“

Auch ich konnte kaum glauben, dass unser zurückhaltender Neuzugang tatsächlich schon weiter gewesen sein sollte als ich. Möglicherweise hatte ich mich ja doch ein wenig in ihm getäuscht gehabt.

„Na ja, also mein bester Freund und ich... wir hatten es damals auf zwei total süße Mädels abgesehen. Die beiden waren Schwestern, und sie meinten nur, wir sollten doch erst einmal erwachsen werden, bevor aus uns Vieren etwas werden könne. Ha, dabei waren die doch genauso alt wie wir!“

„Was hast du gemacht?“, wollte ich ungeduldig wissen. Vielleicht würde es mir ja eines Tages bei Anne helfen.

„Mein Onkel hatte ein Armee-Motorrad. Eines Abends schnappten wir es uns heimlich, zogen uns unsere besten Klamotten an und fuhren zu ihrem Haus. Wir mussten nur ein wenig mit dem Motor knattern, und schon kamen sie rausgelaufen und meinten, dass sie eigentlich schon lange an uns interessiert waren.“

„Und?“, fragte Alex neugierig. „Wie ist es weitergegangen? Habt ihr auch miteinander rumgemacht?“

„Wir gingen nur kurz miteinander... bevor uns von ihren Eltern verboten wurde, die beiden wiederzusehen.“

Max blickte traurig auf den Boden. Offensichtlich schien er das noch immer nicht so richtig verarbeitet zu haben. Ich versuchte ihn zu trösten.

„Die sparen sich ihre Töchter wahrscheinlich für den Führer auf.“, lästerte ich. „Warum hatten die denn was gegen euch? Ihr habt doch sicher auch Geld, oder? Sonst wärst du ja wohl kaum auf unserer Burg gelandet...“

„Wir waren... wir wohnten einfach im falschen Viertel der Stadt, und...“

Doch bevor Max Gelegenheit hatte, weiterzureden, wurde er von dem aufgeregt flüsternden Paul unterbrochen.

„Wartet, ich höre was. Da ist jemand draußen auf dem Gang!“

Hastig griff sich Alex die Flasche und versteckte sie hinter seinem Rücken. Ich wollte noch schnell die Kerzen löschen, doch es war bereits zu spät.

Mit einem ungemütlichen Ruck öffnete sich die Zimmertüre, und vor uns stand... Major von Stahl.

Im flackernden Kerzenlicht sah er noch weitaus unheimlicher aus als sonst.

„Es ist schon spät, oder nicht?!“, herrschte er uns mit militärischer Strenge an, nachdem er einen kurzen, kritischen Blick auf unsere versammelte Runde geworfen hatte.

Ich musste unentwegt daran denken, wie er dem Hubschmidt die Nase gebrochen haben soll.

Auch Alex fühlte sich mit der Flasche Schnaps in seinem Rücken verständlicherweise ziemlich unwohl... und so trat er vorsichtig die Flucht nach vorne an.

„Entschuldigen sie, Herr Major!“, versuchte er den Lehrer zu beschwichtigen. „Wir mussten noch etwas Wichtiges besprechen, und da...“

„Ich habe euch nicht gefragt, was ihr noch auf macht. Ich fragte: Ist es nicht schon spät?“, wiederholte von Stahl verärgert.

Alex wurde auf einmal ziemlich kleinlaut und stammelte nur noch:

„Ja... jawohl, Herr Major. Es ist schon spät.“

Am liebsten hätte ich laut nach Herrn Hoheim geschrien. Um ehrlich zu sein, ich hatte so viel Angst vor dem finsternen Gesicht des neuen Lehrers, dass ich lieber freiwillig die gesamte

altgriechische Büchersammlung unseres Rektors übersetzt hätte, als auch nur eine Minute länger mit dem Major im selben Zimmer ausharren zu müssen.

Von Stahl streckte auffordernd seine Hand aus.

„Gib mir die Flasche, die du hinter deinem Rücken versteckst!“, meinte er schroff zu Alex. Das glaubte ich einfach nicht! Er konnte sie unmöglich gesehen haben...

Ohne irgendetwas dazu sagen zu können, reichte ihm Alex die Flasche rüber. Ich konnte deutlich erkennen, wie seine Hand dabei vor Furcht zitterte.

Doch ganz offensichtlich drohte keine Gefahr, denn die nächsten Worte des Majors klangen deutlich ziviler.

„Ich danke euch, Jungs. Und jetzt macht nicht mehr so lang... ihr braucht euren Schlaf!“

Er nickte uns noch gewohnt knapp zu, bevor er sich umdrehte und wieder genauso schnell aus dem Zimmer entschwand, wie er gekommen war.

Ich konnte kaum fassen, dass das schon alles gewesen sein sollte. Keine Strafarbeit? Noch nicht einmal eine moralinsaure Standpauke? Verwirrt blickte ich in die langen Gesichter meiner Freunde.

„War ja gar nicht so schlimm.“, murmelte Paul erleichtert.

„Nicht schlimm?“, schimpfte Alex, der sich mal wieder am schnellsten von dem Schock erholt zu haben schien. „Der hat uns gerade ganz mies abgezockt!“

Tatsächlich wurden wir nie wegen dieses Vorfalls belangt. Nur der Birnenschnaps blieb verschwunden.

Alex konnte sich aufregen, so viel er wollte... ich rechnete es dem Major insgeheim hoch an, dass er uns damals nicht bei Herrn Hoheim verpetzt hatte. Vielleicht war ich aber auch einfach nur froh, dass meine Nase heilgeblieben war.

Fakt war jedenfalls, dass wir bei keinem anderen Lehrer so glimpflich davongekommen wären, und dass von Stahls bisheriges Verhalten uns gegenüber seinen schlechten Ruf in keinster Weise zu rechtfertigen schien.

KAPITEL 4 - Geheimnisse

Seit diesem Vorfall waren einige Wochen vergangen.

Es hatte wohl ein leichtes Unwetter gegeben, denn der gegen das Fenster prasselnde Regen riss mich mitten in der Nacht unsanft aus meinen Träumen.

Ich vergrub meinen Kopf unter der Bettdecke, versuchte, an etwas anderes als an diese beharrlich immer wiederkehrenden Klopfgeräusche zu denken. Allerdings ohne Erfolg. Nach einer Weile gab ich den Kampf um meinen gesunden Schlaf entnervt auf.

Mein Blick wanderte durch das dunkle Zimmer. Obwohl es nur eine Leihgabe des Internats war, sah ich es doch schon längst als mein Zuhause an. Seltsam... vor allem, wenn ich mich daran erinnerte, wie wenig mir dieser enge Raum zu Beginn zugesagt hatte.

Doch gerade diese Enge und die damit verbundene Nähe zu meinen Mitbewohnern verschaffte mir ein Gefühl von Geborgenheit, wie ich es wohl zuletzt als kleines Kind empfunden hatte, als ich noch ab und zu ins Bett meiner Eltern kriechen konnte, wenn die Angst vor dem Alleinsein übermächtig geworden war.

Ich schielte rüber zu Paul und Alex. Beide schienen fest zu schlummern. Schade eigentlich. Nur zu gern hätte ich mich jetzt durch eine ihrer witzigen Geschichten ablenken lassen.

Vielleicht war ja wenigstens Max noch ansprechbar.

„Max, bist du wach?“, flüsterte ich und stieß von unten gegen sein Bett. Doch er reagierte nicht.

„Hey, Max. Los, sag was! Stört dich dieser verdammte Regen denn gar nicht?“

Wieder bekam ich keine Antwort, und so versuchte ich, sein Atmen oder Schnarchen zu hören, um wenigstens die Gewissheit zu haben, dass ich auch hier meine Zeit verschwendete, und die Regentropfen wohl nicht halb so störend waren, wie ich es im Moment empfand.

Erst, als ich dann immer noch nichts wahrnahm außer diesem tristen, unablässigen Prasseln, hangelte ich mich mühsam an der Bettkante zu meinem Zimmergenossen hoch.

Ich wollte ihn schlafen sehen. Keine Ahnung, wieso. Vielleicht, weil mir die Gegenwart meiner Kameraden weitaus mehr bedeutete, als ich mir einzugestehen bereit war.

Prüfend blickte ich auf die dicht über das Kissen gezogene Bettdecke. Von Max war nichts zu sehen... und so tastete ich suchend das Bett ab, wie ein Blinder, dem eine Münze auf den Boden gefallen war.

Doch die Bettdecke gab ungestützt nach. Max war nicht da.

Ich griff leise nach Pauls Taschenuhr, die neben seinem Bett auf dem Boden lag. Knapp drei Uhr morgens...

„Toll!“, dachte ich. „Noch dreieinhalb Stunden bis zum Wecken, und ich kann jetzt schon nicht mehr einschlafen.“

Ich wollte einfach mit irgendwem reden... und da Max nicht in seinem Bett war, musste er ja wohl oder übel auf der Toilette oder unten in der verlassenen Mensa sein.

So kam es, dass ich mir schließlich eine Hose überstreifte und vorsichtig hinaus auf den Gang schlich, um dort nach ihm Ausschau zu halten. Übrigens gar kein so leichtes Unterfangen bei den alten Holzbalken, die nach jedem Schritt ächzten, als würden sie im nächsten Moment unter einem zusammenbrechen wollen.

„Hoffentlich finde ich Max, bevor mir Hoheim oder der Major über den Weg läuft.“, murmelte ich unruhig zu mir selbst, während ich die engen Waschräume im Obergeschoss nach meinem Zimmergenossen absuchte.

Doch es war überall dunkel.

Ich dachte angestrengt darüber nach, wo er wohl stecken könnte... denn ich hatte keine große Lust, die ganze Schule abzuklappern. Ganz zu schweigen davon, dass es in den Gängen auch nicht gerade sonderlich warm war.

Schon überlegte ich mir, ob ich es nicht besser noch mal mit Schlafen versuchen sollte... da fiel mir auf einmal der Dachstuhl ein.

Vielleicht wollte Max ja lieber dort oben übernachten. Das würde durchaus Sinn ergeben, zumal ich ihm ja schon des öfteren davon vorgeschwärmt hatte. Also machte ich mich leise auf den Weg, um in unserem gemeinsamen Versteck nach meinem abhanden gekommenen Kameraden zu sehen.

Tatsächlich brannte die kleine Funsel an der Wand, als ich nach vorsichtigem Herunterlassen der Holzleiter die vergessene Dachkammer betrat... und ich vernahm Stimmen. Genauer gesagt, ein leises Flüstern.

Es war die Stimme von Max.

„Mit wem spricht er da bloß?“, fragte ich mich neugierig, und schlich ein wenig näher heran, um schließlich hinter einem alten auf dem Kopf stehenden Stoffstuhl in Deckung zu gehen.

Max war jetzt nur noch knappe zwei Meter von mir entfernt.

Er kniete neben dem großen Kreuz, hatte konzentriert die Augen geschlossen und hielt dabei eine merkwürdige Kette in der Hand, die mir noch nie zuvor an ihm aufgefallen war.

Irgendwie kam es mir so vor, als würde er beten oder so was in der Art... auch wenn ich keines seiner Worte verstand.

Es waren seltsame Laute, die da aus seinem Mund kamen.

Max war in Fremdsprachen zwar um einiges besser als ich, doch diese Sprache hatte ich überhaupt noch nie gehört.

Sie klang fremd und irgendwie altertümlich, aber es war weder Griechisch noch Latein. Ich meinte, einige Teile seiner Rede verstehen zu können. Doch sobald ich mich genauer darauf konzentrierte, war es wieder nur sinnloses Kauderwelsch, dessen Bedeutung mir verschlossen blieb.

Nach einer Weile sah ich, wie Max sich verneigte und die Kette andächtig an seinen Mund presste.

Was immer er hier oben auch trieb, er schien langsam zum Ende zu kommen... und so fasste ich den Entschluss, mich besser wieder zurückzuziehen, bevor er mich bemerkte. Natürlich hätte ich ihn auch einfach fragen können, was er hier für eine merkwürdige Show abzog.

Doch irgendwie war mir das alles ein wenig zu unheimlich.

Nicht, dass ich Angst vor Max gehabt hätte... nein, er war ja um einiges schwächer als ich. Da war einfach nur so ein unbestimmtes Gefühl in mir, das mir riet, manche Dinge besser auf sich beruhen zu lassen.

Ich lag längst wieder in meinem Bett, als Max zurück ins Zimmer geschlichen kam. Langsam ging er an mir vorbei und kletterte bemüht vorsichtig zu seiner Schlafstätte hinauf. Ich tat so, als würde ich ihn nicht bemerken. Schließlich wusste ich ja ohnehin nicht, wie ich ihn auf meine Beobachtung ansprechen sollte.

Doch es hätte mich schon verdammt interessiert, zu erfahren, was es mit Maxs ungewöhnlichem Verhalten auf sich hatte... und vor allem, warum er in dieser seltsamen Sprache redete. Welches Geheimnis verbarg er vor uns?

Nachdenklich massierte ich meine schweren Augen. Vermutlich gab es ja eine ganz banale Erklärung für das alles, und ich versuchte einfach nur krampfhaft, mein Wachbleiben in irgendeiner Weise vor meinem müden Körper zu rechtfertigen.

Ich zog mir die Decke über den Kopf und begann damit, leise ein paar lateinische Vokabeln durchzukonjugieren.

„somnia, somnias, somniat, somniamus, somniatis, somniant“.

Ich liebte diese Sprache einfach... handelte es sich dabei doch zweifellos um die beste Einschlafhilfe seit Erfindung des Schäfchenzählens. Und da behauptete noch mal jemand, die Schule würde einen nicht ausreichend auf das Leben vorbereiten.

Dr. Böck war ein NSDAP-Mitglied der ersten Stunde. Ein kaltherziger, verbitterter alter Mann, der wohl keinerlei Freunde oder Familie besaß, und sich daher die Bestätigung, die ein jeder Mensch in gewisser Weise benötigte, in der faschistischen Ideologie suchte.

Gegen seine Strenge kam nicht mal Herr Hoheim in seinen besten Momenten an, und oft genügte ein kurzes Gespräch mit dem Tischnachbarn, um Böck eine ewig lange Predigt über den moralischen Verfall der Jugend halten zu lassen.

Kein Zweifel, dieser Mann mit seinen streng nach hinten gekämmten grauen Haaren, der dicken Brille und dem immer grimmig nach unten hängenden Mund hatte wohl einen deutlichen Minderwertigkeitskomplex. Ständig musste er brüllen oder mit der Faust auf den Tisch hauen.

Ich habe ihn eigentlich immer sehr viel lieber einfach nur beobachtet, anstatt seinen sich ständig wiederholenden Worten zu lauschen. Manchmal habe ich mich dann gefragt, warum er denn nicht von hübschen Frauen oder einem warmen Sommertag träumen konnte, wie jeder normale Mensch... sondern immer nur von diesem schwarzen Symbol auf rot-weißem Grund, das für ihn offenbar längst zu einer Art Ersatzreligion geworden war.

„Der Jude...“, meinte er gerade, als er mal wieder auf eines seiner Lieblingsthemen zu sprechen kam. „Der Jude war schon im Mittelalter für seine Hinterlist und Tücke bekannt. Ja, meine Herrschaften... er war es, der damals die Brunnen der Städte vergiftet hat, worauf Zehntausende unbescholtener deutscher Bürger von der Pest dahingerafft wurden. Es ist erwiesen, dass nur die Juden damals seltsamerweise verschont blieben.“

Ich konnte mir ein heimliches Grinsen nicht verkneifen, denn mein Vater hatte mir früher einmal etwas ganz anderes über die damalige Situation erzählt. Er hatte gemeint, dass die Juden einfach deshalb keine Pest bekamen, weil sie sich regelmäßig gewaschen haben... im Gegensatz zu den meisten Deutschen, denen Reinlichkeit in der damaligen Zeit wohl nicht all zu viel bedeutet hatte. Ja, damit wollte mich mein Vater, als ich klein war, immer zum Baden überreden. „Wenn du dich nicht wäscht, kriegst du irgendwann noch die Pest.“, hatte er gedroht, und ich bekam dann eine solche Angst, dass ich mich meist doppelt so gründlich reinigte, wie eigentlich notwendig gewesen wäre.

Außerdem hatte mein Vater vor Jahren einmal erwähnt, dass ohnehin vieles, was man heutzutage erfahre, nur Propaganda sei, und dass die Regierung in Berlin dem einfachen Volk zuweilen auch bewusst falsche Informationen gab, um es für ihre eigenen Zwecke einzuspannen.

Ich kapierte zwar nicht genau, wie er das gemeint hatte, weil die Regierung und das Volk für mich eigentlich immer ein und dieselbe Sache gewesen waren. Aber je länger ich darüber nachdachte, um so mehr verstand ich ihn... und umso weniger konnte ich deshalb jetzt diesen Geschichtslehrer ernstnehmen, der anscheinend weitaus weniger Ahnung von der Materie zu haben schien als ein offenkundiger Laie wie mein Vater.

Davon abgesehen sah ich auch nicht ganz ein, wieso die Juden eine so große Gefahr für uns darstellen sollten... vor allem, da die meisten von ihnen doch mittlerweile sowieso in speziell für sie eingerichteten Ghettos lebten, die sie ohne eine besondere Genehmigung gar nicht mehr verlassen durften.

„Aber es gibt doch überhaupt nicht so viele Juden hier. Die Russen machen mir mehr Angst!“, warf einer nachdenklich von hinten ein.

Ich schmunzelte amüsiert, weil Böck es auf den Tod nicht ausstehen konnte, wenn ihm jemand widersprach.

„Der Jude...“, fing er wieder an, wie eine alte Schallplatte, die einen Riss hatte, an dem sie ständig hängen blieb. „Der Jude versteht es, sich perfekt seiner Umgebung anzupassen, um nicht aufzufallen! Er mag vor euch buckeln oder eine täuschend echt wirkende Unschuldsmiene aufsetzen, doch sobald ihr ihm den Rücken zuwendet...“

Er klatschte energisch in die Hände... so, als hätte er auf einmal die dösigste Stimmung im Saal bemerkt. Und tatsächlich zuckten einige von uns überrascht zusammen.

„Ihr werdet noch an meine Worte denken, meine Herrschaften! Seht euch vor. Keiner kann sich so gut verstellen wie ein Jude. Er könnte einer von uns sein. Ja, er könnte sogar direkt neben euch sitzen, ohne dass ihr es bemerken würdet!“

Unwillkürlich drehte ich mich zur Seite zu meinem Tischnachbarn... und auf einmal hatte ich diesen Verdacht.

Max... ein Jude?

„Blödsinn!“, dachte ich kopfschüttelnd. Juden mussten ja schließlich einen großen gelben Stern tragen, damit sie jeder gleich erkennen konnte. Außerdem hatte Böck erzählt, dass Juden eine Hakennase und einen watschelnden Gang hatten. Keines dieser Merkmale war mir bisher an Max aufgefallen.

Nein, Max war vielleicht ein wenig blass im Gesicht, aber davon abgesehen sah er eigentlich kein bisschen anders aus als die übrigen Schüler.

Dennoch, von da an ließ mich der Gedanke daran, dass mein Nebensitzer uns etwas vorspielen könnte, einfach nicht mehr los.

Ich musste unbedingt herausfinden, was er nachts auf dem Dachstuhl getrieben hatte... allein schon deshalb, weil ich Max nicht länger für einen Juden halten wollte.

Am Nachmittag beschloss ich, der Sache auf den Grund zu gehen.

Ich las damals gerne diese Geschichten von dem englischen Detektiv Sherlock Holmes, hatte erst in den Ferien eines seiner spannenden Abenteuer verschlungen... und jetzt fühlte ich mich mit einem Male, als wäre ich selbst so etwas wie er.

Ich versuchte, das rätselhafte Geheimnis zu lüften, das meinen schüchternen, neuen Mitbewohner umgab. Und ich dachte mir, dass sich eine genauere Untersuchung seines Koffers dabei als sehr hilfreich erweisen könnte.

„Ich fühl mich heute nicht besonders, geht ruhig ohne mich kicken!“, rief ich in Richtung der Jungs, als sie gerade dabei waren, aufzubrechen.

Paul und Alex nickten gleichgültig und zogen ab, nur Max blieb noch für einen Moment in der Tür stehen.

„Wenn du willst, bleibe ich hier.“, meinte er leise. Doch ich wiegelte ab.

„Nein, ist schon gut... ich brauche nur ein wenig Schlaf, das ist alles. Aber trotzdem danke!“ Max lächelte zuversichtlich, wünschte mir gute Besserung und folgte schließlich den anderen auf den Hof.

Ich wollte noch zurücklächeln, aber es gelang mir wohl nicht so richtig. Irgendwie fühlte ich mich reichlich mies bei dem Gedanken, gerade Max, der mir noch nie etwas Böses angetan hatte, zu hintergehen.

Ich mochte ihn eigentlich schon fast genauso gerne wie Alex und Paul. Er war ein prima Kumpel und hatte mir schon mehrmals ohne zu grummeln beim Übersetzen von schwierigen Latein-Aufgaben geholfen.

Von Alex konnte man in dieser Hinsicht natürlich keine Hilfe erwarten, und Paul galt an unserer Schule als ein dermaßen gefragter Nachhilfelehrer, dass ich mich bei ihm immer eine Woche im voraus hätte anmelden müssen.

Jedenfalls spürte ich deutlich, dass es nicht richtig war, in den Sachen meines Kameraden herumzuwühlen. Dennoch, meine Neugier hatte längst die Oberhand über meine gute Kinderstube gewonnen... und daran konnten auch die zaghaften freundschaftlichen Gefühle nichts ändern, die ich Max gegenüber zu empfinden begann.

Ich ließ noch ungeduldig ein paar Minuten verstreichen, dann fiel ich wie ausgehungert über den Koffer her.

Zunächst fand ich jedoch nichts, was mir in irgendeiner Weise hätte weiterhelfen können. Keine Papiere, kein Tagebuch, keine Fotos... nur einen Berg Klamotten und ein paar Abenteuer-Romane.

Es musste doch irgendetwas Persönlicheres von Max geben!

Enttäuscht schlug ich das Buch über Amerika auf, das ich schon früher bei ihm gesehen hatte. Diese Ausgabe kannte ich noch nicht, und der edel aussehende Ledereinband erweckte sofort mein Interesse. Um so mehr, als ich schließlich auf der dritten Seite eine handgeschriebene Widmung entdeckte.

„Zum zehnten Geburtstag an meinen geliebten Sohn Luca-Julian. Möge Gott dir ein glückliches Leben bescheren... deine Mutter Elsa.“, war dort zu lesen.

Nun musste ich mich doch ein wenig wundern.

Hatte Max nicht gesagt, er hätte das Buch von seiner Mutter bekommen? Aber wer war dann dieser Luca-Julian?

Und was war das überhaupt für ein merkwürdiger Name?

Ich dachte fieberhaft nach... doch noch bevor ich zu irgendeinem brauchbaren Ergebnis kommen konnte, stand auf einmal Max in der Tür.

„Was machst du da?“, fragte er in einem ungewohnt harschen Tonfall.

Ich versuchte, mir nichts anmerken zu lassen, und legte das Buch gleichgültig neben mir auf die Matratze.

„Nichts. Ich wollte mir nur eines deiner Bücher ausleihen.“, entschuldigte ich mich kleinlaut. Natürlich war es mir ziemlich peinlich, gerade jetzt von Max erwischt worden zu sein.

„Meine Sachen gehen dich nichts an, verstehst du? Du hättest mich ja wenigstens vorher fragen können.“

Er stieß mich grob zur Seite und begann wütend, seinen Koffer wieder einzuräumen. Ich konnte ihn ja sogar verstehen. Wahrscheinlich hätte ich genauso reagiert, wenn ich ihn dabei ertappt hätte, wie er in meinen Sachen herumwühlte.

Dennoch wollte ich es jetzt ganz genau wissen:

„Wer ist Luca-Julian?“, fragte ich, und blickte meinem Bettnachbarn dabei provozierend in die Augen.

„Was...?“

Max schien nach Worten zu ringen. Für einen Moment glaubte ich, ihn festgenagelt zu haben. Doch dann fiel sein Blick auf das Buch, das er daraufhin ganz nach unten in seinen Koffer stopfte.

„Wir haben dieses Buch... von Bekannten bekommen. Meine Eltern sind keine reichen Leute, so wie die von euch.“, erklärte er. Es war nur all zu offensichtlich, dass er keine große Freude daran hatte, länger über dieses Thema zu sprechen.

„Und selbst die meisten von meinen Kleidern sind nur Leihgaben. Bist du jetzt zufrieden, ja?“ Er blickte mich zornig an.

Hatte ich in meinem Eifer die falschen Schlüsse gezogen?

Ich benötigte unbedingt erst einmal etwas frische Luft, um wieder einigermaßen klar denken zu können. Was ich auf dem Dachboden gesehen hatte, war jedenfalls keine Einbildung gewesen... und „Luca-Julian“ war nicht gerade ein sehr gebräuchlicher deutscher Name.

„Jüdisch! Der Name ist jüdisch!“, schoss es mir durch den Kopf, als ich kurze Zeit später alleine über den Hof schlenderte.

Ich musste an die seltsame Sprache denken, in der Max gesprochen hatte, und an das, was uns Dr. Böck ständig über die Juden erzählte. Dass sie überall sein konnten und sich perfekt zu tarnen verstanden.

„Wenn Max tatsächlich einer von denen sein sollte und hier bei uns nur eine Maske trägt, wird er mir wohl kaum freiwillig etwas darüber erzählen...“, überlegte ich weiter. Die einzige Möglichkeit, Gewissheit zu erlangen, war wohl, jemanden um Rat zu fragen, der sich mit Juden auskannte.

Doch zu wem konnte ich gehen?

Böck hätte mir sicher bereitwillig Auskunft gegeben. Aber er war einfach nur widerlich, und ich war eigentlich ziemlich froh, ihn an diesem Tag nicht mehr sehen zu müssen.

Das Gleiche galt auch für Hoheim. Jedes Mal, wenn ich vor ihm stand, fühlte ich mich irgendwie von oben herab betrachtet... so dass ich auf eine Unterhaltung mit ihm ebenfalls nicht besonders scharf war.

Alex und Paul konnte ich genauso abhaken, denn die hatten in ihrem bisherigen Leben wohl auch nicht mehr Erfahrungen mit Juden gemacht als ich.

Nach einigem Hin- und Herüberlegen war die einzige Alternative, die ich noch sah, diejenige, die mir von allen am allerwenigsten gefiel:

Major von Stahl.

Privat schien er ja gar kein so großes Ungeheuer zu sein. Immerhin hatte er uns die Sache mit dem Schnaps durchgehen lassen, ohne uns dafür zur Rechenschaft zu ziehen. Außerdem besaß er zweifellos mehr Lebenserfahrung als jeder andere Lehrer im Internat.

Wenn mir also jemand dabei helfen konnte, die fehlenden Antworten zu erhalten, dann vermutlich der Major... und so beschloss ich schließlich schweren Herzens, meine Vorbehalte ihm gegenüber endgültig ad acta zu legen und ihn in dieser Sache um seinen fachkundigen Rat zu bitten.

KAPITEL 5 - Eine dumme Idee

Mit einem etwas mulmigen Gefühl im Magen stand ich schließlich vor dem Zimmer des Majors.

Wäre die Tür nicht nur angelehnt gewesen, ich hätte mich wohl ohnehin gleich wieder aus dem Staub gemacht. So nahm ich dagegen an, dass von Stahl nun für seine Schüler zu sprechen war, und trat nach einem kurzen Klopfzeichen vorsichtig ein.

„Herr Major?“, fragte ich zögernd. Doch ich bekam keine Antwort.

„Hallo, Herr Major, sind sie da?“

Die Luft wirkte sehr abgestanden. Offenbar war von Stahl kein all zu großer Frischluft-Fanatiker.

Auf einem kleinen Tischchen in der Mitte des Raumes standen jede Menge leerer Flaschen. Ich erkannte sofort, dass es sich dabei um erlesene alkoholische Getränke handelte, gegen die unser Birnenschnaps geradezu lächerlich wirkte. Dicht daneben stand ein bis oben hin gefüllter Aschenbecher. Ein paar Kippenreste, die wohl nicht mehr hineingepasst hatten, lagen einfach wahllos drumherum verstreut zwischen den Flaschen.

Auf dem Fußboden entdeckte ich einen umgekippten Bilderrahmen. Neugierig darauf, was für ein Foto ein Mann wie von Stahl wohl in seiner Bude haben würde, beugte ich mich nach unten, um es mir ein wenig genauer anzusehen.

Doch dazu kam ich nicht mehr... denn ich wurde urplötzlich an den Haaren gepackt und unsanft nach hinten gezogen.

Gleich darauf fühlte ich dieses große, scharfe Messer. Jemand presste es mir dermaßen brutal an meine Kehle, dass jeder Versuch von Gegenwehr einem glatten Selbstmord gleichgekommen wäre.

„Bitte...“, stammelte ich geschockt. „Bitte tun sie mir nichts!“

Für einen Moment glaubte ich tatsächlich, dass nun mein letztes Stündlein geschlagen hätte.

„Was willst du hier?“

Es war die Stimme des Majors.

Ich spürte, wie er die Klinge noch fester gegen meinen Hals drückte. Schlagartig begriff ich, wie dumm es von mir gewesen war, diesen Mann aufzusuchen. Diesen Mann, über den man sich so schlimme Gerüchte erzählt hatte.

Ich wünschte mir nichts sehnlicher, als dass sich das alles nur als ein schlechter Traum nach einer von Pauls Horrorgeschichten herausstellte.

„Verdammt, was willst du von mir?“, bedrängte mich von Stahl abermals. Dabei verriet mir seine schroffe Stimme, wie ernst er es meinte.

„Ich... ich wollte sie nur etwas fragen, Herr Major.“, versuchte ich mich herauszuwinden. „Ich meine, sie sind doch unser Lehrer, und da dachte ich eben, dass...“

Endlich ließ er von mir ab.

Erleichtert wich ich einen Schritt zurück und fasste mir prüfend an den Hals, um herauszufinden, ob ich blutete. Doch es hatte sich ganz offensichtlich schlimmer angefühlt, als es war.

„Tut mir leid...“, flüsterte von Stahl leise und starrte abwesend durch mich hindurch.

Der Schreck saß mir noch zu tief in den Gliedern, als dass ich etwas hätte erwidern können... und so war es lediglich mein vorwurfsvoller Blick, der meine Empörung über sein gemeingefährliches Verhalten zum Ausdruck brachte.

Es tat ihm also leid?

Ich meine, er hatte mich beinahe aufgeschlitzt, und alles, was ihm dazu einfiel war, dass es ihm leid tat? Mit einem Male hatte ich keine große Lust mehr, mich noch länger in der Nähe dieses Irren aufzuhalten.

„Und?“, fragte der Major, als ich schon kurz davor war, voller Unmut das Zimmer zu verlassen. „Du wolltest mich doch etwas fragen, oder nicht?“

Ich sah ihn misstrauisch an. Er schien mich nicht am Gehen hindern zu wollen... also vermutete ich, dass ich bleiben konnte, ohne weiter um mein Leben bangen zu müssen. Der Major hatte es sich in dem alten Sessel vor dem Tisch bequem gemacht. Er griff nach einer Flasche edlen Weinbrands und goss sich ein paar Schluck davon in eines der herumstehenden Gläser.

Ich habe keine Ahnung, warum ich nicht einfach gegangen bin. Denn obwohl von Stahl mittlerweile wieder einen sehr ruhigen und gefassten Eindruck machte, hatte ich doch nach wie vor dieses ungute Gefühl, dass er mich ohne mit der Wimper zu zucken schlachten und aufessen könnte, wenn ihm irgendetwas an meinen Fragen nicht gefiel.

Andererseits hätte ich mir das wohl vorher überlegen müssen. Nun war ich jedenfalls hier und beschloss, das Beste aus der Situation zu machen.

„Ich wollte sie fragen...“, begann ich mit zittriger Stimme, die der Major aber nicht weiter wahrzunehmen schien, „...woran man einen Juden erkennen kann. Ich meine, wenn mir jetzt zum Beispiel unten im Dorf einer begegnen würde.“

„Ein Jude?“

Von Stahl wirkte überrascht. Scheinbar hatte er etwas völlig anderes erwartet.

„Hier im Ort gibt es keine Juden. Das kannst du mir ruhig glauben.“

Das war mir ja auch eigentlich total egal. Nur musste ich es eben irgendwie so erscheinen lassen, dass ich keinen Verdacht gegen irgendjemand Bestimmtes hegte.

„Aber Dr. Böck hat uns gesagt, dass sie überall sein können. Woran würde ich es also merken, wenn auf einmal einer vor mir stünde?“

„Nun...“, überlegte der Major, „Ich denke, das würdest du zunächst mal am Namen erkennen. Juden haben komische Vornamen wie Samuel oder Ignaz, und mit Familiennamen heißen sie meistens Rosenthal, Güldenstein oder irgendsowas in der Richtung.“

Ich überlegte. Komische Namen... das würde auf „Luca-Julian“ sehr wohl passen, aber nicht auf „Max Kramer“. Es musste doch noch etwas anderes geben.

„Aber was ist, wenn er einen anderen Namen angenommen hat... einen deutschen Namen?“, fuhr ich gespannt fort.

„Wer?“

Der Major musterte mich durchdringend.

„Na, der Jude eben, von dem wir reden.“, erläuterte ich hastig.

„Ach ja, natürlich... der Jude.“

Verunsichert schielte ich zum Major rüber. Er hatte nur ein Auge. Doch damit schien er wesentlich mehr sehen zu können als die meisten anderen mit zwei. Hatte er mich gerade tatsächlich aufs Glatteis führen wollen... oder war er einfach nur zu benebelt vom Alkohol, um meinen Ausführungen folgen zu können?

„Zieh ihm doch einfach die Hose runter!“, riet er mir schließlich, während er bedächtig an seinem halbvollen Glas nippte.

Ich stutzte.

„Die Hose?“

„Ja. So viel ich weiß, werden alle Juden als Kinder beschnitten.“

„Das heißt, einen nackten Juden würde man sofort erkennen?“, meinte ich, mehr zu mir selbst als zum Major gewandt.

Das passte irgendwie. Ich konnte mich nämlich nicht daran erinnern, Max jemals im Duschaum gesehen zu haben. Er ging wohl immer zu Zeiten, in denen er dort alleine war. Ich musste unbedingt noch mehr darüber erfahren.

„Wieso machen die so was? So verraten sie sich doch...“

„Sie haben sicher ihre Gründe.“, murmelte Major von Stahl, während er aber ganz offensichtlich an etwas völlig anderes zu denken schien... zumindest wirkte es auf mich so, als ob er dem in seinem Glas befindlichen Getränk ungleich mehr Aufmerksamkeit widmen würde als unserem Gespräch.

„Sie beten auch anders als wir, stimmt's?“, fragte ich weiter. Der Major nickte.

„Ja. Vor allem beten sie in diesen Tagen häufiger.“

„Danke, sie haben mir sehr geholfen!“, rief ich ihm freudig zu, bevor ich entschlossen zur Tür eilte. So wie es aussah, würde ich dem guten Max einfach nur die Hose ausziehen müssen, um mir endgültige Gewissheit zu verschaffen.

„Warte, Kai!“, herrschte mich der Major von hinten an.

Sofort überkam mich wieder diese schleichende Panik, die von Stahl in mir anscheinend nach Belieben an- und ausknipsen konnte.

„Was ist?“, fragte ich ängstlich.

„Überlege dir gut, was du tust!“

Seine Stimme hatte einmal mehr diesen drohenden Unterton, den ich so sehr an ihm hasste. Es schien, als wüsste er über alles Bescheid... als würde er nur noch ein wenig mit seiner Beute spielen wollen, bevor er die Falle zuschnappen ließ.

„Ich kenne keinen... Juden. Zum Glück!“, stotterte ich.

Der Major stellte das Glas ab und sah mich durchdringend an.

„Ich habe auch nicht behauptet, dass du einen Juden kennst. Ich sagte nur, du sollst dir genau überlegen, welcher Schritt der nächste sein soll.“

Irritiert musterte ich von Stahl. Ich hatte eindeutig gewisse Schwierigkeiten, ihm zu folgen.

„Was meinen sie?“

Der Major goss noch etwas von dem Weinbrand nach... vermutlich nur deshalb, um mir noch ein wenig die Möglichkeit zu geben, selbst auf das zu kommen, was er mir zu sagen hatte.

„Du bist bald kein Kind mehr, Kai.“, begann er schließlich gelassen zu erklären.

„Ziemlich schnell wirst du erwachsen sein. Und die Welt der Erwachsenen ist hart und gnadenlos, kein Spiel... kein Ort der Geborgenheit wie diese Schule hier, verstehst du? Wer da draußen auch nur einen Moment zu lange zögert, kommt unter die Räder. Du musst dich irgendwann entscheiden, auf welcher Seite du stehen willst.“

Ich versuchte, mir meine Verwunderung nicht all zu sehr anmerken zu lassen. Wollte er mich festnageln?

Aber wie war es möglich, dass er den wahren Grund meines Besuchs längst zu kennen schien? Ich hatte ihm doch nicht das Geringste verraten. Er konnte allerhöchstens etwas vermuten...

„Wie gesagt, Herr Major: Ich kenne keine Juden. Kann ich jetzt gehen?“

„Sicher.“, nickte von Stahl und wünschte mir vielsagend lächelnd eine gute Nacht.

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. So schnell ich konnte, stürzte ich aus der stickigen Luft des Zimmers nach draußen, und schwor mir noch auf dem Gang, niemals wieder den Rat dieses Mannes in Anspruch zu nehmen.

Er war zweifellos so etwas wie mein schlimmster Alptraum. Ein Dämon, der meine Angst und Unsicherheit förmlich zu riechen schien... der vielleicht nur auf den richtigen Moment wartete, um mich mit Haut und Haaren verschlingen zu können.

Wie auch immer, mit einem hatte er jedenfalls gar nicht so Unrecht gehabt: Ich sollte mir in Zukunft wirklich vorher überlegen, was ich tat.

Und genau darum beschloss ich auch, vorerst nichts mehr wegen Max zu unternehmen. Denn angenommen, er wäre wirklich ein Jude... was dann?

Ich müsste ihn verraten, sonst würde ich mich selber schuldig machen. So lautete das Gesetz in der damaligen Zeit, und dessen war ich mir auch durchaus bewusst.

Nein. Das Beste war wohl, die Sache einfach wieder zu vergessen. Dann wäre ich in jedem Fall aus dem Schneider und bräuchte Max auch nicht an irgendwen auszuliefern... denn das wollte ich ganz sicher nicht tun. Selbst dann nicht, wenn sich herausstellen sollte, dass er tatsächlich ein Jude war.

Den Rest der Woche verbrachte ich meine Freizeit größtenteils damit, gemeinsam mit Max und den anderen für die bald anstehende Lateinklausur zu büffeln.

Das Schöne am Auswendiglernen unserer Schulbücher war ja, dass man tonnenweise Wissen in sich hineinschaufeln konnte, ohne dass man Angst haben musste, auch nur von einem einzigen dieser vielen Fakten emotional berührt zu werden.

Wir brauchten im Grunde nichts weiter zu tun, als uns irgendwelche Daten und Vokabeln einzuprägen, um sie dann bei Bedarf wieder aus unserem Gedächtnis hervorzukramen und denen zu erzählen, die sie uns einst beigebracht hatten.

Wenn ich zu viel darüber nachzudenken begann, sah ich immer dieses Bild von einem rotgefiederten Papageien vor mir, der auf einer Stange saß und jedem, der ihm einen Keks reichte, ein munteres „Guten Tag! Wie geht es ihnen?“ entgegenkrächzte.

Hoheim meinte einmal zu uns, wir müssten uns stets darüber im Klaren sein, dass wir nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen würden. Doch oft genug erschien es mir, als lernten wir nur für ihn. Für ihn und die Menschen, die unsere Schulbücher herstellten.

In gewisser Weise gaben wir ihnen Arbeit und einen Lebenssinn. Genau wie sie uns.

Vielleicht sollten wir einander dankbar sein. Dankbar für diese unzähligen Stunden, in denen wir uns gegenseitig beschäftigt hielten... in denen wir unserer Welt eine scheinbare Ordnung verliehen, die in Wirklichkeit nie existierte. Konnten wir uns so doch wenigstens eine Zeit lang einreden, dass das Leben streng nach Lehrplan verlief... dass alles in unserem Umfeld seine Richtigkeit besaß, und dass es nichts gab, worüber man sich ernsthaft Sorgen zu machen brauchte.

Nach dem wenig erfreulichen Treffen mit dem Major genoss ich sie jedenfalls ganz bewusst... diese Ablenkung, diese Fokussierung all meiner Gedanken auf eine kleine Tabelle in irgendeinem steril gehaltenen Schulbuch.

Hin und wieder war es einfach bequemer, die Fragen von anderen zu beantworten, als selber welche stellen zu müssen.

KAPITEL 6 - Hinter der Maske

Einige Tage später stand wieder Geschichte bei Dr. Böck auf dem Stundenplan.

Max schien immer noch sauer zu sein, weil ich in seinem Koffer herumgewühlt hatte, und so sprachen wir eigentlich bloß das Allernotwendigste miteinander. Eine Schulbank teilten wir uns allerdings nach wie vor. Alleine sitzen wollte schließlich keiner von uns.

Das Klima zwischen uns war deshalb aber keinen Deut besser geworden. Selbst während des Unterrichts hatten wir nichts anderes im Sinn, als uns wegen den geringsten Kleinigkeiten in die Haare zu kriegen.

„Lass mein Zeug in Ruhe, klar?“, schnauzte mich Max an, als ich mir mal wieder etwas aus seiner Mappe borgen wollte. Widerwillig ließ ich den Stift fallen und sah meinen Nebensitzer verärgert an.

„Das ist echt kein Grund, sich gleich wie ein Arschloch zu benehmen!“, giftete ich zurück.

„Ach nein? Und was sollte dann ein Grund sein? Vielleicht, dass du einfach denkst, dir würde die ganze Welt gehören, hä? Du bist so verdammt...“

„Herr Kramer! Wollen sie uns etwas mitteilen?“, unterbrach ihn Dr. Böck, dem unser kleiner Disput ganz offensichtlich nicht entgangen war.

Ich grinste amüsiert. Böck pflegte bei Unstimmigkeiten zwischen zwei Schülern immer grundsätzlich nur einem von beiden die Schuld daran zu geben. Und so, wie es aussah, war dieser jemand diesmal nicht ich.

Ich war davon überzeugt, dass Max eine kleine Zurechtweisung durchaus verdient hatte.

Daher lehnte ich mich entspannt zurück und harrte der Dinge, die da kommen würden. Es war ja schließlich auch keine Art, gleich so auszurasen, bloß weil ich mir kurz seinen Bleistift ausborgen wollte.

„Aufstehen, Kramer!“, herrschte ihn Böck mit strenger Miene an.

„Und fünf Ave Maria beten, aber zackig!“

Ja, das war Böcks fromme Art, vorlaute Schüler zurechtzuweisen. Und wahrlich, ich hasste ihn dafür! Lieber hätte ich hundert mal „Ich darf nicht mit meinem Nebensitzer reden“ an die Tafel geschrieben, als mich auf diese Weise demütigen lassen zu müssen. Als ob man durch das Stören von Böcks Unterricht eine Sünde gegen den lieben Gott begangen hätte.

Gerade Böck, der eigenhändig das Jesus-Kreuz aus dem Hof entfernt hatte! Gott würde es vermutlich sogar gutheißen, wenn man diesen Lehrer öfters mal auf die Palme brachte.

„Na los, sind sie taub oder was? Fangen sie endlich an!“, schrie er in Richtung von Max.

Doch dem schien es auf einmal die Sprache verschlagen zu haben.

Er stand nur zitternd neben mir, stammelte etwas von „Gott“ und „Vater“, und auf einmal gefror mein selbstgefälliges Lachen... denn ich erkannte den Ernst der Lage.

Max kannte das Ave Maria gar nicht.

Weil er nämlich überhaupt nicht an Maria glaubte!

Und wenn das rauskommen würde, wäre er geliefert. Vor allem, da er sich für einen solchen Fall ganz offensichtlich keine glaubwürdige Ausrede zurechtgelegt hatte. Sonst würde er jedenfalls jetzt nicht so hilflos nach den richtigen Worten ringen.

Ich musste etwas tun! Und die Entscheidung, entweder Max da raus zu helfen, oder Böck das Erfolgserlebnis zu gönnen, eigenhändig einen Juden enttarnt zu haben, fiel mir weiß Gott nicht besonders schwer. Ganz abgesehen davon, dass ich mir gar nicht vorstellen wollte, was der hasserfüllte Böck alles mit meinem Stubenkameraden anstellen würde.

„Du blödes Arschloch!“, schrie ich urplötzlich und packte Max wutschnaubend am Kragen.

„Gib mir endlich deinen verdammtten Stift, du mieser Streber!“

Ich stieß ihn brutal um, worauf er kurz zu taumeln begann und dann frontal gegen den Tisch von Dieter und Alex krachte.

„Sind sie von allen guten Geistern verlassen?“, brüllte Böck sichtlich um Fassung ringend. Böck war ein wandelndes Stimmungsbarometer. Es war immer ein Leichtes, an der Stärke der Rötung seines Gesichtes auf seine momentane Laune zu schließen. Durch meine Tat war die Farbe jedenfalls feuerrot geworden... und seine Stimmung entsprechend explosiv.

„Raus!“, schrie er empört. „Beide raus! Das wird ein Nachspiel haben, meine Herren, das versichere ich ihnen!“

Ich half Max auf, der eine schwach blutende Wunde an der Stirn davongetragen hatte, und stieß ihn vor mir her nach draußen.

„Ich werde dafür sorgen, dass ihre Eltern von diesem Vorfall erfahren werden!“, brüllte uns der Lehrer lauthals nach. „Und das Zeltlager im nächsten Frühjahr ist für sie beide ersatzlos gestrichen!“

Aber das war mir in dem Moment eigentlich völlig egal. So lange uns Böck nicht mehr vor den anderen beten ließ, konnte er von mir aus tun und lassen, was er wollte.

Ich hörte ihn im Hintergrund noch etwas von „mangelndem Respekt“ und „Primär- und Sekundärtugenden“ bruddeln. Dann knallte ich erschöpft die Tür zu.

„Lass mich los!“, schrie Max zornig, als wir draußen auf dem Gang angelangt waren. Er begann schneller zu laufen. Doch ich blieb entschlossen an ihm dran.

Oben auf unserer Bude gelang es mir nur mit viel Geschick, noch rechtzeitig durch die Tür zu kommen, bevor sie mir Max vor der Nase zuschlagen konnte. Er warf mir einen empörten Blick zu... dann kletterte er schweigend auf sein Bett und starrte teilnahmslos aus dem Fenster.

Ich machte es mir gegenüber auf Pauls Matratze bequem. Hauptsächlich deshalb, weil ich meinen Nebensitzer so wesentlich besser beobachten konnte.

Minutenlang herrschte eine gebannte Stille zwischen uns. Ich wusste auch nicht so recht, was ich hätte sagen können. Vielmehr machte ich mir haufenweise Gedanken darüber, was ich da gerade getan hatte... und dass sich unsere Lage, gesetzt den Fall, dass Max doch kein Jude war, durch mein Eingreifen nur noch weiter verschlimmert haben musste.

Auch Max schien über irgendetwas nachzudenken.

Hin und wieder trafen sich unsere Blicke. Dann sahen wir uns erwartungsvoll in die Augen, bis sich einer von uns wieder abwandte und ins Leere starrte. Fünf oder sechs mal ging das so. Wahrscheinlich wäre ich irgendwann vor lauter Neugier geplatzt, wenn Max nicht endlich die Initiative ergriffen hätte.

„Du hast mir wohl gerade des Leben gerettet.“, begann er leise zu sprechen. „Das war doch kein Zufall... Das war nicht wegen dem Bleistift, oder?“

Ich lächelte.

„Ich denke nicht.“

Also hatte ich doch Recht gehabt mit meiner Vermutung. Eine Weile blickten wir uns nur stumm an.

„Du bist Jude, stimmt’s?“

Maxs Miene verfinsterte sich. Dann nickte er.

„Ja... verfluchte Scheiße. Denkst du etwa, ich hab mir das ausgesucht?“

Ein Jude! In unserem Zimmer wohnte ein Jude! Er lernte mit uns, trank mit uns und schlief mit uns... und ich hatte eigentlich nicht ein einziges Mal den Eindruck bekommen, dass er ein schlechterer Mensch gewesen wäre als wir.

„Ich habe dich beobachtet, oben auf dem Dachboden.“, flüsterte ich bemüht leise, obwohl sich zu dieser Zeit niemand außer uns im oberen Stockwerk befand.

Max fuhr sich niedergeschlagen durch die Haare.

„Das... das kam einfach so über mich. Ich fühlte mich so allein und wusste nicht, wo ich hingehen konnte.“

Verdammt, er war einer von uns! In diesem Moment wurde mir klar, dass uns Böck nicht nur Halbwahrheiten, sondern glatte Lügen erzählt hatte... und dass das ganze System womöglich genauso log, wenn es eine ganze Bevölkerungsgruppe einfach pauschal als unwert und böse bezeichnete.

Ich stand auf und schwang mich neben Max auf die Matratze, um ihn zu trösten. Zumindest wollte ich es versuchen, denn ich konnte förmlich spüren, wie schlecht es ihm ging... wie einsam er sich unter all den judenhassenden Deutschen fühlen musste.

„Du bist jetzt nicht mehr allein.“, bemühte ich mich darum, ihm ein wenig Mut zu machen.

„Ich werde nicht zulassen, dass dir irgendjemand etwas tut!“

Max nickte und wischte sich verschämt eine Träne aus dem Gesicht.

„Wieso machst du das? Ich meine, warum hilfst du mir, obwohl du weißt, dass ich ein Jude bin?“

Ich zögerte nicht lange mit der Antwort.

„Ganz einfach: Für mich bist du's nicht! Du bist einfach nur mein Freund, klar?“

Das war die einzige Erklärung, die mir in jenem Moment einfiel. Schließlich hatte ich nie sehr viel über solche Dinge nachgedacht. Ich wusste einfach nur instinktiv, dass es richtig war, so zu handeln.

Langsam griff ich in seinen Koffer und nahm das eine Buch mit der Widmung heraus.

„Und... bist du das?“, fragte ich, während ich auf die geschnörkelte Inschrift deutete.

„Ja. Luca-Julian Goldmann. Mein Vater war Konditor. Wir lebten in Straßburg und hatten dort einen kleinen Laden. Meine Mutter stammte ursprünglich aus Schlesien. Sie hatte immer gewollt, dass ich zweisprachig aufwachse. Ich spreche also genauso gut Deutsch wie Französisch. Das hat mir natürlich sehr geholfen.“

Maxs Augen stierten runter auf den Hof. Er schien tief in seinen Erinnerungen versunken zu sein.

„Luca-Julian Goldmann.“, wiederholte ich leise. Der Name gefiel mir. Er klang für mich einfach wunderbar exotisch... ganz anders als das doch eher langweilige „Max Kramer“. Und mir wurde klar, dass der dahintersteckende Mensch völlig anders sein musste, als das Bild, das ich mir bisher von ihm gemacht hatte.

„Was ist mit deinen Eltern passiert, Luca?“, wollte ich vorsichtig in Erfahrung bringen. „Hat man sie... verhaftet?“

„Ich weiß es nicht.“, antwortete er deprimiert. „Sie haben sie abgeführt und auf einen Lastwagen gezerrt. Mein Vater schrie mich an, dass ich weglaufen sollte, und so bin ich losgerannt. Ich schlug mich zu meinem Onkel durch... na ja, er ist nicht mein richtiger Onkel, aber ein guter Freund meines Vaters. Wir überlegten dann, was wir machen konnten, denn ihm war es einfach unmöglich, mich bei sich zu behalten. Schließlich kam er auf Hoheim. Den kannte er nämlich von früher, und er meinte, Hoheim wäre ihm noch einen großen Gefallen schuldig. Tja, und so kam ich schließlich hier her.“

Ich konnte mir irgendwie gar nicht vorstellen, dass unser verknöcherte Rektor tatsächlich einen Bekannten außerhalb dieser Schule besaß... und erst recht nicht, dass er für so einen Bekannten auch noch etwas Ungesetzliches tun würde.

„Dann weiß Hoheim also, dass du ein Jude bist?“, fragte ich neugierig.

„Ja, aber ich glaube, er möchte mit der ganzen Angelegenheit am liebsten nichts zu tun haben.“, erwiderte Luca. „Er hat mir gesagt, dass ich mich unauffällig verhalten und ihn nur in ganz dringenden Fällen aufsuchen soll, damit keiner Verdacht schöpft. Ich denke, er hat das ganz sicher nicht für mich getan, sondern nur, weil mein Onkel ihm während der Wirtschaftskrise einmal mächtig aus der Patsche geholfen hat.“

„Das glaub ich ja jetzt nicht!“, tönte Alex ausgelassen, als er nach Ende des Vormittagsunterrichts in unsere traute Zweisamkeit platzte. „Ich war mir eigentlich sicher, ihr würdet euch gegenseitig den Schädel einschlagen oder so was.“

Er legte dem dicht hinter ihm ins Zimmer gekommenen Paul kameradschaftlich den Arm auf die Schulter.

„Hey, Brille. Schau dir mal unsere zwei Musterknaben da an!“

Paul kniff sich verwundert die Augen. Anscheinend musste unsere Show wirklich sehr überzeugend gewirkt haben.

„Hallo Kai, hallo Max! Darf man eintreten, ohne um Leib und Leben fürchten zu müssen?“

„Kein Problem“, antwortete ich mit gespielter Ernst. „Wir haben uns ausgesprochen. Ich darf den Stift jetzt ab und zu mal benutzen, wenn ich mag.“

Alex grinste beeindruckt.

„Du gehst ja ganz schön ran, Kai. Das sah vorhin wirklich ziemlich echt aus.“

Luca rieb sich demonstrativ die dicke Beule auf seiner Stirn.

„Das war echt, Cowboy! Aber ich denke, ich werde es Kai irgendwann heimzahlen.“

Er sah mich herausfordernd an.

„Wann immer du willst!“, konterte ich. „Ich kann es kaum noch erwarten...“

Obwohl meine kleine Prügelei mit Luca für den Rest des Tages das Gesprächsthema Nummer eins in unserer Klasse war, ging ich davon aus, dass sich alles recht bald wieder normalisieren würde.

Böck sollte dabei kein all zu großes Problem darstellen... denn sobald er etwas Neues fand, worüber er sich aufregen konnte, pflegte er das alte Ärgernis meist ziemlich schnell zu vergessen.

Von Hoheim mussten wir nach allem, was mir Luca erzählt hatte, wohl auch keine großen Konsequenzen befürchten.

Der Einzige, der mir ernsthaft Sorgen bereitete, war Major von Stahl... und ich verfluchte mich regelrecht dafür, ihn mit meiner Fragerei eventuell auf uns aufmerksam gemacht zu haben.

So wie es aussah, konnten wir diesbezüglich aber wohl nur abwarten und hoffen, dass ein Mann vom Kaliber des Majors in seiner Freizeit besseres zu tun haben würde, als einzig aufgrund eines vagen Verdachtes Nachforschungen über die ethnische Herkunft seiner Schüler anzustellen.

KAPITEL 7 - Jude und Freund

An Schlaf war in der folgenden Nacht nicht einmal zu denken.

Ich hatte mich mit Luca auf den Dachboden zurückgezogen, wo ich mich darum bemühte, ihm in einem Schnellkurs die wichtigsten katholischen Bräuche und Gebete beizubringen, damit er nie wieder in eine solch brenzlige Situation wie mit Böck geraten konnte.

Im Gegenzug erfuhr ich von Luca auch viele spannende Geschichten aus dem jüdischen Alltagsleben.

Während er mit glänzenden Augen von dem enormen Zusammenhalt innerhalb der Familie, vom gemeinsamen Festessen und dem Singen in der aufwändig geschmückten Synagoge berichtete, begann ich ein zunehmendes Interesse an dieser mir völlig unbekanntem Kultur zu entwickeln. Ich fragte Luca massig Löcher in den Bauch, bis ich schließlich ganz genau wusste, was es mit koscheren Mahlzeiten, der Bar Mizwa und dem Sabbat auf sich hatte. Irgendwie beneidete ich Luca fast ein wenig. Er kannte einen ganz anderen Teil der Welt... und es kam mir so vor, als ob jener Teil wesentlich größer und bunter war als der, den ich bisher kennenlernen durfte.

Wie sehr mich das alles faszinierte konnte man auch daraus ersehen, dass ich völlig das Zeitgefühl verloren hatte.

Erst, als es draußen bereits wieder hell zu werden begann, kamen wir müde in unser Zimmer zurückgeschlichen... was natürlich dazu führte, dass wir dem vormittäglichen Deutsch-Unterricht bei Herrn Hoheim nur mit äußerster Mühe folgen konnten.

Ich sah jedoch ohnehin keinen großen Sinn darin, mich ernsthaft mit den Leiden des jungen Werthers zu befassen.

Ich meine, es gab nun wirklich genug reale Probleme auf der Welt. Die fiktiven Sorgen eines verweichlichten Schöngeistes, der sich aus krankhaftem Liebeskummer ein Loch in den Schädel ballert, hätte man da besser bei der Generation belassen, für die das Buch einst geschrieben worden war.

Wenn die Herren Lehrer jede gute Geschichte immer erst zweihundert Jahre reifen ließen, bis sie sich getrauten, ihre Schüler damit zu konfrontieren, brauchten sie sich jedenfalls nicht darüber zu wundern, dass ihrem Unterricht in etwa das selbe Interesse entgegen gebracht wurde wie einem alten, vergammelten Stück Käse.

Ich war froh, als nach drei weiteren, ereignislosen Stunden endlich Zeit zum Mittagessen war. Luca und ich hatten uns in der Mensa einen etwas abseits der anderen gelegenen Tisch ausgesucht, so dass wir unsere Unterhaltung vom Vortag ungestört weiterführen konnten. Um ehrlich zu sein, war ich jedoch schon genug damit beschäftigt, meinen schweren Kopf davor zu bewahren, erschöpft in den Salat-Teller zu fallen.

Das gleichförmige Stimmengewirr meiner Mitschüler, das nur gelegentlich vom Klappern des Geschirrs übertönt wurde, half mir auch nicht unbedingt dabei, meiner Müdigkeit Herr zu werden.

Ich beobachtete, wie Luca missmutig in seinem Schweinebraten rumstocherte.

Mir war schon in den Wochen davor aufgefallen, dass er ausgesprochen wenig Appetit auf Fleisch zu haben schien. Doch erst jetzt, nachdem ich mehr über die jüdischen Sitten wusste, erahnte ich den Grund dafür.

„Du kannst es gerne rüberreichen, wenn du das nicht essen willst.“, meinte ich zu ihm. „Ich gebe dir dafür noch ein paar Knödel.“

Fromme Juden aßen schließlich nur koscheres Fleisch... und Fleisch vom Schwein war schon mal völlig daneben, wenn ich das alles richtig verstanden hatte.

„Danke.“, erwiderte Luca. „Mein Vater hat immer sehr viel Wert auf solche Dinge gelegt. Mir dagegen hatte das nie besonders viel bedeutet. Doch jetzt... jetzt ist keiner aus meiner Familie mehr da, und ich fühle mich, als würde ich sie mit jedem Bissen ein Stückchen mehr verraten.“

„Sind deine Eltern eigentlich sehr religiös?“, fragte ich.

Luca angelte sich geschickt einen meiner Knödel.

„Ich würde sagen, eher traditionsbewusst.“, antwortete er, und schob sich gierig ein großes Stück davon in den Rachen. „Aber das waren bei uns in der Nachbarschaft eigentlich fast alle. Ich habe das lange Zeit nicht kapieren wollen... immer diese Regeln und Vorschriften: Verhalte dich so und so, tu jenes nicht, spiel am Sabbat nicht im Dreck...“

„Sprich nicht mit vollgestopftem Mund...“, ergänzte ich grinsend.

„Ja, auch das.“, mampfte Luca und hielt sich verschämt die Hand vors Gesicht.

„Aber im Nachhinein kann ich vieles davon nachvollziehen. Unsere Traditionen, unsere Identität... das war einfach das Einzige, was uns die Deutschen nicht nehmen konnten, bis zuletzt. Es gab uns einen gewissen Zusammenhalt.“

Ich lud unauffällig sein Fleisch auf meinen Teller. Es schmeckte ziemlich lecker... und ich machte mir Sorgen, dass Luca noch mehr abmagern würde, wenn er nicht allmählich wieder etwas Ordentliches zu essen bekäme.

„Vielleicht ist es mit diesem Schweinefleisch ja wie mit den Juden.“, meinte ich nachdenklich. „Schlecht wird es nur in unserem Kopf. Aber objektiv betrachtet...“

Ich verleibte mir genussvoll schmatzend einen Happen der unseligen Speise ein.

„...objektiv betrachtet muss ich feststellen, dass es seinen schlechten Ruf ganz und gar nicht verdient hat.“

Luca schien zu überlegen.

„Du meinst... wenn ich das Schweinefleisch diskriminiere, bin ich auch nicht viel besser als die Nazis?“

„Quatsch.“, wiegelte ich ab. „So habe ich das nicht gemeint. Aber offen für neue Erfahrungen zu sein ist sicherlich keine Schande. Außerdem... wenn es Gott wirklich etwas bedeuten würde, dass wir diese ganzen Regeln befolgen, hätte er sich sicher schon öfters hier auf der Erde blicken lassen, meinst du nicht auch?“

Ich schob meinen Teller auffordernd in seine Richtung.

Zunächst zögerte Luca. Er war sich wohl nicht so ganz sicher, ob er nun seinem Herz oder seinem leeren Magen folgen sollte.

Nachdem er noch einmal kritisch daran geschnuppert hatte, griff er dann schließlich doch zu und nahm vorsichtig einen ersten Bissen in den Mund.

Gespannt wartete ich auf seine Reaktion.

„Das schmeckt ja gar nicht so schlecht.“, stellte er sichtlich überrascht fest.

„Sag ich doch.“, bestätigte ich, während ich zufrieden beobachtete, wie Luca zunehmend auf den Geschmack zu kommen schien.

Erst, als er nicht nur seine, sondern auch meine Portion fast vollständig vertilgt hatte, knallte er erschöpft das Besteck auf den Tisch.

„Ich kann nicht mehr!“, stöhnte er. „So satt habe ich mich schon lange nicht mehr gefühlt.“ Er betrachtete nachdenklich die wenigen übrig gebliebenen Reste auf seinem Teller.

„Auf einmal heiße ich Max Kramer und esse Schweinebraten. Das ist alles so absurd...“

„Was denkst du, wie es mir geht?“, antwortete ich. „Ich habe alle Warnungen unseres geschätzten Dr. Böcks in den Wind geschlagen und mich mit einem Juden verbündet. Mehr noch: Jetzt essen wir sogar aus dem selben Teller...“

Wir warfen uns einen melancholischen Blick zu. Für einen Moment glaubte ich, Luca schon wesentlich länger zu kennen, als die paar Wochen, die er bis dahin auf unserer Schule war. Irgendetwas an seinen Augen erschien mir auf eigenartige Weise vertraut... als ob es kein

Zufall gewesen war, dass sich unsere Wege ausgerechnet an diesem Internat am Ende der Welt überkreuzt hatten.

Dann mussten wir beide laut loslachen, ohne einen genauen Grund dafür benennen zu können. „Ich hoffe, ich bekomme jetzt keine Schweinevergiftung.“, scherzte Luca. Ich grinste frech zurück.

„Scheiße... und ich kriege hoffentlich nicht die Pest.“

Ein lautes Scheppern im Hintergrund ließ uns innehalten.

„Sieh dir unseren Cowboy an!“, meinte ich, während ich einen neugierigen Blick über die Schulter warf, und deutete amüsiert auf den Ausgang zu den Unterrichtsräumen.

Alex schien gerade mit einem seiner ehemaligen Stubenkameraden aneinander geraten zu sein. Jedenfalls stieß er ihn wütend von sich weg und schrie ihm irgendetwas Beleidigendes hinterher. Sein Essen hatte sich unterdessen auf dem ganzen Mensaboden verteilt... nur ein kleiner Teil davon war diesem Schicksal entgangen und klebte jetzt pampig in Alexs lockigen Haaren.

„Kennst du den anderen?“, fragte Luca und deutete auf den hageren Blondschoopf, der seine Hand zur Faust geballt hatte und Alex mit wütenden Augen anstarrte.

„Natürlich. Das ist Karl. Der ist letztes Jahr sitzengeblieben.“, erklärte ich. „Früher hing er immer mit Cowboy rum, aber jetzt scheinen sie sich zu hassen.“

Luca schüttelte verständnislos den Kopf.

„Warum denn? Alex ist doch echt in Ordnung, wenn man ihn näher kennt, oder?“

„Ja, schon...“, erklärte ich. „Aber nur, so lange du nicht stärker oder cooler sein willst als er. Ich will das nicht, Brille auch nicht... und deshalb verstehen wir uns wohl auch so gut miteinander.“

„Und wenn er nur so tut?“, wollte Luca wissen. „Ich kannte nämlich auch mal so einen wie ihn, der scheinbar immer im Mittelpunkt stehen wollte. Aber als wir Freunde wurden, war er auf einmal ganz anders, als ich erwartet hatte. Für die meisten Menschen trug er eine Maske... nur für mich hat er sie damals abgenommen.“

Ich fragte mich, wie wohl Alex oder Paul an meiner Stelle reagiert hätten. Hätten sie Luca auch gerettet, oder hätten sie ihn schon beim Beten auf dem Dachboden zur Rede gestellt und die Lehrer informiert?

Paul hatte einmal erwähnt, dass es in der Stadt Belohnungen für diejenigen gab, die einen untergetauchten Juden verrieten... und ich wollte für meine beiden Zimmergenossen ganz sicher nicht die Hand ins Feuer legen.

„Ich würde mich nicht drauf verlassen, Luca. Manche Menschen sind einfach so, wie sie sind.“, antwortete ich knapp.

Mittlerweile war Herr Hoheim zu den Streithähnen hinzugestoßen.

Er redete eine Weile mahnend auf die beiden ein, bis sie sich schließlich widerwillig die Hand reichten und gemeinschaftlich damit begannen, die von ihnen angerichtete Unordnung wieder aus der Welt zuschaffen.

Zufrieden nickend stolzierte Hoheim davon... direkt an unserem Tisch vorbei, ohne auch nur ein einziges Mal zu uns rüberzuschauen. Er ließ wirklich keinerlei Zweifel daran aufkommen, dass er mit Juden und deren Freunden nicht mehr zu tun haben wollte, als unbedingt nötig war.

„Typisch... so geht das schon die ganze Zeit, wenn wir uns irgendwo begegnen.“, murrte Luca.

„So ein Idiot.“, bestätigte ich mit einer abfälligen Handbewegung. „Ich glaube, der hat ziemlich die Hosen voll.“

„Du nicht?“, fragte Luca, und es klang beinahe wie ein Vorwurf.

Ich wusste nicht, was ich darauf erwidern sollte, daher senkte ich nur stumm den Blick und begann, die überall auf der Tischdecke verstreuten Soßenflecken zu zählen.

Wegen mir konnte Hoheim ruhig feige sein. Ich würde schon dafür Sorge tragen, dass Luca sich hier bei uns trotzdem nicht einsam fühlen musste.

„So schnell mache ich nicht in die Hosen.“, antwortete ich schließlich. „Da kannst dich drauf verlassen!“

Luca verzog leicht das Gesicht.

„So meinte ich das doch gar nicht. Ach, ist auch egal. Komm, lass uns ein wenig nach draußen gehen, bevor der Unterricht wieder anfängt.“

Er stand auf, schichtete unsere Teller übereinander und machte sich auf den Weg zur Küche. Ich folgte ihm mit müden Schritten, während ich inständig darauf hoffte, dass sich die noch in Aussicht stehenden Schulstunden als nicht ganz so erdrückend erweisen würden wie die vorangegangenen.

„Wenn alles vorbei ist...“, meinte Luca, als wir an ein paar vereinzelter Gruppen von Mitschülern vorbei über den herbstlichen Schulhof schlenderten, „... der Krieg, meine ich... dann lade ich dich zu uns nach Hause ein. Meine Großmutter kocht für uns ihre wunderbare Kartoffelsuppe. Und dann zeige ich dir meine Stadt!“

Es schien ihm sichtlich gut zu tun, endlich einen Menschen gefunden zu haben, mit dem er über all diese Dinge reden konnte.

„Ja, ich komme gern!“, erwiderte ich. „Weißt du, es ist schon komisch: Ich verstehe mich mit den meisten Leuten hier echt gut, und das eigentlich schon seit Jahren. Aber bisher hat mich noch keiner zu sich eingeladen. Dich kenne ich erst seit ein paar Wochen...“

„Ich hab sonst niemanden, den ich einladen könnte.“, ergänzte Luca bitter. „Selbst, wenn ich wollte...“

Er blieb für eine Weile stehen und blickte nachdenklich auf den Boden.

„Ich frage mich, wie es meinen Eltern geht. Ob sie gesund sind...“, murmelte er schließlich, mehr zu sich selbst als an mich gewandt.

Was sollte ich dazu sagen? Ich hatte ja auch keine Ahnung. Ich wusste nur, dass meine Eltern gerade in Italien waren, weil mein Vater dort wieder einmal wichtige Verträge zum Abschluss bringen musste.

„Sicher geht es ihnen gut.“, versuchte ich ihn aufzumuntern, „Wahrscheinlich werden sie dich irgendwann besuchen kommen. Dein Onkel weiß ja schließlich, wo du bist...“

Meine Worte waren ernstgemeint, allerdings bekam ich nicht den Eindruck, dass Luca damit all zu viel anfangen konnte. Er verzog nur ein wenig das Gesicht und meinte, dass er das nicht glauben würde.

„Ich habe Angst, dass ihnen etwas passiert ist.“

„Unsinn... die haben sie wohl in den Osten gebracht, oder? Von da ist die Verbindung nach Hause ziemlich schlecht, hab ich gehört.“

Ich hatte natürlich überhaupt nichts gehört, außer, dass Himmler einmal in einer Rede gesagt hatte, dass man die Juden nach Russland umsiedeln wolle. Aber ich wollte einfach ein wenig Hoffnung in Lucas verlorenen Blick bringen.

„Du wirst sicher bald eine Postkarte von ihnen erhalten.“

Lange sagte er nichts, aber dann nickte Luca und meinte:

„Ja, sicher... Ich fühle mich nur so schwach und hilflos ohne sie. Ich weiß einfach nicht, wie es weitergehen soll.“

Das leuchtete mir ein. Ich kannte die Adresse meiner Eltern, und konnte zur Not jederzeit bei ihnen anrufen, wenn ich irgendetwas brauchte oder wenn ich Kummer hatte. Aber Luca hatte außerhalb der Schule überhaupt nichts mehr, woran er sich festhalten konnte.

„Lass uns lieber von etwas anderem sprechen, ja?“, fügte er nach einer längeren Pause hinzu.

„Ich werde mit all dem schon irgendwie klarkommen. Tut mir leid, dass ich dich da überhaupt mit reingezogen hab.“

Es war ihm deutlich anzumerken, dass er mich nicht mit seinen Problemen belasten wollte. Dabei störte mich das gar nicht. Im Gegenteil... bekam ich dadurch doch in gewisser Weise das Gefühl, für mehr als nur das nächste Besäufnis oder einen guten Schulabschluss zu leben. Und das tat mir damals wahnsinnig gut.

„Du brauchst keine Rücksicht auf mich zu nehmen!“, antwortete ich beschwichtigend. „Auf dich hat ja schließlich auch niemand Rücksicht genommen. Außerdem... wozu hat man denn Freunde, wenn nicht dazu, um Freud und Leid mit ihnen teilen zu können?“

Luca schielte mich mit einem leicht überrascht wirkenden Blick an.

„Ja, ich denke, du hast Recht. Ich wünschte mir nur, es gäbe für uns mehr schöne Dinge zu teilen...“

Ich beobachtete gedankenverloren, wie der Wind mit Lucas braunen Haaren spielte. Immer wieder legten sie sich so weit über seine Stirn, dass er sie mit leicht genervter Miene aus dem Gesicht fischen musste.

Ich konnte damals nicht genau erklären, wieso... aber in Lucas Nähe fühlte ich mich dort angekommen, wo ich hingehörte.

Ich war zuversichtlich, dass wir es gemeinsam schon irgendwie schaffen würden, die schlechten Zeiten zu überstehen. Außerdem hegte ich insgeheim die Hoffnung, dass genau wie ich es tat, auch die Nazis eines Tages erkennen würden, dass ihre Vorurteile den Juden gegenüber unbegründet waren, und dass sie die Verfolgung dieser Menschen bald wieder einstellen.

Ja, ziemlich naiv, ich weiß. Aber damals wusste ich es nicht besser. Vielleicht hätte ich den Vorzeichen mehr Beachtung schenken sollen.

Vielleicht hätte ich etwas davon bemerken müssen, dass die Schatten in den Korridoren der alten Burg immer länger wurden... dass die Natur um uns herum zunehmend verstummte... dass sich dunkle Wolken über unseren Köpfen zusammenzogen.

Doch ich sah lange Zeit nur das, was ich sehen wollte.

Ich wähnte mich in einem dieser verklärten Jugendromane, in denen es immer genug Freunde, Hoffnung und Perspektiven gab, um die junge Leserschaft nicht auf all zu düstere, unangenehme Gedanken zu bringen. Und so erkannte ich nicht, wie die Stimmung allmählich zu kippen begann... wie mit jedem neuen Satz, mit jeder neuen Zeile, ein Stück des Bodens wegbröckelte, auf dem ich so sicher zu stehen glaubte.

Stattdessen blätterte ich unbekümmert weiter.

KAPITEL 8 - Die Bestie des Krieges

„Oh nein, Jungs! Angst hat ein jeder Held, sonst wäre er keiner.“, lehrte uns Major von Stahl, während er wieder einmal majestätisch wie ein Offizier beim Inspizieren seiner Truppe durch die Reihen schritt und uns vom harten Überlebenskampf an der russischen Front berichtete.

„Ein Held ist jemand, der eigentlich nicht kämpfen möchte, aber es muss, weil es sein Gewissen von ihm verlangt. Ein Soldat, der zum Spaß oder um der Karriere willen kämpft, ist dagegen nichts als ein gewöhnlicher Mörder.“

Harte Worte aus dem Mund von einem, der es wissen musste. Natürlich hätte keiner von uns je zu widersprechen gewagt, aber ich bemerkte dennoch viele erstaunte und teilweise auch etwas verwirrte Gesichter um mich herum.

Gespannt schielte ich zu Alex rüber, der sich wohl gerade auch wie einer dieser ängstlichen Helden fühlen musste... denn er hatte an jenem Tag eine gewagte Wette am Laufen. Jeder in der Klasse wusste davon. Schließlich sollten wir am Ende der Stunde alle bezeugen können, dass er sich auch wirklich getraut hat, seine vorlaute Ankündigung in die Tat umzusetzen. Alles begann damit, dass er von seinem ehemaligen Kumpel Karl als Angeber beschimpft worden war. Der behauptete, Alex würde immer nur vor Schwächeren den großen Macker raushängen lassen, gegenüber den Lehrern hingegen ein totaler Feigling und Arschkriecher sein. Daraufhin hatte Cowboy ein wenig übereifrig getönt, dass er sich nicht einmal vor Major von Stahl fürchten würde.

Und genau das musste er nun unter Beweis stellen.

Es ging um von Stahls Aussehen. Alex sollte aus ihm rauskitzeln, auf welche Weise unser Lehrer damals sein Auge verloren hat, und woher die große Narbe in seinem Gesicht stammte.

Ich hätte es jedenfalls nie gewagt, den Major darauf anzusprechen... und es war offensichtlich, dass Alex in dessen Gegenwart bislang auch nicht gerade durch besondere Schlagfertigkeit geblänzt hatte.

Von Stahl war gerade dabei, an meinem Tisch vorbeizulaufen, als Alex schließlich zaghaft die Hand hob. Ich musste ihm schon anerkennend zugestehen, dass er durchaus Mut besaß.

„Ja, Alex!“, rief ihn von Stahl auf. „Was willst du wissen?“

„Ich wollte fragen, woher...“, begann Alex zunächst, entschied sich dann jedoch rechtzeitig dafür, sein Anliegen ein wenig anders zu formulieren.

„Was war das Schlimmste, das sie jemals im Krieg erlebt haben?“

Dumm war Alex zumindest nicht, soviel stand fest. An der Frage war nichts auszusetzen... und letztendlich zählte ja auch nur das Ergebnis und nicht der Weg, wie es zustande kam. Von Stahl überlegte eine Weile, während unsere Gesichter alle wie gebannt auf ihn gerichtet waren.

„Nun, es gibt vieles im Krieg, was wirklich schlimm ist.“, begann er mit unheilschwangerer Stimme zu erzählen. „Verwundet zu werden zum Beispiel, oder eingekesselt zu sein von mehreren feindlichen Kompanien. Aber egal, wie mächtig der Feind auch sein mag, im Grunde sind es auch nur Menschen wie du und ich. Dieses Wissen gibt einem doch immer eine gewisse Sicherheit. Das wirklich Schlimmste, was einem passieren kann, ist, wenn man es auf einmal mit einem Gegner zu tun bekommt, der nichts Menschliches mehr an sich hat.“ Es sah zwar nicht gerade danach aus, als ob nun eine Erklärung vom Major folgen würde, wie es zu den schweren Verletzungen in seinem Gesicht gekommen war. Doch ehrlich gesagt war mir das in dem Moment auch vollkommen gleichgültig.

Ich wollte einfach nur noch wissen, was für ein geheimnisvoller Feind das war, der selbst einen solchen Eisklotz wie von Stahl nicht kalt zu lassen schien... und so vergaß ich für eine

Weile Alexs kindische Wette und richtete meine ganze Aufmerksamkeit auf die Worte unseres Lehrers.

„Ich weiß, dass er existiert. Irgendwo da draußen. Zwar gibt es kaum jemanden, der ihn wirklich gesehen hat und noch lange genug am Leben gewesen wäre, um darüber berichten zu können. Aber ich schwöre euch: Jeder Soldat an jedem Lagerfeuer von der Küste Frankreichs bis Stalingrad kennt seine Geschichte. Die Geschichte von Janosch, dem Schlächter von Triaczika!“

Obwohl ich noch nie etwas davon gehört hatte, jagte mir bereits dieser Name eine Heidenangst ein... genau wie der nun extrem merkwürdig wirkende Blick des Majors. Ich hatte einmal einen Schauspieler in einer Theateraufführung von Goethes Faust gesehen, der den selben Ausdruck im Gesicht trug, als er dem Teufel gegenüberstand.

„Sein richtiger Name war eigentlich Josef Baumann.“, fuhr von Stahl gedankenversunken fort. „Er war ein junger, argloser Soldat, und hatte zu Beginn des Krieges den Auftrag, gemeinsam mit seinen knapp dreißig Kameraden das strategisch wichtig gelegene Bauerndorf Triaczika zu besetzen und anschließend zu befestigen. Keiner konnte vorhersagen, ob und wie stark versprengte polnische Truppen Widerstand leisten würden... und so galt es zunächst einmal, Tunnel und Geschützstände auszuheben und um den gesamten Ort herum einige provisorische Schutzwälle aufzuschütten.“

Der Feldwebel, der die Truppe befehligte, war Rudolf Strauß, ein sehr strenger und unnachgiebiger Vorgesetzter. Er kannte keine Gnade, wenn es um den Erfolg ging. Weder für seine Untergebenen, noch für die geschundene Zivilbevölkerung.

Als die Soldaten in Triaczika erfuhren, dass alle wehrfähigen Männer des Dorfes entweder umgekommen oder deportiert worden waren, beschloss Strauß kurzerhand, die verbliebenen Frauen und Kinder als gefügte Arbeitskräfte einzusetzen.

Josef Baumann hatte gerade Wachdienst, und dabei musste ihm wohl der in seiner Nähe ein tiefes Loch aushebende Janosch aufgefallen sein. Ein vielleicht dreizehn oder vierzehn Jahre alter Junge, der ganz offensichtlich längst am Ende seiner Kräfte angekommen war.

„Gebt mir bitte Wasser“, flehte er Josef in gebrochenem Deutsch an. Doch der rührte sich nicht.

„Auch wenn ich wollte, ich darf hier nicht weg!“, kam nach einigem Zögern als Antwort zurück. Es klang fast ein wenig nach einer Entschuldigung.

Josef hatte zuhause selbst einen Bruder in Janoschs Alter, und er fühlte sich ganz sicher nicht gut dabei, ein Kind derartig schwere Männerarbeit verrichten zu lassen. Als er bemerkte, dass der Junge kaum noch die Schaufel halten konnte, fasste sich Josef schließlich dennoch ein Herz und drückte ihm in einem unbeobachteten Moment seine Feldflasche in die Hand.

Gierig trank Janosch, mit Augen, die vor Freude und Überraschung weit aufgerissen waren.

„Du bist kein böser Mensch.“, meinte er anerkennend zu Josef. „Warum bist du Soldat geworden?“

Josef hatte vermutlich zunächst sagen wollen, dass er dies für sein Heimatland und den Führer tat. Doch dann besann er sich und erzählte Janosch von seinem herzkranken Vater, der sich immer gewünscht hatte, dass sein Sohn eines Tages mit einem eisernen Kreuz an der Brust heimkehren würde.

„Das ist eine Auszeichnung für große Tapferkeit.“, erklärte er Janosch stolz. „Nur die größten Helden unseres Landes sind würdig, sie zu empfangen. Und ich werde es eines Tages auch bekommen. Dann werde ich zurückkehren und es meinem Vater schenken! Ich hoffe nur, dass er es noch erleben darf.“

Janosch blinzelte verlegen in die Sonne. Er hatte sich unter deutschen Soldaten immer nur mordende Bestien vorgestellt, und war von Josefs Verhalten nun angenehm überrascht.

„Ich wollte auch kämpfen. Aber mein Vater ließ mich nicht. Er meinte, dass ich dafür noch nicht alt genug wäre... und dass ich Bauer werden soll. Verstehst du, er wollte keinen Orden. Er wollte nur, dass ich am Leben bleibe. Und jetzt ist er tot.“

Josef blickte betreten auf den Boden, denn es war ihm klar, dass Janoschs Vater höchstwahrscheinlich von einer deutschen Kugel niedergestreckt worden war. Familienväter und Bauern erschießen... so etwas hatte Josef eigentlich niemals tun wollen. Nein, er wollte vielmehr gegen unbarmherzige Killermaschinen kämpfen, gegen Vergewaltiger und Mörder, die für die Menschen in seiner Heimat eine Bedrohung darstellten. Jetzt war er an der Front, und alle Feinde, die er sah, waren Menschen wie er. Menschen, wie sie ihm in Deutschland zu Tausenden auf der Straße begegnen würden.

„Tut mir leid.“, flüsterte er kaum hörbar.

Janosch schien die ehrliche Absicht hinter diesen Worten zu erkennen.

„Du kannst nichts dafür, denke ich...“

„Los! Weitergraben!“, herrschte Josef demonstrativ, als er aus dem Augenwinkel einen seiner Kameraden näherkommen sah.

Janosch tat wortlos, wie ihm befohlen wurde. Dennoch konnten es beide nicht vermeiden, sich immer wieder gegenseitig zuzulächeln.

Irgendwie war es für einen Moment, trotz der widrigen Umstände, beinahe so, als wären sie ganz normale junge Leute, die sich beim Fußballspielen auf der Straße getroffen hatten.

In der Nacht wartete Josef unruhig auf den Beginn seiner Wachsicht.

Er konnte nicht schlafen. Der polnische Junge ging ihm einfach nicht mehr aus dem Kopf. Nachdem Josef eine Weile nachdenklich den sternensäten Himmel betrachtet hatte, entschied er sich schließlich dazu, im Schutz der Dunkelheit zu dem alten Bauernhaus zu schleichen, in dem die Dorfbevölkerung eingepfercht worden war.

Dort angekommen atmete Josef tief durch. Er vergewisserte sich noch einmal, dass er von niemandem beobachtet wurde, dann öffnete er zögernd die klapprige Holztür.

Ihr müsst euch die Situation ungefähr so vorstellen:

Sechzig Leute in einem Haus, das eigentlich nur für sechs gedacht war. Sie lagen auf dem Boden verteilt... Frauen, Greise und Kinder. Einige husteten, waren erschöpft oder krank vor Angst.

Keiner traute sich, ein Wort zu sagen, als Josef an ihnen vorüberschritt und sich leise neben Janosch setzte. Er hatte seine Abendration aufbewahrt und drückte sie dem Jungen unauffällig in die Hand.

Janosch bedankte sich bei Josef und fing an zu essen. In dem fahl durch die Ritzen der Hütte scheinenden Mondlicht wirkte der polnische Junge ungesund blass. Es war offensichtlich, dass ihn die unmenschlichen Arbeitsbedingungen noch weitaus mehr mitgenommen hatten als die meisten anderen.

„Warum hilfst du mir? Du wirst sicher bestraft werden, wenn sie es rauskriegen.“, flüsterte Janosch besorgt.

„Das ist mir egal. Ich kann das nicht... ich kann nicht länger gegen das handeln, was ich als richtig empfinde. Ganz egal, wie Strauß darüber denkt.“

Josef zögerte eine Weile, denn es schien ihm sehr schwer zu fallen, diese Worte auszusprechen.

„Ich wünschte, ich wäre nie mit meinen Kameraden mitgegangen. Ich wünschte, ich wäre daheim bei meiner Familie, weit weg von diesem ganzen scheiß Krieg!“

„Das kann ich gut verstehen.“, antwortete Janosch. „Ich bin nicht von zuhause weg. Aber der Krieg ist zu mir gekommen.“

„Du musst mich für ganz schön blöd halten, dass ich da freiwillig mitmache, oder?“, grinste Josef bitter, und eigentlich wollte er überhaupt keine Antwort darauf bekommen... weil er die Antwort längst kannte.

„Wieso? Blöd ist der Krieg doch wohl nur für uns Polen.“

Janosch hustete lautstark, woraufhin Josef fürchtete, von seinen Kameraden bemerkt zu werden.

„Ich sollte besser gehen. Nochmal... es tut mir leid.“

Josef klopfte dem Jungen unbeholfen auf die Schulter, dann nickte er ihm ein letztes Mal zu und schlich vorsichtig zurück in seine Unterkunft.

Am nächsten Tag hatte sich Janoschs Zustand weiter verschlechtert. Josef, der einer anderen Stelle zugeteilt worden war, beobachtete besorgt, wie sich der polnische Junge verzweifelt abplagte.

Als Janosch schließlich ausrutschte und ihm einer der Soldaten seinen Gewehrkolben auf den Rücken schlug, hielt es Josef nicht mehr länger aus.

Er vergaß alles, was er in der Wehrmacht über die strenge Befehlskette gelernt hatte, und lief auf Feldwebel Strauß zu, der ein paar Meter entfernt stand und die ganze Szene regungslos beobachtete.

„Sagen sie ihm, dass er ihn in Ruhe lassen soll! Er wird ihn sonst noch umbringen!“, rief Josef seinem Vorgesetzten wütend entgegen.

Die Augen von Strauß blitzten kalt. Er konnte kaum glauben, dass ausgerechnet einer seiner jüngsten Soldaten es wagte, auf diese Weise mit ihm zu reden.

Wortlos zog er seine Pistole, bevor er einige Schritte näher an das Loch trat, in dem sich der auf dem Boden kniende Janosch und seine Wache befanden.

„Das ist kein Mensch. Das ist wertloses, unwürdiges Leben!“, schrie er plötzlich aufgebracht... in einer solchen Lautstärke, dass auch wirklich jeder im Dorf es hören konnte. Dann richtete er seine Waffe auf Janosch und schoss.“

Ich schluckte. Was mich noch weit mehr schockierte als diese Geschichte, war die scheinbare Selbstverständlichkeit, mit der Major von Stahl über die grausamen Taten dieses Feldwebels berichtete. Es schien beinahe so, als wäre dies etwas völlig Alltägliches... als wäre der Krieg längst nicht so heldenhaft, wie es uns die schöngeschminkten Bilder der Wochenschauen weismachen wollten.

Von Stahl machte eine längere Pause, die er vor allem dazu nutzte, um wie so oft für eine Weile abwesend aus dem Fenster zu starren.

Das war ganz schön gemein von ihm, dachte ich, als ich meine Mitschüler betrachtete und in deren Augen die selbe Ratlosigkeit erkannte wie in den meinen. Hätte unser Lehrer für das Zu-Ende-Erzählen der Geschichte Geld verlangt... jeder von uns hätte ohne Zweifel bereitwillig sein Sparschwein geschlachtet.

Doch offenbar schien der Major nur einen Moment der Besinnung benötigt zu haben.

„Die Kugel traf Janosch mitten in die Brust.“, erzählte er schließlich weiter, ohne dabei seinen Blick von unserem leeren Schulhof abzuwenden, über dem zu dieser morgendlichen Stunde noch zahlreiche dicke Nebelschwaden hingen.

„Er konnte nicht einmal mehr schreien. Noch bevor sein Kopf auf dem harten Boden aufschlug, war der polnische Junge bereits tot.“

„So wird es früher oder später jedem ergehen, dessen Herz nicht so vollkommen schlägt wie das von uns Deutschen!“, lachte der Feldwebel höhnisch, bevor er kehrtmachte und zu seinem Geländewagen lief.

Josef Baumann stand stumm daneben. Es schien keinerlei Gefühlsregung von ihm auszugehen. Er stand einfach nur da, versteht ihr? Mehrere Stunden... selbst dann noch, als die anderen längst wieder am Arbeiten waren.

Strauß war gleich nach der Ermordung des Jungen in die nächstgrößere Stadt gefahren, wo er im Lager seiner Division einige Unterlagen abholen wollte. Er hätte Josef sicher nicht dermaßen untätig in der Gegend herumstehen lassen.

So aber störte sich niemand daran, dass Josef nicht zurück auf seinen Posten ging... und auch, als er während der Mittagspause immer noch vor dem Loch stand, aus dem die Leiche des Jungen längst abtransportiert worden war, machte keiner Anstalten, ihm auch nur ein einziges tröstendes Wort zuzuflüstern.

Man wird wohl nie erfahren, was während dieser Zeit in der Seele des jungen Josefs vor sich gegangen sein musste.

Bekannt ist erst wieder, dass er schließlich den Kopf hob und mit finsterner Miene murmelte: „So lange auch nur ein Mensch auf dieser Welt leiden muss, ist es, als ob alle leiden.“

Dann lief er stoisch und ohne ein weiteres Wort zu verlieren zu dem neben dem Platz geparkten Geschützwagen, auf dessen Ladefläche ein großes Maschinengewehr montiert war. Es war geladen. Hungriges, todbringendes Blei, das nur auf einen zornigen Finger zu warten schien, der es hinaus in die Welt entließ.

Hasserfüllt beobachtete Josef, wie die auf einer nahen Wiese versammelten Soldaten ungerührt ihr Essen zu sich nahmen, als sei überhaupt nicht das Geringste geschehen gewesen. Einige lachten sogar und winkten ihm ausgelassen zu.

Doch Josef war nicht länger einer von ihnen. Er legte den kleinen Sicherungshebel um... dann richtete er das schwere Maschinengewehr mitten in die Menge und schoss.

Die Soldaten traf seine Attacke völlig unerwartet. Als das gnadenlose Rattern des Geschützes zu hören war, kippten auch schon die ersten blutüberströmt zusammen. Einige sprangen noch entsetzt auf, doch nur, um gleich darauf von mehreren Kugeln, die in ihren Leibern und Gliedmaßen einschlugen, brutal umgemäht zu werden.

Wie von Sinnen verschoss Josef das ganze Magazin. Er lud sogar noch einmal nach und feuerte weiter auf die allesamt schon am Boden liegenden Soldaten... so lange, bis sich wirklich keiner von ihnen mehr rührte.

Was dann geschah, weiß keiner so genau.

Von den siebenundzwanzig Soldaten gelang es nur dreien, in den nahen Wald zu flüchten... und nur durch das, was sie später ihren Vorgesetzten und Kameraden erzählten, konnte überhaupt etwas Licht in die Geschehnisse des damaligen Tages gebracht werden.“

Der Major legte abermals eine Pause ein. Ganz offensichtlich schien seine Geschichte noch nicht zu Ende zu sein.

Ich hatte allerdings längst genug. Die Vorstellung, dass ich irgendwann in so etwas verwickelt werden könnte, verursachte mir großes Unbehagen. Jedenfalls war mir klar, dass ich nie wieder daran denken würde, später einmal zur Wehrmacht zu gehen und für mein Vaterland zu kämpfen.

Gerade, als ich mir darüber Gedanken machen wollte, wieso uns ein hochdekorierter Offizier wie von Stahl eine dermaßen abschreckende Geschichte erzählte, fuhr er mit deutlich aufgewühlterer Stimme fort.

„Als Feldwebel Strauß am frühen Abend in das Dorf zurückkehrte, fand er ein Bild des Grauens vor. Das Dorf war verlassen, fast sein gesamter Zug ausgelöscht.

Die zerfetzten Körper der Soldaten hingen mit einer Schlinge um den Hals vor sämtlichen Türen und aus sämtlichen Fenstern des kleinen Ortes. Erst bei näherer Inspektion erkannten Strauß und seine zwei Begleiter, dass einem jeden der Soldaten das Herz herausgeschnitten worden war.

Noch während deren Leiber in der untergehenden Abendsonne vor sich hin rotteten, machte sich der Feldwebel auf die Suche nach den fehlenden Überresten. Doch weder die

entnommenen Innereien seiner Männer, noch die verschwundenen Bewohner des Dorfes konnten jemals wiedergefunden werden.

Das einzige, was einen Hinweis auf den Grund dieses unvorstellbaren Gemetzels gab, war ein mit menschlichem Blut neben jedes Opfer geschmierter Schriftzug:

„J A N O S C H“.

Nur wenige Wochen später erhielt Strauß ein Paket mit der Feldpost.

Der Absender war seine Heimatadresse. Doch als er das Paket öffnete, fand er darin nicht den erhofften Geburtstags-Kuchen, sondern vier menschliche Herzen. Ein großes, und drei kleinere.

Wie sich herausstellte, waren es die Organe seiner Frau und seiner Kinder. Jemand war in ihr Haus eingebrochen und hatte die wehrlose Familie im Schlaf abgeschlachtet.

Strauß schrie die ganze Nacht hindurch. Keinem in der Kaserne gelang es, ihn zu beruhigen.

Erst gegen vier Uhr morgens beendete ein einzelner Schuss die Seelenqualen des Feldwebels. Rudolf Strauß hatte sich das Leben genommen.

Und jetzt ratet mal, was man in dem Paket außer den Herzen noch gefunden hat? Eine Fotografie mit Strauß und seiner Familie, auf dem alle abgebildeten Personen durchgestrichen waren. Und auf der Rückseite stand nur: „J A N O S C H“.

Das war der Beginn der Legende um den Schlächter von Triaczika. Alles, was man sich darüber hinaus noch erzählt, sind größtenteils unbestätigte Gerüchte.

Sicher ist nur, dass „Janosch“, wie sich Josef Baumann von da an nannte, seitdem durch die Wälder Böhmens und des ehemaligen Polens streift. Einsam und wahnsinnig, wie ein tollwütiges Tier.

Bis heute werden ihm die Morde an über vierhundert Soldaten und Zivilisten zur Last gelegt.

Es heißt, ein jeder Deutscher, der auch nur ansatzweise in seine Nähe kommt, ist des Todes.“

Eine Weile hielt von Stahl inne und sah bedrückt zu Boden.

„Ich habe die ganze Geschichte nie wahrhaben wollen, bis ich selbst einige seiner Opfer zu Gesicht bekam.

Junge Männer und Frauen, aufgehängt und ausgeweidet wie frisch erlegtes Wild... dieser Anblick war so ziemlich das Schlimmste, was ich im Krieg erleben musste. Ich hoffe, dass ich eure Frage damit beantwortet habe.

Die Stunde ist zu Ende.“

Unsere Gefühle ließen sich wohl am besten als wilde Mischung aus Betroffenheit und Faszination beschreiben. Wir waren im wahrsten Sinne des Wortes erschüttert.

Draußen auf dem Schulhof entlud sich unsere Anspannung sofort in einer lautstarken Diskussion.

„Scheiß auf die Wette!“, meinte Karl versöhnlich und klopfte Alex anerkennend auf die Schulter, nachdem ihm von den anderen alles berichtet worden war.

„Die Story war ja echt die krasseste, die ich je gehört habe. Ohne dich hätte er das alles vielleicht nie erzählt. Du bist wohl doch kein Feigling.“

„Und wenn schon.“, entgegnete Alex schulterzuckend. „Ein Held muss Angst haben... selbst der Major hatte ja wohl total Schiss vor diesem Janosch. Habt ihr gemerkt, wie er ständig aus dem Fenster geschaut hat? So, als würde er ihn hinter einem jeden Busch vermuten...“

Das konnte auch Paul nur bestätigen.

„Mann, ich weiß jedenfalls, dass ich nicht mehr allein durch den Wald laufen werde, bis sie diesen Verrückten erledigt haben!“

Ich wollte etwas erwidern, entschloss mich dann jedoch dazu, meine unausgereiften Gedanken besser für mich zu behalten. Irgendwie war ich mir nämlich gar nicht sicher, ob dieser Janosch tatsächlich ein so böser Mensch war.

Besorgt schielte ich zu Luca rüber.

Wie würde wohl ich reagieren, wenn ihn jemand vor meinen Augen erschießen würde? Könnte ich eine solche Wut verspüren, um seinen Mördern das Herz herauszureißen? Oder gar Unschuldige zu töten?

Nein, das konnte und wollte ich mir lieber gar nicht erst ausmalen... zumal ich ja noch ein halbes Kind war und mir zu solchen Taten auch jegliche körperlichen Voraussetzungen gefehlt hätten.

„Vielleicht sollten wir einfach auch nicht alles ungeprüft für bare Münze nehmen, was uns der Major erzählt.“, meinte ich beschwichtigend, da mir die Vorstellung ohnehin nicht sonderlich behagte, dass da draußen einer wie Janosch herumliefe, der mich jederzeit töten konnte, nur weil ich ein Deutscher war... oder weil mein Vater irgendetwas verbochen hatte, für das nun seine Familie büßen musste.

„Spinnst du?“, fuhr mich Alex an, als hätte ich ihn persönlich beleidigt. „Der Major würde doch keine Geschichten erfinden, bei denen er zugeben muss, dass er vor etwas Angst hat. Nein, der Typ weiß verdammt genau, wovon er redet, glaub’s mir!“

Ich nickte gleichgültig.

„Meinetwegen. War ja nur so eine Idee.“

Ich wollte mich nicht mit Alex streiten, und genaugenommen wollte ich auch gar nicht mehr weiter über dieses Thema reden.

Ich tippte Luca auffordernd auf die Schulter, worauf er nur lautlos nickte und mir nach oben folgte. Ja, Luca war mein bester Freund, der mich auch ohne Worte verstand... und das war mir weitaus wichtiger als von Stahl, Janosch oder Adolf Hitlers tausendjähriges Reich. Sollten die Erwachsenen doch machen, was sie wollten. Ich hatte irgendwie schon längst keinen Bock mehr, einer von ihnen zu werden.

Lieber wollte ich bis in alle Ewigkeit mit Luca, Alex, Paul und den anderen in unserer kleinen, heilen Welt leben, als andere Menschen aus welchem Grund auch immer hassen zu müssen. Das war mir an jenem Vormittag unweigerlich klargeworden.

KAPITEL 9 - Ein wahrer Alptraum

Gebannt starrte ich in das Gesicht Adolf Hitlers.

Er stand schweigend vor mir, seine Haare waren zersaust, und eine einzelne bleierne Träne kullerte seine ausgemergelte Wange herab.

Ich fragte ihn höflich nach seinem Befinden. Aber er antwortete nicht. Stattdessen wich er geradezu ängstlich vor mir zurück.

Mit einer bösen Vorahnung im Magen drehte ich mich um. Dort, von sich im Wind biegender Weiden umgeben, lauerte ein schwarzer Schatten. Obwohl ich nur die Konturen erkennen konnte, spürte ich sofort, dass es sich um Major von Stahl handeln musste.

Zögernd ging ich einige Schritte auf ihn zu.

Der immer heftiger aufpeitschende Sturm ließ zahlreiche lose Blätter an meinem Gesicht vorbeiwirbeln, und ich hatte zunehmend Mühe, auf dem trockenen, unebenen Ackerboden nicht den Halt zu verlieren.

Als ich nach einem kurzen Moment der Unachtsamkeit stolperte und dann wieder aufblickte, stand die dunkle Gestalt plötzlich unmittelbar vor mir.

Noch immer konnte ich keine Gesichtszüge erkennen... nur dieses schwarze, von einer mir wohl bekannten Uniform umschlossene Nichts, das auf mich wie ein bedrohlicher Zugang zu einer anderen Welt wirkte.

Nein, das war nicht der Major...

Auf einmal spürte ich diesen gewaltigen Sog, der von der Gestalt ausging. Irgendetwas schien mich förmlich in diese unheimliche Finsternis hineinziehen zu wollen.

Ich stemmte mich dagegen, so gut ich konnte. Doch egal, wie sehr ich auch zu rennen versuchte... ich kam kaum von der Stelle.

Aus dem um mich herum tobenden Sturm war längst ein wütender Orkan geworden.

Dicke Grasbüschel, Steine, ja sogar ganze Baumstämme flogen an mir vorbei und stürzten in den hinter meinem Rücken klaffenden schwarzen Schlund.

Nur mit höchster Kraftanstrengung gelang es mir schließlich, mich von dem alles verzehrenden Wesen loszureißen und in einem windgeschützten Raum Zuflucht zu finden.

Erleichtert atmete ich auf... bis mir bewusst wurde, dass ich mich in einer abgedunkelten Zelle befand, die eine nicht unerhebliche Ähnlichkeit mit Major von Stahls Arbeitszimmer aufwies.

Ich stutzte. Wie war so etwas möglich?

Erst jetzt bemerkte ich auch den Jungen, der von der Seite langsam an mich heran trat. Er hatte eine Augenklappe umgeschnallt und trug im Gesicht die selbe Narbe wie von Stahl.

Doch die Augenklappe schien viel zu groß für seinen knabenhaften Kopf zu sein, und die Narbe verlief genau spiegelverkehrt zu der des Majors.

Geschockt starrte ich auf das rohe, blutende Herz, das der Junge in seinen Händen hielt. Es pulsierte noch, als er es mir klagend entgegenstreckte und mit geisterhafter Stimme flüsterte:

„Das ist kein menschliches Herz. Das ist das Herz eines Juden!“

„Ein Jude?“, rief ich panisch, während ich argwöhnisch die Tür im Auge behielt, die dem mit brutaler Gewalt an ihr rüttelnden Orkan wohl nicht mehr all zu lange standhalten würde.

Dann traf mich ein gleißender Strahl.

„Hey, Kai, was geht denn mit dir ab?“

Es war Alexs Stimme, die aus dem grellen Lichtkegel zu mir sprach.

Schweißgebadet sah ich mich um, und erkannte Luca, der erschrocken zu mir runterschielte, den grinsenden Alex und schließlich auch Paul, der seine Lampe angeknipst hatte und mich fragend ansah.

„Ich... ich hab wohl geträumt...“, versuchte ich mich kleinlaut zu entschuldigen. Ich schien offensichtlich nicht gerade leise gewesen zu sein.

„Ist wirklich alles in Ordnung?“, wollte Luca besorgt wissen. Aber was hätte ich ihm vor den anderen schon sagen können?

„Ja, es geht schon. Der Major hat mir mit seiner Geschichte wohl ganz schön zugesetzt.“

„Wenn es dir ein Trost ist, ich kann heute überhaupt nicht schlafen.“, meinte Paul verständnisvoll. „Seit vier Stunden wälze ich mich jetzt schon hin und her. Nur unser Cowboy scheint mal wieder glücklich und unbekümmert pennen zu können.“

Doch der schüttelte nur genervt den Kopf.

„Fehlanzeige. Ich habe die ganze Zeit über kein Auge zugemacht! Ich lag nur da und sah aus dem Fenster. Vorhin war ich sogar für einen Moment davon überzeugt, drüben auf der anderen Seite des Daches etwas gesehen zu haben... eine große, dunkle Gestalt, die dort einfach bewegungslos rumstand und zu uns rüberstarrte. Aber dann, auf einmal, war sie wieder verschwunden.“

Er lehnte sich fröstelnd zurück.

„Ehrlich, Leute... wenn uns der Major Angst machen wollte, dann ist ihm das jedenfalls gelungen!“

„Aber warum? Warum sollte er uns Angst machen wollen?“, fragte Paul kritisch. „Was würde ihm das bringen?“

Alex überlegte.

„Na ja, vielleicht will er einfach nicht mehr, dass sich einer von uns heimlich runter ins Dorf schleicht. Für heute hat er mir die Lust an einem nächtlichen Ausflug jedenfalls gründlich vermiest. Ich sehe ja wirklich schon Gespenster.“

Falls von Stahl allerdings bewirken wollte, dass wir nachts schliefen, anstatt andere Dinge zu tun, so hatte er nun wohl das genaue Gegenteil davon erreicht.

Zwar war keiner von uns mehr in der Stimmung, jetzt noch nach draußen zu gehen... doch zur Ruhe kamen wir deshalb keineswegs.

Vielmehr sprachen wir in jener Nacht noch ewig lang über die unheimlichen Geschichten des Majors, über den Krieg und den Schlächter von Triaczika. So lange, dass wir am anderen Morgen wesentlich unausgeschlafener wirkten, als nach so manchem nächtlichen Streifzug durch die Wälder.

Mehrere Wochen waren seither vergangen, in denen ich nicht mal für eine halbe Stunde von Lucas Seite gewichen war. Unser gemeinsames Geheimnis machte uns zu so etwas wie Brüdern.

In gewisser Weise fand ich sogar Gefallen daran, dass wir uns irgendwie von den anderen unterschieden... dass wir oft nicht mit ihnen zum Fußballspielen gingen, sondern stattdessen gemeinsam auf einen der nahegelegenen Hügel kletterten oder in unserem Versteck auf dem Dachboden über Gott und die Welt plauderten.

Mit Alex und Paul kam ich zwar auch super zurecht, doch war ich eigentlich nie so richtig in ihr Leben involviert gewesen. Unsere Wege trennten sich und kamen irgendwann wieder zusammen, ohne dass wir sie jemals all zu lange gemeinsam gegangen wären.

Um so mehr genoss ich nun das Beisammensein mit Luca. Dieses Gefühl, dass da auch morgen noch jemand sein würde, mit dem ich durch dick und dünn gehen konnte.

Ich glaube, das hatte ich in den letzten Jahren schmerzlich vermisst.

Es war mittlerweile Ende November... und mit den länger werdenden Nächten und dem grauen Himmel über der Schule verlagerten sich unsere Freizeitaktivitäten mehr und mehr auf unsere eigenen vier Wände.

Schnaps gab es nur noch selten, obwohl Alex trotz seiner deutlich spürbaren Angst vor Janosch nachts noch immer hinunter ins Dorf schlich. Aber da er in letzter Zeit fast nur noch

mit seinem mittlerweile wieder besten Kumpel Karl rumhing, war schon klar, wo das ganze Zeug hinwanderte.

Sonderlich belasten tat uns das allerdings nicht. So waren wir wenigstens öfters ungestört... vor allem am späten Nachmittag, wo Paul meist unten im Erdgeschoss weilte, um irgendwelchen schwächelnden Unterstüflern Nachhilfe in Mathe und Latein anzubieten.

Vom Hof her hörte ich mehrere Stimmen... Leute aus unserer Klassenstufe, die es offensichtlich selbst bei diesem nebligen Schmuddelwetter noch nach draußen zog. Nach einem ausgiebigen Blick aus dem Fenster war ich jedenfalls froh, hier drinnen in der warmen Stube zu sitzen.

Ich wollte Luca gerade fragen, ob er nicht Lust hatte, ein wenig Karten zu spielen. Doch als ich mich zu ihm umdrehte, kniete er angestrengt auf dem Boden und fingerte mit seiner Hand energisch in der schmalen Ritze hinter unserem Kleiderschrank herum.

„Meine Kette ist weg!“, flüsterte er nervös, bevor er sich schließlich resigniert an die hölzerne Schranktür lehnte.

Er meinte die alte Kette, die er immer zum Beten benutzte, und die ihm zweifellos ziemlich viel bedeutete.

„Verdammt...“, stöhnte ich, als ich an das Symbol des Davidsterns dachte, das an der Kette befestigt war. Wer immer sie finden würde, wüsste sofort, dass sie einem Juden gehörte. Also mussten wir sie tunlichst aufstöbern, bevor sie jemand anderes in die Finger bekam.

„Lass uns die Bude umkrepeln! Irgendwo wird das Ding schon sein. Vielleicht ist sie dir im Schlaf aus der Tasche gerutscht und unter die Matratze gefallen.“

Luca hielt mich fest.

„Warte! Ich bin mir ganz sicher, dass ich sie da hinter den Schrank gelegt habe... verstehst du denn nicht?“

Die Verzweiflung stand ihm deutlich ins Gesicht geschrieben.

„Ich weiß es deshalb so genau, weil ich erst heute Morgen noch einmal nachgesehen habe. Und da lag sie definitiv noch an ihrem Platz!“

Ich nickte und versuchte, Luca irgendwie wieder zu beruhigen.

„Vielleicht... vielleicht hat sich ja die Katze das Teil geschnappt und ist damit...“

Luca sah mich ernst an.

„Keine Katze, nein. Das glaube ich nicht.“

Natürlich nicht. Seit Alex das Vieh vor einigen Wochen aus dem Fenster geschmissen hatte, ließ sie sich hier oben nicht mehr blicken... und das konnte ihr wahrlich auch keiner von uns verübeln.

Aber wie sonst hätte uns die Kette abhanden kommen können? Wo Luca doch immer so penibel darauf Acht gab...

„Kann ich helfen?“, fragte Alex amüsiert, als wir gerade unsere Betten auseinandernehmen wollten.

Er drückte sich an uns vorbei und schwang sich elegant auf seine Matratze. Selbstverständlich wiegelte ich ab.

„Nein danke. Wir suchen nur etwas.“

„Aha... Was ist es denn? Oder ist es ein Geheimnis?“

Alex grinste spöttisch.

Hätte er nicht noch ein wenig länger bei seinem Saufkumpen bleiben können? Ich konnte im Moment jedenfalls prima auf seine dummen Kommentare verzichten.

„Nur ein Bleistift.“, erwiderte ich genervt, und überlegte angestrengt, was ich sagen konnte, um ihn wieder zum Gehen zu bewegen.

„Oh, ein Bleistift... schon klar. Eure Bleistifte scheinen euch ja enorm wichtig zu sein.“

Ich hätte laut schreien können. Bei Alex wusste ich irgendwie nie so genau, ob hinter seiner oberflächlichen Party-Maske nicht doch ein ganz gerissener, schlauer Fuchs steckte.

„Was soll denn das schon wieder bedeuten, Cowboy, hä?“

„Ach nichts.“, meinte er mit gespielter Ernst. „Ich dachte nur, ihr sucht vielleicht das hier...“
Er hatte die Kette!

Alex hielt die verdammte Kette in der Hand und winkte uns damit grinsend zu! Offensichtlich wusste er ganz genau, dass er uns ertappt hatte... und er schien die Situation auch voll auskosten zu wollen.

„Wisst ihr, was so eine Kette bedeutet? Na?“

Luca sprang wütend auf und ging sofort auf ihn los.

„Ja, das bedeutet, dass du ein verdammter Dieb bist, Cowboy!“, schrie er wie von Sinnen, bevor er Alex packte und ihn von seiner Matratze hinabzog. Eine solche Aggressivität hatte ich Luca beim besten Willen nicht zugetraut... aber wahrscheinlich hätte ich an seiner Stelle genauso gehandelt.

Alex knallte polternd gegen meine Bettkante. Zuerst war ich froh, dass ihm nichts weiter passiert zu sein schien. Doch schon im nächsten Moment wünschte ich mir, dass es so gewesen wäre, denn er rappelte sich blitzartig wieder auf und verpasste Luca einen ziemlich heftigen Schlag ins Gesicht.

Luca taumelte zurück, und ich sah, wie Alex abermals ausholte.

Doch so weit wollte ich es nicht kommen lassen. Ohne lange zu zögern stürzte ich mich auf ihn und riss ihn mit mir zu Boden.

„Los, ich hab ihn! Nimm die Kette, schnell!“, rief ich Luca keuchend zu, während ich angestrengt versuchte, Alexs Hände ruhig zu halten.

Aber Luca reagierte nicht. Er stand nur erschrocken vor mir und schien irgendetwas sagen zu wollen.

Im ersten Moment glaubte ich noch, dass er davon ausging, ich würde mit Alex alleine fertig werden... und dass er deshalb nicht eingriff. Erst dann erkannte ich die Stiefel neben meinem Kopf. Es waren schwere, schwarze Armeestiefel.

Es waren die Stiefel des Majors!

Im ganzen Tumult hatte von Stahl völlig unbemerkt unser Zimmer betreten.

Natürlich im denkbar ungünstigsten Moment. Eben genau so, wie wir es von ihm gewohnt waren.

Sein Blick wirkte sogar noch kälter als sonst, und ich betete insgeheim, dass ihm nach wie vor bewusst war, dass er sich hier an einem humanistischen Internat und nicht irgendwo an der Ostfront befand... denn er starrte uns an, als würde er mit seinen nächsten Worten das Kommando zu unserer standrechtlichen Erschießung geben.

Zumindest erwartete ich eine heftige Schelte oder Zurechtweisung. Doch er sagte nichts dergleichen.

Stattdessen bückte er sich, nahm Alex mit seinen edlen, schwarzen Handschuhen wortlos die Kette aus den zitternden Fingern und begann, sie interessiert zu begutachten.

Das war genau der Moment, vor dem ich mich immer gefürchtet hatte. Wäre jetzt noch Janosch aus dem Schrank gesprungen und hätte uns unsere Herzen rausgerissen... es hätte mich wohl auch nicht mehr sonderlich gewundert.

Das Leben konnte ein Alptraum sein...

Von Stahl konnte ein Alptraum sein.

„Das ist jüdisch.“, meinte er schließlich, und blickte uns vorwurfsvoll an.

„Die gehört mir!“, platzte es aus Alex heraus. „Ich meine... ich habe sie unten im Dorf gefunden, und...“

Weiter kam er nicht, denn der Major setzte ihm mit einer blitzschnellen Bewegung seinen Stiefel an den Hals und begann, ihm unbarmherzig die Luft abzudrücken. Für einen Moment glaubte ich, er würde ihn umbringen. Und selbst, wenn er es wirklich getan hätte... ich hätte wohl nicht das Geringste dagegen unternehmen können. Zum Glück ließ er jedoch rechtzeitig von Alex ab, nachdem dessen Gesicht bereits knallrot angelaufen war, und trat einen Schritt zurück.

Mein Zimmergenosse hustete heftig, rieb sich den Hals und stützte sich erschöpft an der Bettkante ab. Mir blieb dagegen schon allein durch die bloße Anwesenheit des Majors die Luft weg. Zumindest war ich mir sicher, dass ich ersticken würde, wenn er nicht bald wieder das Zimmer verließ.

Ich beobachtete, wie er die Kette grimmig in seine Manteltasche schob. Dann hob er die Hand und deutete auffordernd auf mich.

„Du kommst mit!“

Luca sah erschrocken zu mir rüber... doch ich signalisierte ihm, dass er ruhig bleiben sollte. Ich wollte auf keinen Fall, dass er sich meiner wegen verriet.

Wenn von Stahl mich für einen Juden hielt, bräuchte ich ihm ja nur meinen Ausweis zu zeigen, um das Missverständnis aufzuklären. Oder wir würden meine Eltern anrufen. Egal, ich war so oder so auf der sicheren Seite... und ich hoffte, dass er dann zu frustriert wäre, um auch noch Luca zu verdächtigen.

Dennoch hatte ich eine solch fürchterliche Angst, dass ich mich kaum auf den Beinen halten konnte, als ich hinter dem Major die Treppe hinunterstieg und mich schließlich in seinem dunklen, verrauchten Zimmer wiederfand.

KAPITEL 10 - Eine schmerzhaft Lektion

„Setz dich doch!“

Ich sah den Major verwundert an. Die Strenge war aus seinem Gesicht gewichen, und ich meinte sogar, ein leichtes Lächeln darin erkennen zu können.

Doch ehrlich gesagt wäre er mir wütend wesentlich lieber gewesen.

Ein wütender Mensch ist an seiner psychischen Belastungsgrenze angelangt. Man sieht, dass er verwundbar ist... dass er sich vor etwas fürchtet. Er ist im Grunde ein Wesen wie du und ich, mit Ängsten, Hoffnungen und Gefühlen... und damit eigentlich niemand, von dem man sich einschüchtern lassen müsste.

Bei einem freundlichen Menschen kann man dagegen nie so ganz sicher sein, ob er überhaupt irgendetwas zu fühlen vermag. Seine Freundlichkeit konnte ja auch jederzeit nur daher rühren, dass er mit dem Leben längst abgeschlossen hatte, er es nur noch verhöhnzte... und dass er diejenigen, denen ihr Leben noch etwas bedeutete, von oben herab auslachte wie ein Scharfrichter, der sie bald eines Besseren belehren würde.

Genau so kam es mir jetzt bei von Stahl vor.

Egal was er tat, es machte mir einfach Angst. Brüllte er, zuckte ich zusammen. War er hingegen still und in sich gekehrt, zitterte ich vor dem Moment, an dem sich seine Stimmung ändern würde.

Hätte man mich in einen Käfig mit giftigen Vipern gesteckt, ich hätte wohl kaum noch mehr Schiss haben können.

Von Stahl drehte den Schlüssel im Schloss um warf mir einen merkwürdigen Blick zu.

„So, jetzt sind wir ungestört. Los, leg deine Hand auf den Tisch.“

Ich verstand nicht, was das alles sollte. Konnte er mir nicht einfach sagen, dass er mich mit zu Herrn Hoheim schleifen und dem alles erzählen würde? Damit wäre ich wohl aus dem Schneider gewesen... und Luca auch, denn Hoheim saß ja quasi mit uns im selben Boot.

Ein Jude auf seiner Schule würde sicherlich die Frage danach aufwerfen, wie er überhaupt hier her gelangen konnte, und dann würde unser Rektor vermutlich gleich mit auf den Zug gen Osten geladen werden.

„Los, tu es! Ich will deine Hand auf dem Tisch sehen!“, herrschte mich der Major urplötzlich in einem derart aggressiven Tonfall an, dass ich beschloss, ohne weiteres Zögern zu gehorchen.

Mit einem unguuten Gefühl im Magen platzierte ich meine Hand neben einer leeren Champagner-Flasche, während ich den Major nicht eine Sekunde lang aus den Augen ließ.

Ich vermutete, dass er aus den Händen eines Menschen herauslesen konnte, ob dieser Arier oder Jude war. Warum auch nicht? Schließlich meinte Dr. Böck ja auch, einen Juden allein anhand seiner Nase und seiner Gangart erkennen zu können.

Gleich würde der Major ja sehen, dass ich unschuldig war... und so begann ich, ihn zuversichtlich anzulächeln.

„Schön. Und was soll ich jetzt...“, wollte ich schließlich ungeduldig wissen, doch da war es auch schon zu spät.

Ich nahm nur noch eine pfeilschnelle Bewegung wahr... dann sauste das große, gezackte Messer des Majors auf den Tisch herab und bohrte sich mit einem unangenehm knirschenden Geräusch in meine Hand.

Die Wucht des Aufpralls war dermaßen stark, dass die Klinge den Knochen durchdrang und sich in der darunter befindlichen hölzernen Tischplatte festhakte.

Ich schrie laut auf, geschockt von den Schmerzen und der Erkenntnis, dass so etwas überhaupt außerhalb eines Traumes geschehen konnte... bevor mir angesichts des aus meiner Hand rinnenden Blutes für einen Moment schwarz vor Augen wurde.

„Sieh mich gefälligst an!“, brüllte der Major wütend, während er meinen Kopf mit seiner linken Hand mit einer solchen Gewalt umklammerte, dass ich gezwungen war, die Augen zu öffnen und ihm ins Gesicht zu schauen.

„Du verdammter kindischer Dummkopf! Ich habe dich doch wirklich gewarnt gehabt, oder etwa nicht?“

Sein verbliebenes Auge schien förmlich zu glühen. So, als würde in seinem Inneren ein gewaltiger Vulkan brodeln... während sich seine Stimme vor Zorn und Empörung geradezu überschlug.

„Sei vorsichtig, habe ich gesagt, das Leben ist kein Spiel! Und was machst du kleiner Arsch? Wedelst mit dieser... dieser Judenkette direkt vor der Nase eines deutschen Offiziers herum. Hast du denn nur Scheiße im Hirn?“

Bei seinen letzten Worten klopfte er energisch mit seinem Zeigefinger gegen meine nassgeschwitzte Schläfe. Mir erschienen diese Berührungen jedoch eher wie eiserne Hammerschläge.

„Bitte...“, flehte ich unter Tränen. „Bitte ziehen sie das Messer raus!“

Noch nie zuvor in meinem Leben hatte ich solche Todesangst verspürt. Ich wandte mich wie ein verendendes Tier, das mit seinen Vorderläufen in eine Bärenfalle geraten war.

Major von Stahl sah mich unterdessen nur mitleidslos an.

„Du hast dich für einen Weg voller Schmerzen entschieden, Kai.“, murmelte er finster. „Die Frage ist: Wirst du ihn auch zu Ende gehen können... oder wirst du unterwegs zusammenbrechen?“

Jetzt liegt es an dir. Zeig mir, dass du ein Mann bist, und zieh das Messer gefälligst selber raus! Andernfalls bin ich dir natürlich gerne dabei behilflich... aber dann werden wir auch gleich danach zusammen die Gestapo anrufen und ihr von deinem jüdischen Freund erzählen. Denn dann ist es ohnehin nur eine Frage der Zeit, bis irgendjemand hinter euer Geheimnis kommt.“

Ich glaubte, mich verhört zu haben. Das konnte ja wohl nicht sein Ernst sein?! Doch von Stahls grimmiger Blick ließ keine Zweifel zu.

Was immer er damit bezweckte, es war mir egal. Der Schmerz in mir wich langsam einem brennenden Hass... und so beschloss ich, das verdammte Messer herauszuziehen, um es diesem brutalen Schwein in sein stählernes Herz zu stoßen.

Mit einem lauten Schrei riss ich die Klinge aus meiner Hand, auf der Holzspäne und zerfetzte Gewebereste zu einem klebrigen dunklen Brei verschmolzen waren. Hätte ich in den letzten drei Stunden eine Mahlzeit zu mir genommen gehabt, ich hätte sie dem Major garantiert über sein eisernes Kreuz gereihert.

Der betrachtete die ganze Szene völlig ungerührt, bevor er mir schließlich ein weißes Taschentuch herüberreichte und mir anerkennend zunickte.

„Hier! Verbinde erst mal deine Wunde...“

Wütend griff ich nach dem Stoffetzen und wickelte ihn mir um die Hand.

Was glaubte der Major eigentlich, wer er war? Nicht einmal Adolf Hitler persönlich hätte mir ein Messer in die Hand rammen und dann hinterher so tun können, als sei nicht das Geringste geschehen gewesen!

Von Stahl sah mir eindringlich in die Augen.

„Ist dir jetzt endlich klar, dass du hier nicht nur Räuber und Gendarm spielst? Du hast die Verantwortung für das Leben eines anderen Menschen übernommen. Wenn du einen Fehler machst, ist er der erste, der stirbt!“

Was, meinst du, passiert mit den Juden, die in den Osten transportiert werden? Die werden nicht einfach umgesiedelt, oh nein... von denen wird kein Einziger mehr lebend zurückkommen. Glaub mir, ich war dort! Ich habe gesehen, wie sie verbrannt wurden... und zwar in einem großen Ofen. So etwas kannst du dir gar nicht vorstellen!“

Ich blickte beschämt zu Boden und wischte mir eine Träne aus dem Gesicht, von der ich nicht genau sagen konnte, ob sie aus Schmerz, Wut oder Angst entstanden war.

Er hatte ja gar nicht so unrecht. Das Ganze war für mich bisher in erster Linie ein aufregendes Abenteuer gewesen. Für Luca ging es dagegen um so viel mehr.

Und wenn es nun stimmte, was der Major behauptete... wenn die Juden nicht nur in ein unfruchtbares Land deportiert wurden... dann waren Lucas Eltern vermutlich längst tot, und mein Freund hatte auf der ganzen Welt niemanden mehr außer mir.

„Was werden sie jetzt machen?“, flüsterte ich kleinlaut. Der Major erhob sich beschwingt.

„Ich hab Hunger. Ich werde etwas Essen gehen!“

„Essen?“, fragte ich, denn dafür fehlte mir zugegebenermaßen jegliches Verständnis. Wie konnte er jetzt nur ans Essen denken?

Von Stahl setzte eine Unschuldsmiene auf, als ob er kein Wässerchen trüben könnte.

„Warum nicht? Es ist doch nichts vorgefallen, oder?“

Ich schüttelte energisch den Kopf.

„Nein, natürlich nicht, Herr Major!“

„Gut.“, erwiderte er zufrieden. „Dann gehst du am Besten nachher runter zum Dorfarzt und lässt nach deiner Hand sehen. Und wisch die Sauerei vom Tisch! Ich mag kein Blut in meinem Zimmer.“

„Aber... aber was soll ich denn sagen, wenn jemand wissen will, wie das passiert ist?“, fragte ich mit einem skeptischen Blick auf meine auffällige Verletzung.

Der Major klopfte mir mutmachend auf die Schulter.

„Keine Bange. Wenn du so weitermachst wie bisher, wird aus dir noch mal ein richtiger Lügenbaron! Ich bin mir sicher, dir fällt irgendwas Glaubhaftes ein.“

Er grinste, dann hielt er sich salutierend die Hand an die Stirn und wandte sich zackig von mir ab.

Ich beobachtete verduzt, wie er zur Tür schritt und sich dabei seine Uniform zurechtrückte.

Er ließ uns einfach gehen... obwohl er es wusste!

Es fiel mir damals unglaublich schwer, das zu verstehen. Zu verstehen, dass ein hochdekorierter Offizier wie von Stahl, der sicherlich eine Menge zu verlieren hatte, für ein paar unbedeutende Schüler gegen das Gesetz verstieß.

Bevor er die Tür hinter sich schloss, verharrte er noch einen Moment und blickte prüfend zu mir zurück.

„Ich hoffe, dein Judenfreund ist das alles auch wert.“

„Ja.“, versicherte ich mit einem bemühten Lächeln. „Das ist er!“

Den Weg zurück ging ich wie in Trance.

Das Treppenhaus, die Bilder an den Wänden, und auch die Zimmertüren der anderen Schüler... alles wirkte auf einmal wesentlich bedeutungsvoller auf mich als all die Jahre zuvor.

Wenn ich bisher durch einen Gang gelaufen war, sah ich meist nur das Ziel, auf das ich mich zu bewegte. Doch jetzt dachte ich auch an den Weg. Ich fragte mich, ob die Stufen mich tragen würden, und ich zählte jeden einzelnen Schritt bis zu unserem Zimmer hinauf. Ja, ich dachte über alles Mögliche nach, nur nicht über das, was ich den anderen nun eigentlich erzählen wollte... so dass ich schließlich ohne ein passendes Wort auf den Lippen ratlos in unserer Bude stand.

Alex saß auf meinem Bett und wippte unruhig mit den Füßen hin und her.

„Und, was ist?“, fragte er mit einem besorgten Gesichtsausdruck, der mir noch nie zuvor an ihm aufgefallen war.

„Hat er meine Geschichte geschluckt?“

Erst jetzt erkannte ich auch Luca, der ängstlich hinter Alexs Rücken kauerte.

„Es... es ist alles in Ordnung.“, flüsterte ich noch immer ein wenig benommen. „Er wird uns nicht verraten!“

Alex sah kritisch zu mir rüber.

„Dann... hast du ihm also die Wahrheit erzählt?“

„Ich hab ihm überhaupt nichts erzählt!“, verneinte ich energisch. „Er hat sich wohl alles selbst zusammengereimt. Ich meine, eigentlich haben wir gar nicht so richtig darüber gesprochen.“

Luca hob den Kopf und warf mir einen schwer in Worte zu fassenden Blick zu.

„Was ist mit deiner Hand passiert?“, fragte er zögernd.

Ich sah an mir herunter. Das Taschentuch des Majors war bereits wieder voller Blut.

„Das ist von Stahls Art, einem Dummkopf etwas klarzumachen.“, erklärte ich lakonisch, und wunderte mich dabei über mich selbst, dass ich so ruhig über die ganze Sache reden konnte.

Denn im Grunde genommen war ich noch immer völlig aufgewühlt... hin- und hergerissen zwischen einem Gefühl der Dankbarkeit gegenüber dem Major und meinem unbändigen Hass auf ihn für das, was er mir gerade angetan hatte.

Ich reichte Alex die andere Hand.

„Danke! Danke, dass du uns vorhin nicht verpiffen hast.“

Alex schlug ein und sah mich nachdenklich an.

„Tut mir echt leid. Ich denke, ich hätte das abbekommen sollen. Nicht du.“

Er riss einen Teil seines Bettlakens ab und band es vorsichtig um meine blutverschmierte Wunde.

„Tut es sehr weh?“

Ich zuckte ratlos mit den Schultern. Bisher hatte der Schock verhindert, dass ich all zu starke Schmerzen verspürte. Das Einzige, was ich sehr eindringlich wahrnahm, war ein warmes, unangenehmes Kribbeln, das sich von der Hand über den ganzen rechten Arm auszubreiten schien.

„Fühlt sich an, als ob sie eingeschlafen ist. Aber ich fürchte, es ist schlimmer als das.“, meinte ich leise, und überlegte, was wir jetzt am besten tun sollten.

Es gab nur einen Arzt im Ort... Dr. Poltner, einen alten, immer etwas grantig wirkenden Einheimischen, der auch hin und wieder an unsere Schule gerufen wurde, wenn sich einer von uns den Magen verdorben oder beim Rumtoben im Wald verletzt hatte.

Vielleicht hätte ich einfach zu Hoheim gehen und ihn bitten sollen, den Doktor herzubestellen. Doch die Warnung des Majors, jegliches weitere Aufsehen zu vermeiden, brannte noch viel zu eindringlich in meinem Kopf, als dass ich jetzt irgendwem aus dem Internat meine kaputte Hand unter die Nase halten wollte.

„Ich muss zum Poltner! Allein.“, verkündete ich schließlich entschlossen. „Alles andere ist zu riskant.“

Doch Alex schien damit ganz und gar nicht einverstanden zu sein.

„Quatsch!“, entgegnete er. „Draußen wird es bald dunkel. Du schlappst jetzt mutterseelenallein durch den Wald... und dann brichst du uns unterwegs zusammen, weil du zu viel Blut verloren hast, und erfrierst in der Kälte. Kommt nicht in Frage, Kai. Wenn du gehst, gehen wir auch mit!“

Ich schielte besorgt zu Luca rüber, der immer noch völlig bleich im Gesicht war und seine zitternden Hände notdürftig unter der Bettdecke vergraben hatte. Zumindest ihm wollte ich an diesem Abend eigentlich überhaupt keine weitere Anstrengung mehr zumuten.

„Also gut, Alex.“, murmelte ich leise. „Du kannst meinetwegen mitkommen. Aber einer von uns muss hier die Stellung halten, falls unerwarteter Besuch aufkreuzt.“

Luca lächelte mir gequält zu.

„Denkst du, ihr kommt auch ohne mich klar?“

„Natürlich!“, versicherte ich ihm mit einem freundschaftlichen Klaps auf die Schulter.

„Jetzt ruh dich erst mal ein bisschen aus und zerbrich dir nicht länger den Kopf darüber. Ist ja im Grunde alles halb so wild.“

Alex griff unter sein Bett und hielt mir auffordernd eine kleine Feldflasche vors Gesicht.

„Hier, Kleiner. Das ist meine eiserne Notreserve. Schluck das runter, und dann machen wir uns auf den Weg!“

Ehrlich gesagt wollte ich mich in jenem Moment gar nicht betrinken.

Aber ich wollte auch nicht mit einer zerstochehen Hand im Zimmer rumstehen oder einen Juden zu meinem besten Freund haben. Manche Dinge passierten einfach, ohne dass man sich großartig dagegen wehren konnte.

KAPITEL 11 - Der Bergdoktor

Es war längst dunkel geworden, als ich mit Alex an meiner Seite durch den nebelverhangenen Wald torkelte.

Das einzige Geräusch, das ich außer unseren schnellen Schritten hörte, war das schaurige Rufen einer Eule, die irgendwo auf einem Baumwipfel saß und unsere Gegenwart in ihrem Revier argwöhnisch zu beobachten schien.

Meine Hand schmerzte mittlerweile höllisch... trotz des Alkohols. Es kam mir so vor, als würde ein Schwarm wildgewordener Wespen versuchen, sie mit ihren Stacheln von innen heraus auszuhöhlen.

„Geht es noch?“, fragte mich Alex, dem ganz offensichtlich nicht entgangen war, wie sehr ich in der letzten halben Stunde die Zähne zusammenbeißen musste.

„Verdammt scheiß Major! Verdammt scheiß Nazis!“, fluchte ich den Tränen nahe.

„Natürlich geht es noch. Aber es ginge noch wesentlich besser, wenn ich nicht dieses scheiß Loch in der Hand hätte, und wenn niemand meinem Freund nach dem Leben trachten würde!“ Alex nickte nur stumm. Er schien über einige Dinge nachdenken zu müssen... was ich ihm ehrlich gesagt auch kaum verübeln konnte.

Dieser ganze Wahnsinn musste wohl selbst ihm ganz schön zugesetzt haben.

Ich bemühte mich angestrengt darum, einen Fuß vor den anderen zu setzen und die Kontrolle über meinen Körper zu behalten. Auf meiner Stirn sammelte sich immer mehr Schweiß an, und es kam mir so vor, als ob ich mit jedem Schritt tiefer in dem feuchten Waldboden versinken würde.

Ich bemerkte, wie Alex stehenblieb und mich fragend ansah.

Seinen Mundbewegungen entnahm ich, dass er mir wohl irgendetwas mitteilen wollte. Die Nacht verschluckte jedoch jedes einzelne seiner Worte, bevor es zu mir durchdringen konnte.

„Nein, wirklich. Es geht mir gut.“, entgegnete ich Alex benommen, während ich angestrengt versuchte, ihn mit meinen Augen zu fixieren. Doch er schien wie ein aufgeschreckter Derwisch um mich herumzutanzten.

Ich streckte noch suchend meine Hand nach ihm aus... dann stürzte ich kopfüber in die übermächtige, alles verschlingende Finsternis.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich in eine warme Decke eingehüllt auf einem altmodischen Sofa.

Es roch nach Kaffee und warmem Apfelstrudel.

Ich hatte keine Ahnung, wie lange ich bewusstlos gewesen war... aber ich vermutete mal, dass seit meinem Zusammenbruch einige Stunden vergangen sein mussten.

„Da host oba a saumäßigs Glück ghobt, mei Liaba.“, ertönte auf einmal eine ruppige Stimme über mir. Es war Dr. Poltner, der sich jetzt zu mir runterbeugte und mir prüfend in die Pupillen schaute.

Mit seinem weißgrauen Schnauzbart und dem wettergegerbten Gesicht wirkte er meiner Meinung nach jedoch eher wie ein Förster oder ein uriger Almbauer, als wie ein typischer Arzt.

„Wenn dr Olex ned kimma wär ond die ufgsommelt häd, no wärst morga friah garandiert em Herrgott fuhrstellig gworm.“

Nach all den Jahren in dieser abgeschiedenen Gegend bereitete mir der herbe Dialekt mancher Einheimischer immer noch gehörige Schwierigkeiten.

„Ich hab dir den Arsch gerettet!“, übersetzte Alex, dem mein fragender Gesichtsausdruck nicht verborgen geblieben war.

„Danke Alex. Danke, Herr Doktor.“, flüsterte ich und versuchte, mich ein wenig aufzurichten.

„Was ist mit meiner Hand?“

„Dös wor fei a Heilandssauerei! Aba wenn dei Bratzn jetzt amoi a poar Wochn ned beansprucht wird, no host a guade Chancen, bold wieda fensterln zu kinna.“

Alex schien die Situation sichtlich zu amüsieren.

„Die Hand braucht jetzt viel Ruhe. Dann wirst du sie bald wieder richtig einsetzen können.“, erklärte er.

„Dös honn i doch gsogt, du damischer Daggelfotzn. Moanst, der vastoahst mi ned?“, bruddelte der Doktor und klatschte Alex mit gespielm Ernst auf die Stirn.

„Ist leider nicht jeder so ein Sprachgenie wie du, Franzl.“, lachte Alex.

Irgendwie schienen sich die beiden ziemlich gut zu kennen. Naja, war ja auch kein Wunder, wenn man bedenkt, dass Alex in der einzigen Dorfkneipe ständig ein und aus ging.

Ich zog vorsichtig meine verletzte Hand unter der Decke hervor. Der Doktor hatte sie geschient und mit einem dicken weißen Verband versehen, so dass sie jetzt beinahe doppelt so groß wirkte wie normal. Aber wenigstens blutete es nicht mehr durch... und so war ich eigentlich recht zuversichtlich, dass die Verletzung bei meinen Mitschülern und Lehrern als ganz normaler Alltagsunfall durchgehen würde.

Kurze Zeit später saßen wir zu dritt um einen großen Holztisch in Poltners Stube herum. Seine Frau hatte uns Kuchen, Getränke und ein paar Brezn serviert, bevor sie sich mit Hinweis auf die späte Stunde entschuldigte und mit einem müden Gesichtsausdruck das Zimmer verließ.

Ich starrte ihr entgeistert hinterher.

Sie trug genau die selbe komische Haube auf dem Kopf, wie sie auch der Wolf auf einer Abbildung in einem meiner alten Kinderbücher übergezogen hatte, als er als Großmutter verkleidet im Bett lag und ungeduldig auf den Besuch von Rotkäppchen wartete.

„Oid, oba imma no rassig, göi?“, freute sich Dr. Poltner, der den Grund für meine Blicke offenbar kräftig missverstanden hatte.

„Ja, der helle Wahnsinn...“, bestätigte ich höflich, um ihn nicht zu kränken. Alex beugte sich etwas nach vorne und meinte leise:

„Fast so hübsch wie die Maid, mit der du heute fensterln wolltest, nicht wahr?“

Dabei blinzelte er mir verschwörerisch zu. So wie ich Alex einschätzte, hatte er dem alten Mann eine ziemlich wilde Geschichte erzählt, wie es zu der schlimmen Verletzung an meiner Hand gekommen war.

„Bidde soads ma oba in Zukunft a weng vorsichtger.“, mahnte der im Gegensatz zu seiner Gemahlin immer noch ziemlich fit wirkende Doktor, während er sich mampfend ein großes Stück Apfelstrudel einverleibte. „Die Zoatn san scho narrisch gnuag, do muss ma ned au no söiba an Kuahdreck veronschtoitn.“

„Ja, sind echt verrückte Zeiten...“, meinte Alex kopfschüttelnd.

„Verrückt, genau.“, bestätigte ich immer noch etwas schwach in der Stimme.

„Ond wissts a warum?“

Dr. Poltner füllte fachmännisch sein Bierglas, dann prostete er uns zu und schüttete sich einen kräftigen Schluck in den Rachen.

„Nee, sag mal, Franzl... warum denn?“, fragte Alex interessiert.

„Woals olle zu giarig san! Die Leud san zu giarig, dr Hitler is zu giarig...“

Woäßt, I sog ma imma: A zinfigts Weib, an gdeckten Disch, ond Gsundheit. Des broachst für a guads Lebn. Olles ondere, des findst entweder oder findst ned. Aba dafür musst koam da Schädel oischlogn. Ond simma amoi ehrlich: Scheene Maderl gibt's gnuag in onserm Land, ond Esse au. Was wöin die also olle no mehr?“

„Wärst du doch nur in die Politik gegangen...“, seufzte Alex. „Bin mir sicher, dann hätten wir ein paar Probleme weniger. Und an den Schulen gäbe es in jeder Pause Freibier für alle.“

„A bist narrisch?! Wennst erst amoi in am Marmorhaiserl sitzt ond mit Aktn ond Paragrophn hondierst, donn vergisst ziemlich schnöi, dass du oagentlich a Mensch bist. Wia hoasts so schee? Ond fiare mi ned in Versuchung! Da Herrgott woäß scho, warum er des in soanem Biacherl daniedagschriaba hot.“

Als wir uns auf den Heimweg machten, war es bereits weit nach Mitternacht.

Der Schmerz in meiner Hand war endlich etwas abgeklungen... wengleich ein komisches, pelziges Taubheitsgefühl geblieben war.

Während der Wald rings um uns immer dichter wurde, warf ich einen letzten Blick zurück in das bis auf wenig beleuchtete Hütten völlig im Dunkeln liegende Dorf.

Ein wenig beneidete ich Alex darum, dass er ein so gutes Verhältnis zu den Leuten dort hatte. Mit ihrer verschrobene, aber nichtsdestotrotz ziemlich herzlichen Art wirkten sie überaus menschlich und sympathisch... was man von den meisten anderen Erwachsenen, mit denen wir uns in unserer kleinen Internats-Welt konfrontiert sahen, ja nicht unbedingt behaupten konnte.

Ich fragte mich, was wohl gerade in Alex vorgehen musste.

Er hatte mich ziemlich überrascht, als er gegenüber dem Major die Sache mit der Kette auf seine Kappe nehmen wollte, um den Verdacht von Luca und mir abzulenken.

Wenn es nach mir gegangen wäre, hätte ich unser Geheimnis wahrscheinlich vorher noch Paul anvertraut, den ich aufgrund seiner seriösen, ernsthaften Art für deutlich zuverlässiger hielt. Von Alex hatte ich dagegen immer irgendwie den Eindruck gehabt, dass er ein vorlauter Sprücheklopfer war, auf den man sich im Ernstfall besser nicht zu sehr verlassen sollte.

Eine Weile trotteten wir schweigend nebeneinander her.

Erst, als ich ihn fragte, ob mit ihm alles in Ordnung sei, begann er zögernd seine Gedanken zu offenbaren.

„Ihr hättet es mir sagen sollen!“, meinte er vorwurfsvoll. „Verdammt, ihr hättet mir sagen sollen, dass Max ein Jude ist. Oder habt ihr etwa geglaubt, der alte Cowboy würde seine Freunde im Stich lassen?“

„Nein, das nicht.“, leugnete ich, obwohl mir dieser Gedanke natürlich durchaus in den Sinn gekommen war... zumal ich bisher ja nicht unbedingt den Eindruck hatte, dass Luca und ich überhaupt zu seinen Freunden zählen würden. „Aber hier geht es nicht um Birnenschnaps, Alex. Ich vermute, das war es, was mir der Major eigentlich klarmachen wollte. Wenn irgendwer dahinterkommt, sind wir dran! Und dann ist es mit einem Nachmittag Nachsitzen nicht getan.“

„Denkst du etwa, das wüsste ich nicht?“

Er wirkte auf einmal sehr frustriert... beinahe wie ein kleines Kind, das schmolte, weil die Mutter ihm beim Schuhe binden helfen wollte, obwohl es doch so stolz darauf war, es alleine zu können.

Verwundert fragte ich mich, wieso sich ein so erwachsener, unabhängiger Typ wie Alex auf einmal darum zu kümmern schien, ob seine jüngeren Mitschüler ihn ernst nahmen.

Mir wurde klar, wie wenig ich im Grunde bisher über ihn wusste. Eigentlich ja nur das, was alle wussten. Dass er ein Draufgänger war, ein Weiberheld, und dass er nur von seinem Vater großgezogen worden war, zu dem er aber anscheinend kein besonders gutes Verhältnis hatte. Aber darüber hinaus kaum etwas Intimes, Persönliches.

„Warum hast du das gemacht? Uns geholfen, meine ich...“, fragte ich leise. „Du hättest dadurch ziemlich große Schwierigkeiten kriegen können.“

Alex zuckte ratlos mit den Schultern.

„Keine Ahnung. Vielleicht, weil ich genau weiß, dass ihr das selbe für mich getan hättet.“

Er verlangsamte seinen Schritt und blickte eine Weile gedankenverloren in den trüben Nachthimmel hinauf.

„Als ich die Kette gefunden habe, sind mir ein paar Dinge klargeworden. Ich musste an den Zwischenfall beim Böck damals denken. Und ich habe mich gefragt: „Wer hätte mir den Arsch gerettet, wenn ich an Lucas Stelle gewesen wäre?“ Dann bin ich in Gedanken die Liste der Leute durchgegangen, die ich als meine Freunde ansah. Aber bei keinem war ich mir am Ende mehr wirklich sicher. Außer bei dir.

Ich weiß, das klingt jetzt vielleicht komisch... gerade, wenn man bedenkt, dass wir eigentlich nie so viel zusammen angestellt haben. Aber sieh dir nur mal deine Hand an! Du hast dir für deinen Freund sogar ein Messer hineinrammen lassen. Das hätte niemand für mich getan... niemand!“

Nachdenklich starrte ich auf den dicken Verband, den mir Dr. Poltner angelegt hatte.

Ich war mir eigentlich gar nicht so sicher, ob ich mir das Messer bewusst hineinrammen ließ, um meinen Freund zu retten. Das hätte ja vorausgesetzt, dass mir von Stahl eine Wahl gelassen hätte.

Dennoch fühlte ich mich von Alexs Worten geschmeichelt.

„Heißt das, du willst allen Ernstes zu uns gehören?“, fragte ich erfreut. „Obwohl du weißt, dass es ziemlich gefährlich werden könnte?“

Alex zögerte keine Sekunde.

„Mitgefangen, mitgehungen!“, verkündete er überzeugt. „Und ich wüsste nicht, mit wem ich lieber hängen wollte als mit euch.“

Ich war echt froh, dass Alex an meiner Seite marschierte. Ohne ihn wäre ich in diesem dunklen Wald wahrscheinlich vor lauter Angst gestorben.

Schon eigenartig, wie sich eine tagsüber friedlich und romantisch erscheinende Kulisse nach Einbruch der Dunkelheit in eine Mixtur aus knorrigen Ästen, schwarzen Schatten und angedeuteten Bedrohungen verwandeln konnte.

Ich versuchte mir einzureden, dass es immer noch derselbe Wald war, den ich bei Tag schon hundert mal leichten Schrittes durchquert hatte. Aber dann kam mir der unerfreuliche Gedanke in den Sinn, dass vermutlich auch die Wälder, in denen der Schlächter von Triaczika sein Unwesen trieb, voll blühender Pflanzen und versteckter Schönheiten sein mussten.

Dennoch lauerte dort der Tod.

Was, wenn der Tod nun urplötzlich beschlossen hätte, sein Jagdrevier weiter nach Südwesten zu verlegen?

Ich musste vorsichtig sein. Vorsichtig und immer auf der Hut. Das hatte mir Major von Stahl wahrlich eingebleut. Nicht nur mit seinem Messer, sondern auch mit seinen Horrorgeschichten vom Leben an der Front.

In gewisser Weise hasste ich ihn für diese Angst, die er in mir gesät hatte, noch mehr als für meine schmerzende Hand.

Und doch... vielleicht war es gerade diese Angst, die mir die Augen geöffnet und mich von meiner jugendlichen Naivität befreit hat, bevor Schlimmeres geschehen konnte.

„Du kennst jetzt unser großes Geheimnis.“, meinte ich zu Alex, um mich ein wenig von meinen dunklen Gedanken abzulenken. „Was ist, gibt es auch ein Geheimnis, das du vor deinen Mitschülern hast?“

„Na klar!“, lachte er. „Jede Menge sogar. Es traut sich nur keiner, danach zu fragen.“

Das verstand ich... schließlich wäre auch ich noch vor zwei Tagen gar nicht erst auf diese Idee gekommen. Doch jetzt war alles anders.

„Wie stellst du es zum Beispiel an, dass dich die Älteren alle so ernst nehmen?“, fragte ich interessiert.

Alex überlegte nicht lange.

„Ganz einfach: Nie zu ihnen aufsehen! Gib ihnen gar nicht erst das Gefühl, dass du dich von ihrem Gehabe beeindrucken lässt.“

„Hast du das bei deinem Vater auch so gemacht?“, hakte ich neugierig nach. Alex grinste.
„Was meinst du, warum ich hier bin? Merk dir eins, Kai: Die Erwachsenen können mich vielleicht bedrohen oder bestrafen. Aber sie werden es nie schaffen, dass ich ihnen deswegen Respekt zolle!“

„Vor Major von Stahl hast du aber schon auch Respekt, oder?“, fragte ich.

„Ich denke, ich bewundere ihn sogar.“, gab Alex ehrlich zu. „Aber nicht, weil er mir seinen verdammten Stiefel an den Hals gedrückt hat, klar? Eher wegen dem, was er darstellt. Er ist so viel mehr als etwa mein Vater ist. Und die Geschichten, die er erzählt, sind einfach...“

Er unterbrach, weil aus dem Wald ein seltsames Rascheln zu hören war.

„...beängstigend.“, ergänzte ich, und starrte argwöhnisch in die nur von einigen kahlen Bäumen unterbrochene Dunkelheit.

„Ja, das auch.“, bestätigte Alex.

Er blickte sich nervös um, als würde er fürchten, von irgendjemandem verfolgt zu werden.

„Lach mich ruhig aus, wenn du magst. Aber ehrlich gesagt glaube ich allmählich, dass sich außer uns Schülern und den Lehrern noch irgendetwas anderes hier in der Gegend aufhält. Etwas Böses.“

Wieder raschelte es im Unterholz. Diesmal schien die Quelle des Geräusches nur wenige Meter von uns entfernt zu sein.

„Verdammt, was war das?“, fragte ich Alex, der auf einmal genauso verängstigt zu sein schien wie ich.

„Möglicherweise ein Reh.“, flüsterte er angespannt.

„Oder...“

„J A N O S C H !“, entfuhr es uns beiden nahezu gleichzeitig.

Wir sahen einander mit einem gespenstischen Ausdruck in den Augen an. Dann begannen wir zu rennen. Ich betete nur noch, dass wir es heil bis nach Hause schaffen würden.

Die Straße machte einen leichten Bogen. Am Wegrand waren links und rechts von uns die Konturen von mächtigen, abgesägten Baumstämmen zu erkennen, die dort auf ihren Abtransport zu warten schienen. Doch wer weiß, vielleicht rotteten sie auch einfach nur vergessen vor sich hin.

Auf einmal blieb Alex abrupt stehen, klammerte sich fest an meine Schulter und hinderte mich dadurch am Weiterlaufen.

„Warte! Siehst du das auch?“, keuchte er.

Erschrocken deutete er mit seiner Hand in die dunkle Nacht hinaus.

Jetzt erkannte auch ich diese schwarze, von schweren Nebelschwaden umhüllte Gestalt. Sie stand nur wenige Meter vor uns mitten auf dem Weg, ohne sich auch nur im Geringsten zu bewegen.

Mir wurde heiß und kalt. Mit einem Male schienen alle Dinge, vor denen ich mich fürchtete, auf beängstigende Weise Realität zu werden.

„Kannst du noch rennen?“, fragte Alex panisch.

Obwohl ich antworten wollte, brachte ich keinen sinnvollen Ton heraus. Sollte dies das Ende sein?

Aber wieso ausgerechnet hier? Wieso jetzt?

Ich hatte doch noch so vieles zu sagen... zu Alex, zu Luca, vielleicht auch zu meinen Eltern.

Und überhaupt, ich fühlte mich noch viel zu jung zum Sterben.

Verstört starrte ich auf den Schatten, der immer noch dastand, als wartete er nur auf eine falsche Reaktion von uns, um sich auf uns zu stürzen und uns mit sich in die Hölle zu reißen.

„Kai? Alex? Seid ihr das?“

Es war Luca!

Luca...

Dieser verfluchte Wald. Er schien aus allem eine Bedrohung zu machen. Selbst aus den Menschen, die wir liebten.

„Geht es euch beiden gut? Ich habe mir echt Sorgen gemacht. Es ist schon ziemlich spät...“ Alex entkrampfte sich.

„Du hättest uns beinahe zu Tode erschreckt!“, rief er Luca sichtlich erleichtert zu. „Hat dir schon mal jemand gesagt, dass du im Dunkeln echt zum Fürchten aussiehst?“

„Quatsch nicht, ich hab doch selber Angst.“, antwortete Luca.

Jetzt konnte ich auch sein immer noch etwas blass wirkendes Gesicht erkennen. Freudig lief ich ihm entgegen.

„Wie geht es deiner Hand?“, fragte Luca, nachdem ich endlich vor ihm stand und wir uns von oben bis unten begutachteten, als ob wir uns seit vielen Jahren nicht mehr gesehen hatten.

„Ich lebe noch, wie du siehst.“, lächelte ich schüchtern. „Dank Alex. Und die Hand... der Doktor hat gesagt, dass sie schon wieder verheilen wird.“

„Dann wird jetzt wieder alles gut?“, fragte Luca unsicher.

Ich blickte mit gemischten Gefühlen zu dem Weg zurück, der hinter uns lag.

„Hoffen wir's.“, murmelte ich nachdenklich.

Unsere kleine Welt hatte dem Beben, das sie erschüttert hatte, trotzig standgehalten. Aber der daraus hervorgegangene Riss war tief. Wesentlich tiefer als die Wunde an meiner Hand.

Ich spürte den Winter kommen.

Den Winter, der uns alle enger zusammenrücken lassen würde... und an dessen Ende nichts mehr so sein sollte wie zuvor.

KAPITEL 12 - Vereinigung

Wir hatten uns wieder einmal, wie so oft in den vergangenen Tagen, in unser Versteck auf dem Dachboden zurückgezogen.

Auch Alex schien mittlerweile sichtlich Gefallen daran gefunden zu haben... vielleicht ja auch deshalb, weil es dort oben niemanden gab, dem er etwas beweisen musste.

Ich lauschte still dem Regen, der durch die alten Holzbalken hindurch nur sehr gedämpft wahrzunehmen war, und bemühte mich, nicht länger an die in den Wochen vor Weihnachten noch anstehenden Klausuren zu denken.

Sicher, ich bin nie ein besonders fleißiger Schüler gewesen. Doch in der letzten Zeit waren meine Leistungen noch einmal erheblich schlechter geworden. In gewisser Weise glichen sie sich denen von Alex an... genau wie meine Einstellung, dass es ja im Grunde auch völlig egal war, was für eine Zahl irgendein vertatterter Greis unter ein von mir bearbeitetes Stück Papier kritzelte.

„Wenn du zusammen mit uns im Zimmer gewesen bist...“, hörte ich Luca neben mir nachdenklich zu Alex sagen, „musste ich mich immer verstellen. Verstehst du, ich hab dich eigentlich schon immer gut leiden können, aber ich konnte einfach nicht über alles mit dir reden. Bei Kai ist das ganz anders. Wir haben schon lange keine Geheimnisse mehr voreinander.“

Haben wir nicht?

Ich schielte zu Luca rüber, wandte mich jedoch rasch wieder von ihm ab, bevor er dazu kam, meinen Blick zu erwidern. In gewisser Weise hatte ich nämlich sehr wohl ein Geheimnis vor ihm.

Das, was von Stahl über die Juden gesagt hatte... dass sie nicht deportiert, sondern umgebracht wurden... das hatte ich seither für mich behalten. Ich redete mir ein, es getan zu haben, um Luca nicht die Hoffnung darauf zu nehmen, seine Eltern eines Tages wiederzusehen. Tatsächlich war ich aber wohl einfach nur zu feige dazu gewesen, es ihm ins Gesicht zu sagen.

Luca war genauso alt wie ich. Dennoch habe ich ihn seit dem Tag, an dem ich ihn vor Dr. Böck gerettet hatte, immer wie einen kleinen Bruder behandelt, ihn umsorgt und getröstet. Mit welchem Recht?

Der Regen schien heftiger zu werden. Während er so gegen das Dach prasselte und Luca mit Alex über seine Heimatstadt plauderte, wurde mir bewusst, dass es einfach nicht richtig war, meinem Freund die bittere Wahrheit vorzuenthalten. Nicht, wenn ich ihn auch weiterhin als meinen Freund und nicht als eine Art Schutzbefohlenen betrachten wollte.

„Von Stahl hat mir etwas gesagt.“, begann ich stockend. „Über das, was mit den abtransportierten Juden passiert...“

Luca nickte nur, ohne an weiteren Einzelheiten interessiert zu sein.

„Ist gut, Kai. Ich weiß es schon. Mein Onkel hat mir damals von den Lagern erzählt.“

Ich war froh, es nicht in Worte fassen zu müssen.

Aber Alex musste natürlich nachhaken.

„Was hat er dir erzählt? Kommen die Juden denn nicht nach Russland?“

Gedankenverloren starrte Luca auf die hölzernen Bretter des Fußbodens, bevor er es schließlich mit grimmiger Miene zu erklären versuchte.

„Mein Onkel war im ersten großen Krieg Offizier an der Westfront. Er und viele andere Juden haben für das Reich gekämpft, Seite an Seite mit den Ariern. Ich weiß auch nicht genau, woher es mein Onkel wusste... er hat aber auch heute noch Freunde von damals, die jetzt beim Geheimdienst sind oder in irgendwelchen Ministerien sitzen. Einer von denen hat ihm bei

einem Treffen erzählt, dass sie die kräftigen, gesunden Juden in Arbeitslager stecken, und die Alten, Frauen und Kinder umbringen... in großen, als Duschen getarnten Gaskammern.“

Alex schüttelte energisch den Kopf.

„Vergiss es, Mann! Ich kann die Nazis nicht leiden, weil sie so verdammt steif und spießig sind... aber so etwas Teuflisches würden sie nicht tun. Luca, das ist unser Land! Du redest hier von Deutschland, ist dir das klar? Nicht von irgendeinem wilden Eingeborenenstamm in Afrika. Wir sind eine kultivierte Gesellschaft! Hier wird man nicht einfach wegen einer anderen Herkunft oder anderen Gedanken umgebracht. Schon allein deshalb nicht, weil wir Gerichte und eine Verfassung haben.“

Keine Ahnung wieso, aber auf einmal bekam ich eine ziemliche Wut auf Alex.

Vielleicht, weil ich vor einiger Zeit noch genauso gedacht hatte wie er. Aber das, was mir von Luca und dem Major berichtet worden war, ließ mich doch vieles, was in unserem Land vor sich ging, in einem völlig anderen Licht betrachten.

„Verdammt Cowboy, wach endlich auf! Nimm deine Scheuklappen ab. Du brauchst dich doch nur in der nächsten größeren Stadt umzuschauen. Hörst du irgendwo amerikanische Musik? Siehst du irgendwo noch Filme aus Hollywood? Und die Juden... was ist mit denen? Kennst du einen Juden außer Luca? Nein?? Obwohl es doch einige Millionen sind...“

Alex zuckte mit den Schultern.

„Vielleicht trauen sich viele ja auch nur nicht raus, weil sie sich ausgeschlossen fühlen.“

Wie konnte er nur so verdammt naiv sein?

„Nein. Die trauen sich nicht raus, weil sie sonst verdammt noch mal geschlagen und umgebracht werden!“, empörte sich Luca auf einmal... wesentlich lauter, als es in einem geheimen Versteck eigentlich angebracht war. „Kai hat Recht! Wenn es keine harten Strafen darauf gäbe, würden einige Kinobesitzer sicher auch amerikanische Filme zeigen. Du hast doch neulich auch in der Wochenschau den Fackelzug gesehen, wo sie die Bücher verbrannt haben. Hast du wirklich geglaubt, das seien alles nur kommunistische Hetzschriften gewesen, die da auf den Scheiterhaufen geworfen wurden? Nein... das waren Bücher von ganz normalen deutschen Schriftstellern, die einfach nur ihre Meinung gesagt haben!“

Ich hoffte, dass sich Luca allmählich wieder einkriegte, denn ich wollte ihn in seinem berechtigten Zorn auch nicht ausbremsen oder zur Ruhe ermahnen.

Aufgeregt kramte er in einer der mächtigen Holztruhen, und streckte Alex schließlich triumphierend ein altes Schulbuch entgegen.

„Hier, siehst du das? Ein stinknormales Biologie-Buch. Es darf nicht mehr benutzt werden, weil es hier heißt, dass keine menschliche Rasse besser ist als die andere. Findest du diese Aussage denn so falsch, dass du das Buch deshalb verbrennen würdest? Denkst du, dass ich weniger wert bin als du, nur weil meine Eltern einem anderen Volk angehören?“

Jetzt wurde auch Alex aggressiver und schlug Luca wütend das Buch aus der Hand.

„Leckt mich doch am Arsch! Denkt ihr, ich bin so blöde, dass ich hier allem blind hinterher renne? Ihr wisst doch, dass ich sobald es geht nach Amerika will. Glaubt mir, mich kotzt das hier alles genauso an... die ganze Gleichschaltung, ihre dämlichen Lieder und Kundgebungen. Aber deshalb bringt man doch keine Menschen um...“

„Weshalb denn dann?“, fragte ich provozierend. „Hast du eigentlich jemals zugehört, wenn von Stahl uns etwas über den Krieg erzählt hat? Er hat gesagt, der Feind besteht auch nur aus Menschen wie wir, nicht aus bösen Monstern.“

Weshalb kämpfen wir dann eigentlich gegen diese Menschen? Doch nur, weil sie einer anderen Fahne die Treue geschworen haben... weil sie sich eben gegen diese Gleichschaltung wehren, die dich und uns alle so ankotzt.“

Alex hob das Schulbuch auf und bog es nachdenklich wieder gerade.

„Tut mir leid, Jungs. Wisst ihr, früher... früher, da wollte ich immer Soldat werden, wie mein Großvater. Ein Held, den alle bewundern... den niemand mehr zum Nachsitzen oder zum Auswendiglernen von Deklinationstabellen verdonnern konnte.“

Aber ich musste in letzter Zeit schon auch viel über die Worte des Majors nachdenken...“
Er machte eine längere Pause, dann legte er das Buch sorgsam zu den anderen zurück und sah uns mit funkelnden Augen an.

„Eins schwöre ich euch: Wenn es wirklich stimmen sollte, was ihr sagt... das mit den Juden und so... dann möchte ich Adolf Hitler eigenhändig eine Kugel in den Kopf jagen. Und dann will ich mich nie wieder als Deutscher bezeichnen!“

Ich glaube, Alex ahnte zu dem Zeitpunkt sehr wohl, welche schreckliche Ausmaße der Terror der Nazis angenommen hatte. Nur weigerte er sich noch, das alles so nah an sich heranzulassen.

Irgendwie verständlich... denn wer wollte sich schon eingestehen müssen, in einem Land voller Mitläufer und Mörder zu leben?

„Warum machen das die Menschen?“, fragte sich Alex nachdenklich. „Warum müssen sie sich selbst über andere stellen? Eigentlich könnte man doch genauso gut miteinander leben, oder?“

Ja, da hatte er zweifellos Recht. Auch ich hatte mir die Frage in letzter Zeit schon oft gestellt, allerdings ohne je eine akzeptable Antwort darauf gefunden zu haben.

„Sie hassen alles, was sie nicht verstehen. Alles, was anders ist.“, entgegnete Luca bitter. Es fiel mir allerdings nicht gerade leicht, eine solche Begründung nachzuvollziehen.

Wieso sollte ich etwas hassen, was doch eigentlich Farbe und Abwechslung in mein Leben brachte? Andere Religionen, anders aussehende Menschen... das faszinierte mich höchstens. Hassen konnte ich so etwas im Grunde gar nicht.

„Wenn ihr mich fragt, ist das ein Armutszeugnis für einen jeden Deutschen! Hinter dem Hass steckt doch nichts anderes als die Angst, andere könnten uns überlegen sein und uns ein Stück von unserem beschissenen Land wegnehmen.“

Alex schüttelte verständnislos den Kopf.

„Aber was ist denn so anders an den Juden?“

„Es sind ja gar nicht nur wir Juden.“, meinte Luca leise. „Eigentlich hasst doch jeder jeden.“ Ich verstand nicht ganz, was er damit sagen wollte, und hakte interessiert nach:

„Wie kommst du da drauf? Die meisten in unserem Land sind doch der selben Meinung.“

„Und doch denkt jeder nur an sich.“, erklärte mir Luca nach einer kurzen Pause. „Habt ihr nicht die Distanz bemerkt, die selbst auf den wichtigen Parteiveranstaltungen zwischen den Menschen herrscht? Die Grenze zum Ausland beginnt doch für die meisten gleich außerhalb ihres Kopfes.“

Ich konnte mir ein Grinsen nicht verkneifen. Manchmal war Luca doch ein echter Philosoph. „Lach nicht, Kai!“, ermahnte mich Alex. „Ich hab mir neulich erst was ganz ähnliches überlegt. Ich meine, wir sind doch letztlich alle aus dem selben Material gemacht. Trotzdem behandelt jeder seine Mitmenschen wie Fremdkörper, die man am besten nur mit Gummihandschuhen anfasst, um sich ja nichts Ansteckendes zu holen. Allein die Vorstellung, einen anderen Menschen zu berühren, ist doch für viele schon ekelhaft. Da brauchst du dich nicht zu wundern, wenn sie dann auch kein Problem damit haben, einander richtig zu hassen.“

Was Alex sagte, erschien mir doch ein wenig zu idealistisch... vor allem, weil ich ihm früher solche tiefgründigen Gedanken gar nicht zugetraut hätte.

„Wie hast du dir das denn vorgestellt?“, fragte ich neckisch. „Jeder darf jeden befingern? Ich hätte jedenfalls nichts dagegen. Dann dürfte ich bei Anne auch mal ran.“

„Ich verstehe ihn!“, warf Luca ein, bevor Alex etwas auf meine Provokation erwidern konnte.

„Eigentlich kann man doch sagen, dass unser Körper ein von unserem Bewusstsein gesteuertes Werkzeug ist. Wir benutzen ihn, um verschiedene Dinge zu erledigen... so, wie wir einen Hammer oder ein Fahrrad benutzen.“

„Ja, und?“, fragte ich verwundert. „Was hat das jetzt mit dem Thema zu tun?“

Alex musterte Luca interessiert.

„Lass ihn ausreden, Kai! Ich denke, ich weiß, worauf er hinaus will.“

„Also... wir nehmen immer noch an, dass unser Körper ein Werkzeug ist. Wenn nun ein Freund ein Fahrrad benötigt, das allerdings uns gehört, dann geben wir es ihm wie selbstverständlich... weil er ja schließlich unser Freund ist, mit dem wir alles teilen wollen. An unseren Körper hingegen lassen wir niemanden ran. Der Körper eines anderen, und sei es auch ein noch so guter Freund, ist für uns tabu. Dieses Werkzeug teilen wir nicht... Und wisst ihr auch, warum? Weil alles in Deutschland Grenzen hat. Auch die vielen angeblich so guten Freundschaften.“

„Im Grunde sind wir alle Autisten.“, interpretierte Alex Lucas Gedanken auf seine Weise.

„Körperliche Verbindungen zu anderen finden doch nur noch statt, wenn wir miteinander kämpfen... oder beim Sex. Ansonsten vermeiden wir sie tunlichst. Wer weiß, vielleicht haben wir ja einfach nur Angst vor der Erkenntnis, dass wir gar nicht so verschieden sind, wie man uns ständig weismachen will.“

„Ich glaube, das ist es bei mir nicht mal. Ich habe wahrscheinlich bloß ein bisschen Schiss davor, mit lange gepflegten Traditionen zu brechen...“, ergänzte Luca nachdenklich.

Das leuchtete mir irgendwie ein.

Oft schon wollte ich meinen Arm um Luca legen, um ihn zu trösten, hatte es dann aber doch sein lassen, weil ich tief in mir drin so eine gewisse Sperre fühlte. Diese Sperre hieß Erziehung, und sie sagte mir, dass sich nur Mädchen und Liebespaare umarmten, und dass man als Junge keine Gefühle und schon gar keine Schwächen zeigen durfte.

Einem jeden von uns wurde das so beigebracht... nicht nur durch die Eltern, sondern durch die ganze Gesellschaft.

Doch in diesem einen Moment war das alles auf einmal wie weggewischt.

„Was ist... darf ich dich berühren?“, fragte Alex vorsichtig, und ich musste mich schon sehr bemühen, ernsthaft zu bleiben, um dieses Experiment nicht in Grund und Boden zu lachen.

Aber da ich ebenso neugierig war, streckte ich ihm schließlich meine Hand entgegen.

Alex griff danach, und ich konnte seine Haut auf meiner spüren... eine Situation, in der ich normalerweise wahrscheinlich sofort einen Rückzieher gemacht hätte.

„Hey, ich hatte Recht! So anders fühlt sich das wirklich nicht an.“, flüsterte Alex.

Ich musste ihm beipflichten, ob ich wollte oder nicht.

„Ja, ist wohl wahr. Da ist tatsächlich nichts dabei. Und dennoch traut sich keiner...“

Jetzt wollte ich es ganz genau wissen, und streckte meine andere Hand, um die immer noch ein leichter Verband gewickelt war, nach Luca aus. Zögernd, als hätte er Angst davor, einen elektrischen Schlag zu bekommen, griff er zu... bevor er sich auch noch Alexs freie Hand nahm und so unseren kleinen Kreis komplettierte.

Es war schon ein ziemlich komisches Gefühl, wie wir da beieinander saßen, uns gegenseitig spürten und jeder mit jedem verbunden war. Obwohl, „komisch“ ist vielleicht nicht der richtige Ausdruck dafür. Es war einfach nur faszinierend.

Nach einer Weile fiel mir auf, dass Luca die Augen geschlossen hatte. Sein Atmen war ruhig und gleichmäßig, sein Gesichtsausdruck gelöst wie selten zuvor.

Alex starrte mit einem verträumten Blick an die Decke, während ich ein leichtes Zittern bemerkte... eine seltsame, wohltuende Energie, die meinen ganzen Körper in Schwingung zu versetzen schien.

Wir hatten uns zu einer Einheit verbunden, ohne deshalb jedoch unsere Individualität aufzugeben. Ich weiß noch genau, wie ich dachte, dass sich so Gott gefühlt haben musste, bevor er sich in abermilliarden Atome zersprengt hat, um unsere Welt zu erschaffen.

Ja, eine Zeit lang schien es wirklich so, als hätten wir den Urknall rückgängig gemacht... und je länger wir in diesem Zustand verharrten, umso stärker keimte in uns der Gedanke, dass wir

gewachsen waren. Mehr noch, wir waren regelrecht miteinander verschmolzen. Als wären wir ein einziger großer Körper, in dem drei Gehirne ihre Arbeit verrichteten.

Ich kann nicht genau sagen, wie lange wir so dasaßen, uns gegenseitig atmen hörten und fühlten, dass wir von nun an für immer zusammengehören würden. Aber es muss wohl bis spät in die Nacht gewesen sein.

„Unten schlafen wahrscheinlich schon alle.“, flüsterte Alex, während er seinen Kopf gegen meine Schulter lehnte.

Luca horchte, als wollte er von unten irgendein Geräusch vernehmen, was ihm das Gegenteil bescheinigte. Doch nichts drang bis an unsere Ohren vor. Selbst der Regen war längst verstummt.

„Ich höre nichts. Es ist bestimmt schon nach Mitternacht. Hoffentlich hat Brille mitgedacht und unsere Betten präpariert, damit es wenigstens auf den ersten Blick so aussieht, als würden wir schlafen.“

„Warum sollte er das tun?“, erwiderte Alex. „Wir haben ihm ja nichts gesagt. Da können wir’s ihm kaum verübeln, wenn er nicht dran gedacht hat.“

Ich nickte. Das wäre wohl auch wirklich zu viel verlangt gewesen.

„Ist doch egal. Lass die Welt da unten sein... Wir sind weit über ihr! Spürt ihr das auch? Ein Gefühl, als würden wir fliegen. Als ob wir die pure, ungefilterte Freiheit atmen. Und das mitten in Deutschland...“

Alex hatte sich zwischen uns beide gesetzt und legte jedem von uns einen Arm um die Schulter. Dann sah er erst mich, dann Luca an, mit einem Blick, in dem ich Stolz und Bewunderung zu erkennen glaubte, und flüsterte:

„Ich kann das kaum fassen, Jungs. All die Jahre... all die Jahre haben wir aneinander vorbeigelebt. Jeder war in seiner eigenen Welt zuhause, hat sich nur um sich selbst Gedanken gemacht. Zumindest war das bei mir so.“

„Ja, bei mir auch.“, bestätigte ich, und fühlte mich dabei wie ein Narr, der sich jahrelang vergeblich nach einer richtigen Familie gesehnt hatte, ohne je auf die Idee gekommen zu sein, einfach mal auf der Schulbank nebenan nachzuschauen. „Hey, denkt ihr, die Erwachsenen würden endlich mit ihrem scheiß Krieg aufhören, wenn wir ihnen allen von dem erzählen, was wir heute Abend herausgefunden haben?“

Alex grinste.

„Klar... und sie verleihen dir wahrscheinlich auch noch einen Orden dafür! Mal im Ernst, Kai: Hat dir ein Erwachsener schon jemals etwas geglaubt, was sich nicht mit seinem althergebrachten Weltbild vertrug?“

Natürlich nicht. Dennoch tat ich mir reichlich schwer damit, diese Tatsache als unveränderbar zu akzeptieren.

„Aber ich meine, jeder Mensch will doch eigentlich Freunde haben, will sich geschützt und geborgen fühlen, so wie wir im Moment.“, versuchte ich, den anderen meinen Standpunkt näher zu bringen. „Warum schmeißen die nicht alle ihre Ausweise und ihre blöden Waffen weg und fassen sich einfach mal an den Händen?“

Luca zuckte mit den Schultern.

„Keine Ahnung. Die tun sich eben ziemlich schwer mit so was. Naja, ich hätte ja vor ein paar Wochen auch noch nicht geglaubt, dass ich mal mit anderen Jungs Händchen halten würde. Ich meine, normalerweise macht man das ja nur mit Mädchen, oder?“

Alex lächelte nur und meinte:

„Ach, scheiß auf die Normalität, Luca! Du bist mein Bruder, und Kai ist mein Bruder... wir alle sind Brüder. Die anderen tun mir einfach nur leid.“

Genauso erging es auch mir. Und obwohl ich immer noch gewisse Schwierigkeiten hatte, die rasanten Veränderungen, denen mein Leben in der letzten Zeit unterworfen war, richtig zu

verarbeiten, konnte ich dennoch nicht anders, als Alex in einer Sache uneingeschränkt Recht zu geben:
Wir waren Brüder.

Ich werde nicht müde, zu betonen, dass die darauffolgenden Wochen wohl die besten in unser aller Leben waren. Längst war mir klar geworden, dass es genau das gewesen sein musste, was mir immer gefehlt hatte. Nicht Freunde zu haben, denn die hatte ich immer. Nein, vielmehr dieses Gefühl, drei von einer Sorte zu sein... zusammenzugehören... untrennbar mit etwas Größerem verbunden zu sein.

Wir wurden zu den heimlichen Prinzen unserer Burg.

Selbst die älteren Mitschüler respektierten uns, wenn wir zu dritt über das Schulgelände stolzierten. Keiner wagte es mehr, uns die Jacken zu klauen oder uns auch nur dumm anzumachen. Im Gegenteil. Ein paar aus der Abschlussklasse fragten sogar allen Ernstes, ob sie nicht in unserer Bande mitmachen durften. Und das, obwohl sie normalerweise alles, was wir Jüngeren taten, als peinlich und kindisch abzuqualifizieren pflegten.

Aber diesmal war es anders. Irgendwie mussten wir etwas ausstrahlen, was alle in unseren Bann zog. Schon komisch, dachte ich oft, wie uns diese kleine Welt auf einmal zu Füßen lag... allein durch die Kraft der Freundschaft. Das musste die stärkste Macht sein, die es auf Erden gab. Die Wunderwaffe, nach der die Nazis immer vergeblich gesucht haben. Und wir hielten sie in unseren Händen.

Nie werde ich Weihnachten vergessen. Überall roch es nach Lebkuchen und gebrannten Mandeln, und aus der Kapelle drangen zuckersüße Weihnachtslieder an unser Ohr. Man konnte die Harmonie förmlich einatmen, die in der Luft lag. Für einen Moment erschien es uns, als hätten sich auch alle übrigen Menschen miteinander verbrüdet.

Hoheim diskutierte lachend mit Dr. Böck, der zuvor mit seiner Unterstufenklasse ein paar Weihnachtsgedichte vorgetragen hatte. Dabei hätte ich von Böck doch eigentlich eher pathetische Loblieder auf die Partei und ihren Führer erwartet gehabt. Aber es war eben Weihnachten... und da konnte man dem Sohn Gottes schon mal gedenken. Auch, wenn man ihn den Rest des Jahres in der Dachkammer verschimmeln ließ.

Ein paar der anderen Lehrkräfte plauderten völlig ungezwungen mit ihren Schülern, als hätte es in den Wochen und Monaten davor nie eine Gelegenheit dazu gegeben. Und selbst die meisten meiner Mitschüler schienen diesmal nicht aus Angst, einem der Lehrer etwas Falsches zu erzählen und nachsitzen zu müssen, ihre Gedanken für sich zu behalten, sondern sprachen ebenfalls ungewohnt offen und frei über die Dinge, die sie bewegten.

Ja, man konnte durchaus behaupten, alle verhielten sich irgendwie im positiven Sinne menschlich... so, wie es unserer Meinung nach eigentlich das ganze Jahr über sein sollte. Nur einer war während den ganzen Feiertagen spurlos verschwunden gewesen: Major von Stahl.

Aber das war vermutlich auch besser so. Schließlich hätte er wohl schon allein durch seine bloße Anwesenheit jegliche Form von Unbeschwertheit und Freude im Keim erstickt. Zumindest bei mir.

KAPITEL 13 - Das Ende der Kindheit

Einige Wochen waren seither im neuen Jahr vergangen, als ich eines Nachts einen mir besonders schlimm und ausweglos erscheinenden Traum hatte.

Ich habe ja schon immer viel geträumt, und konnte mich auch oft am anderen Morgen noch an diese Träume erinnern... doch nie zuvor war mir etwas so dermaßen real erschienen.

Alles begann damit, dass ich Lucas Stimme hörte. Er rief meinen Namen, doch im Dunkeln fiel es mir schwer, ihn irgendwo auszumachen.

Ich irrte also umher, bis ich schließlich vor einem mächtigen Holzkreuz stand. Vermutlich war es das selbe Kreuz, das sich bei uns auf dem Dachboden befand... bis auf die Tatsache, dass nicht der König der Juden daran hing, sondern mein Bruder Luca.

Keine Dornenkrone bedeckte sein Haupt, und auch „I.N.R.I.“ hatte niemand auf seine Stirn geschrieben. Nein, dort stand einfach nur „JUDE“... und der große, gelbe Stern an seiner Brust ließ erahnen, dass Luca einzig aufgrund seiner Herkunft als Opfer ausgewählt worden war.

Während ich verzweifelt an seinen Fesseln zerrte und versuchte, ihn loszubinden, füllte sich der Raum mit immer mehr Menschen. Zuerst störte mich ihre Anwesenheit nicht sonderlich.

Doch je näher sie an das Kreuz herantraten, desto größer wurde das Unbehagen in mir.

Die Stricke ließen sich nicht lösen. Sie waren einfach zu stark.

„Versuch es hiermit!“, vernahm ich eine dunkle Stimme dicht hinter meinem Rücken. Es war Major von Stahl, der mir milde lächelnd sein gezacktes, mir auf schmerzliche Weise bekannt gewordenes Messer entgegenstreckte.

„Aber du musst zuerst all diese Menschen töten! Sie werden euch nämlich nicht gehen lassen.“

Ich drehte mich um und starrte in die Runde der im Raum versammelten Personen. Erst jetzt bemerkte ich, dass ich viele von ihnen kannte.

Da waren Hoheim, Karl, Fritz und Dieter. Weiter hinten erkannte ich meinen Vater und meine Mutter, zusammen mit einigen unserer früheren Nachbarn. Selbst der alte Hubschmidt stand mit seiner geschwollenen Nase in der Menge.

„Das kann ich nicht!“, rief ich dem Major zu. Doch er war verschwunden.

Eine erste Gestalt hatte Luca erreicht.

Ich erinnerte mich an ihn. Es handelte sich um Gustav Braun, einen alten Pfarrer, der früher bei uns unterrichtet hatte, mittlerweile aber längst pensioniert war. Gierig fiel er über meinen Bruder her und riss ihm mit bloßen Händen ein Stück Fleisch aus der Schulter.

Ich stand fassungslos daneben, hörte Lucas Schreie... doch es war mir nicht möglich, etwas gegen die Attacke des Pfarrers zu unternehmen.

„Wieso tun sie das?“, brüllte ich ihn an. „Das ist ein Mensch wie sie!“

Für einen Moment hielt er inne, als hätten meine Worte etwas in ihm ausgelöst. Aber dann zuckte er nur mitleidslos mit den Schultern.

„So haben es die Juden mit unserem Heiland doch auch gemacht!“

Verzweifelt blickte ich mich um, in der Hoffnung, irgendwo von Stahl zu entdecken. Oder wenigstens einen anderen zu finden, der mir und Luca beistehen konnte.

Jetzt waren weitere Männer an das Kreuz herangetreten. In einem von ihnen glaubte ich Joseph Goebbels zu erkennen.

„Bitte, Herr Reichsminister! Luca ist mein bester Freund. Tun sie ihm nichts!“

Doch auch er ließ sich von meinen Worten nicht erweichen und riss Luca ein weiteres Stück Fleisch aus dem Leib, bevor er mich mit ausdrucksloser Miene ansah.

„Das deutsche Volk braucht das Fleisch! Oder willst du, dass wir verhungern?“

Fassungslos schüttelte ich den Kopf und ballte wütend die Faust, mit der ich das Messer des Majors umklammerte. Ich war bereit, diesem Treiben Einhalt zu gebieten und sie alle in Stücke zu schneiden.

Doch so weit kam es nicht.

„Kai, was machst du da? Lass sofort das Messer los!“

Es war meine Mutter, die mit herrschender Stimme zu mir sprach. Noch nie zuvor hatte ich sie so reden hören. Eigentlich kannte ich sie nur als liebevolle, wenn auch vielbeschäftigte Person... so dass ich erschrocken, wie von einer mir den Willen raubenden Macht gelenkt, die Klinge fallen ließ.

„Aber Mama, sie töten ihn!“, versuchte ich ihr den Ernst der Lage begreiflich zu machen. „Er ist doch mein Bruder... und ich habe geschworen, immer für ihn da zu sein.“

Ich betete, dass wenigstens sie mich verstehen würde. Doch vergebens.

„Er ist nicht dein Bruder, klar? Du bist ein Einzelkind! Vielleicht ist er ein netter Junge, aber das geht uns nichts an. Denk doch nur mal an das, was die Leute über uns sagen würden, wenn du ihnen das Essen wegnimmst...“

Mittlerweile hatte ich aufgegeben.

Ich hielt mir die Hände vor die Augen, weil ich das alles nicht länger mit ansehen wollte. Doch es half nichts, denn ich konnte die Menge immer noch schmatzen hören. Und als ich mir die Ohren zuhielt, konnte ich sie wieder sehen... wie sie sich über das Kreuz beugten und mit blutigen Mäulern lachend und singend ihre Nation hochleben ließen.

Ich konnte nicht einmal wegrennen. Es war, als hätte ich völlig die Kontrolle über meinen Körper verloren... und so stand ich einfach nur weinend da, bis ich auf einmal einen starken Atem neben mir verspürte.

Unwillkürlich zuckte ich zusammen und starrte auf die schattengleiche Gestalt an meiner Seite. Obwohl sie kaum größer und kräftiger zu sein schien als ich selbst, strahlte sie doch etwas Unheilvolles, Jenseitiges aus.

Da war sie wieder, diese Finsternis, die ich bereits aus früheren Träumen kannte... die mich immer schon zu verschlingen versuchte. Diesmal war ich sogar bereit, mich von ihr aufsaugen zu lassen. Nur, damit ich endlich hier weg konnte und dieses schreckliche Schauspiel nicht länger ertragen musste.

Doch nicht einmal dieses Glück war mir vergönnt, denn die Gestalt blieb seltsam matt und teilnahmslos.

„Wer bist du?“, fragte ich zurückhaltend, bevor sie in einer monotonen, beinahe einschläfernden Stimmlage sagte:

„Du kennst mich. Ich bin der, den sie Janosch nennen.“

Erst jetzt bemerkte ich die Kette aus getrockneten menschlichen Herzen, die der dunkle Schatten wie eine Trophäensammlung an seinem Gürtel trug.

„Du bist doch gegen die Deutschen!“, versuchte ich ihn zu überzeugen. „Warum hilfst du meinem Freund nicht?“

Ich spürte deutlich, wie sich eine eiskalte, unsichtbare Hand langsam nach meinem Körper ausstreckte.

„Wieso hilfst du ihm nicht?“, fragte Janosch vorwurfsvoll.

Doch was hätte ich tun sollen?

„Es sind einfach zu viele.“, murmelte ich niedergeschlagen. „Und es sind keine schlechten Menschen. Sie wissen es nur nicht besser...“

„Ja. Genau wie du!“, erwiderte Janosch, bevor ich urplötzlich einen schmerzhaften Stich verspürte.

Entsetzt erkannte ich, dass das eben noch vor mir auf dem Boden liegende Messer mitten in meiner Brust steckte.

Mir wurde furchtbar warm, und ich konnte regelrecht fühlen, wie das Blut in meinen Adern gerann und meine Gefäße verstopfte. Ich japste nach Luft... aber da war keine Luft mehr. Ich atmete nur noch schwarzes Nichts.

Dann verlor ich das Bewusstsein.

Ich dachte lange und intensiv über diesen Traum nach. Meinen Freunden habe ich jedoch nie davon erzählt. Zum einen, weil ich Luca nicht unnötig belasten wollte, zum anderen wohl auch, weil ich mich dafür schämte, mich in meinem Traum nicht anders verhalten zu haben. Ich fühlte zum ersten Mal, wie hilflos ich eigentlich war. Wie hilflos wir alle waren.

Entsprechend bedrückt war auch meine Stimmung, als wir am darauffolgenden Nachmittag nach der Schule über die schneebedeckten Felder streiften.

Die kalte Luft ließ einem den Atem gefrieren. Ungewohnt zurückhaltend beobachtete ich, wie Alex und Luca ausgelassen herumtollten und sich gegenseitig mit Schneebällen bewarfen.

„Brille ist heute wieder bei seinen neuen Freunden... bei Thomas und diesem Rainer.“, erzählte Alex belustigt, als die beiden schließlich schwer schnaufend eine Pause einlegten. „Die büffeln selbst abends noch wie die Blöden.“

„Ja, weil sie später mal in Heidelberg studieren wollen, wie es Rainers Bruder tut.“, ergänzte Luca, worauf Alex nur verständnislos mit dem Kopf schütteln konnte.

„Die halten sich für was Besseres. Allein das ist doch wohl ein Grund, niemals studieren zu wollen, oder?“

„Ach was!“ wiegelte ich ab. „Paul ist doch eigentlich schon ganz in Ordnung. Dass er sich neue Freunde gesucht hat, nachdem wir ihn in letzter Zeit so oft allein im Zimmer sitzen ließen, ist doch eigentlich ziemlich verständlich, oder? Vielleicht wäre er jetzt auch einer von uns, wenn wir ihm die Chance dazu gegeben hätten.“

„Du vertraust ihm?“

Alex sah mich kritisch an.

„Hey, ich vertraue nur euch! Das weißt du ganz genau.“, meinte ich mich lautstark rechtfertigen zu müssen. Dabei wollte Alex ganz offensichtlich viel eher hören, dass wir auch Paul in unser Geheimnis einweihen sollten, denn er zuckte nur gleichgültig mit den Schultern. Doch wie hätte ich diesem Vorhaben zustimmen können, wo doch jeder neue Mitwisser nur eine neue Gefahrenquelle für Luca darstellte? Jedenfalls wollte ich keinen weiteren mehr in die Sache mit reinziehen. Ob Paul nun zuverlässig gewesen wäre oder nicht war da für mich überhaupt nicht von Bedeutung.

Wir liefen einige hundert Meter am Ufer eines kleinen, eisumsäumten Baches entlang, bis wir schließlich zu einem alten Holzsteg kamen.

Die anderen saßen vermutlich längst alle beim Abendbrot, und es begann bereits zu dämmern... doch wir hatten noch keine Lust, jetzt schon in die geordnete Welt aus Zwängen und Regeln zurückzukehren. Viel lieber genossen wir dieses Gefühl der Freiheit, das hier draußen auf den Feldern bei jedem Schritt zu spüren war.

Alex begann, auf einem der schmalen Balken zu balancieren, während Luca nachdenklich an einem Baum lehnte und einen kleinen Stock betrachtete, den er zuvor am Wegrand aufgegriffen hatte.

Ich war unterdessen in die Hocke gegangen und beobachtete das Wasser... wie es leise und klar seiner Bestimmung folgte. Es gehorchte einfach nur den Gesetzen der Schwerkraft. Es sagte sich nicht: „Ich will den Berg lieber hinauf statt hinunter fließen!“

Nein, es plätscherte widerstandslos dahin, wo es von der Natur vorgesehen war... und so lange die Menschen den Bach nicht kanalisiert und in eine unnatürliche Bahn drängen wollten, würde es auch keine all zu schlimmen Überschwemmungen auslösen.

Irgendwie kam mir dabei der Gedanke, dass wir alle nur machtlos unserer Bestimmung folgten. Dass wir nicht viel mehr als Wasser waren, das durch ein Flussbett floss... besser

gesagt, durch einen Kanal, den andere lange vor unserer Zeit in die Erde gegraben hatten. Welche Chance blieb da schon dem Einzelnen, einen eigenen, einen anderen Weg zu wählen? Deprimiert sah ich zu meinen Freunden.

„Was werden wir machen, wenn das alles hier vorbei ist, Jungs... was denkt ihr? Ich meine, nach der Schule und so. Wohin wird uns unser Weg führen?“

Mit einem eleganten Sprung hüpfte Alex vom Steg und klammerte sich fest an meine Schulter.

„Ist doch egal, Mann! Wir bleiben zusammen, und nur das zählt. Oder etwa nicht?“

„Klar.“, bestätigte Luca knapp, bevor er sich einen Schneeball griff und diesen wuchtig gegen den nächsten Baum schleuderte.

Es war ihm deutlich anzumerken, dass er am liebsten gar nicht an ein Morgen denken wollte.

„Wisst ihr...“, überlegte ich. „Mein Vater hat gute Beziehungen. Auch ins Ausland. Vielleicht könnte der uns ja helfen.“

Ich glaubte zwar selbst nicht so recht, dass mein Vater für einen mit seinem Sohn befreundeten Juden seine Stellung in der Gesellschaft riskieren würde... aber irgendeine Lösung musste es doch schließlich geben. Zumal ja keiner von uns sagen konnte, wie lange es noch notwendig war, dieses gefährliche Versteckspiel weiterzuspielen.

Desillusioniert senkte Luca den Kopf und blickte auf die neuen, für ihn jedoch fast ein wenig zu großen Stiefel, die er vor einigen Wochen von mir bekommen hatte.

„Wach auf, Kai! Die Sache ist doch die: Wenn der Krieg vorbei ist, gibt es für eine Hälfte von uns keine Zukunft mehr. Für mich... oder für euch.“

„Du meinst, wenn Deutschland verliert?“

Er hatte ja Recht. Man würde mit uns Deutschen wohl genauso umgehen wie wir mit den Juden. Zumindest dachte ich das damals.

„Ist doch kein Problem!“, erwiderte Alex überzeugt. „Dann verkleiden Kai und ich uns als Juden, du bringst uns ein paar Gebete bei. Und das mit der Beschneidung... na ja, da müssen wir dann wohl durch.“

Luca lächelte still. Alex schaffte es doch immer wieder, mit seinen Sprüchen jede noch so trübe Stimmung aufzuheitern.

„Das, was Cowboy sagt, stimmt!“, warf ich ein. „Wir haben uns, und das wird uns keiner jemals nehmen können.“

„Ja... komm schon, Luca! Du wirst deine Freunde doch nicht hängen lassen.“

Natürlich konnte Luca daraufhin gar nicht anders, als uns beizupflichten.

„Was denkt ihr denn? Ich gehe mit euch bis ans Ende der Welt, wenn es sein muss!“

Er meinte es zweifellos ehrlich. Dennoch spürte ich deutlich, dass er an der Unzerstörbarkeit unserer Freundschaft zweifelte.

Ich wusste das, weil auch ich Zweifel empfand. Ein jeder von uns war nur ein Mensch und konnte im entscheidenden Moment versagen oder die falschen Prioritäten setzen. Ganz wie in meinem letzten Traum. Und auch wenn ich mir geschworen hatte, niemals zuzulassen, dass Luca von wem auch immer ans Kreuz genagelt wurde... da war diese tiefe Angst in mir, dass ich im Ernstfall nicht das Geringste dagegen unternehmen konnte.

Nachdenklich betrachtete ich meine Hand. Mittlerweile war sie wieder voll einsatzfähig. Nur eine lange Narbe auf dem Handrücken zeugte noch von der schmerzhaften Lektion des Majors.

Schon seltsam, wie sich alles verändert hatte.

„Ist doch schick! Macht dich zu was ganz besonderem...“, murmelte Alex, bevor er mir aufmunternd auf die Schulter klopfte.

Ich nickte.

„Ja, ich weiß. Es ist nur... ich musste gerade daran denken, wie vergänglich alles ist.“

Ich versuchte, mich an den Kai zu erinnern, der ich zu Beginn des Schuljahres gewesen war. Der nette, unbeschwerte Sohn reicher Eltern, der sich auf das Erwachsenwerden freute, Bammel vor der nächsten Klausur hatte und alles, was er nicht verstand, am liebsten weit von sich weg schob.

Er erschien mir auf einmal unsagbar fremd.

„Hat allerdings auch seine Vorteile, dass manche Dinge vergehen...“, sinnierte Alex. „Mein Kater von heute Morgen, deine Jungfräulichkeit, oder die Zeit, die wir auf dieser gottverdammten Schule verbringen müssen...“

„Hast du denn gar keine Angst, dass auch all die schönen Sachen vergehen könnten?“, fragte ich Alex.

Der sah mich nur verständnislos an.

„Ich war sieben Jahre alt, als meine Mutter an einer Lungenentzündung starb. Davor lag sie jahrelang nur im Bett. Ich bin quasi mit der Vergänglichkeit aufgewachsen... also erzähl mir nichts von...“

Weiter kam er nicht, denn eine von Luca abgefeuerte Ladung Neuschnee landete mitten in seinem Gesicht.

„Ich wollte das mit der Vergänglichkeit testen.“, erwiderte Luca grinsend, als ihn Alexs empörter Blick traf.

„An dem Schneeball?“, fragte Alex verwundert.

„Nein... an unserer miesen Laune!“

Luca stürmte auf uns zu und schleuderte eine zweite Kugel dich über meinen Kopf hinweg. Ich lächelte und bückte mich, um ebenfalls ein Geschoss fertig zu stellen.

„Pass auf, Jude!“, scherzte ich. „Du wirst dir an unseren stolzen arischen Körpern die Zähne ausbeißen.“

„Wie du meinst, Arier!“, rief Alex, bevor mich sein Schneeball knapp unterhalb des Kragens erwischte. „Aber du bist leider auf dich alleine gestellt. Denn ich kämpfe für Amerika! Und Amerika ist ne Nummer zu groß für dich.“

Da war es wieder, dieses unbeschwerte Gefühl der Kindheit. Für einige kurze Momente konnte ich mich seinem trügerischen Zauber nicht entziehen.

Ich wurde eins mit der von Gelächter erfüllten, eisklaren Luft... ließ das Leben mitsamt aller Sorgen wie einen von Alexs Schneebällen an mir abprallen.

Am liebsten wollte ich mich für immer in dieser Unbefangenheit verlieren.

Keiner von uns hat damals geahnt, dass es unser letzter gemeinsamer Abend auf dem Internat werden sollte.

Aber selbst, wenn wir es gewusst hätten... ich denke, wir hätten ihn keinen Deut besser begehen können.

KAPITEL 14 - Einbruch der Welt

Das aufdringliche Brummen von Motoren und lautes Geschrei, das vom Hof her durch unser Fenster drang, riss uns aus unserem wohlverdienten Wochenendschlaf.

Müde wälzte ich mich in meinem Bett und wünschte mir nichts sehnlicher, als dass endlich jemand diesen verdammten Lärm abstellen würde... denn schließlich war es in der Nacht zuvor wieder einmal ordentlich spät geworden.

Ich hörte, wie Alex aus seinem Bett stieg und zum Fenster stolperte, während er irgendetwas Unverständliches vor sich hin brabbelte, was wohl noch auf den ausgeprägten Alkoholkonsum des Vorabends zurückzuführen war.

Doch auf einmal wirkte er hellwach.

„Gestapo!“, hörte ich ihn aufgeregt rufen, nachdem er einen Blick nach draußen geworfen hatte.

Sofort war auch meine Müdigkeit wie weggeblasen. Ich sprang erschrocken auf und drückte ihn zur Seite, um erkennen zu können, was unten im Hof vor sich ging.

Da parkte ein schwarzer Personenwagen, der tatsächlich die Vermutung nahelegte, dass es sich dabei um ein Dienstfahrzeug des Geheimdienstes handelte. Daneben standen zwei wuchtige Lastwagen, aus denen just in diesem Moment zahlreiche uniformierte Soldaten sprangen und begannen, sich wie ein Schwarm fleißiger Ameisen über das gesamte Schulgelände zu verteilen.

Auch Paul und Luca waren jetzt aufgestanden und warfen ebenfalls einen Blick auf das rege Treiben unter uns.

„Was ist denn hier los?“, fragte Paul überrascht. „Führen die hier eine Übung für den Ernstfall durch?“

Als wir nur unschlüssig mit den Schultern zuckten, zog er sich zügig seine Hose an und beschloss, sich an anderer Stelle kundig zu machen.

„Ich geh jetzt mal runter und sehe mich ein bisschen um. Kommt ihr auch mit? So etwas bekommt man hier schließlich nicht alle Tage geboten!“

„Nein, lass mal.“, meinte ich verunsichert, ohne mich zuvor noch mit meinen Brüdern beraten zu müssen. „Wir schauen uns das Ganze lieber von hier oben an.“

Paul nickte hastig und streifte sich sein Hemd über.

„Na, wenn ihr meint.“

„Sag es uns, wenn du was rausgekriegt hast!“, rief ihm Alex noch hinterher, obwohl Paul bereits die Tür hinter sich ins Schloss fallen ließ. Ich konnte nicht mit Sicherheit sagen, ob er Alex überhaupt noch gehört hatte.

„Die machen alles total dicht!“, bemerkte Luca nervös. „Was geht da unten nur vor?“

„Vielleicht werden wir angegriffen.“

Ich konnte ja auch nur Vermutungen anstellen. Alles was ich wusste, war, dass mir die ganze Sache nicht sonderlich gefiel. Der Staat, die Kontrollen, die Diktatur... das alles war immer so weit weg gewesen, als würden wir in einem völlig anderen Land leben. Doch auf einmal stand all das, worüber wir uns nie wirklich Gedanken zu machen brauchten, direkt vor unserer Tür.

Unten im Hof kehrte langsam wieder Ruhe ein. Ein paar Soldaten hatten das Tor verschlossen und waren mit ihren Gewehren im Anschlag davor in Stellung gegangen. Von den Gestapoleuten, die mit ihrem Dienstfahrzeug gekommen sein mussten, war hingegen nirgendwo etwas zu sehen.

Allmählich machte sich in mir eine tiefe Beklemmung breit. Was, wenn sie nun plötzlich in unser Zimmer gestürmt kämen, um eine Ausweiskontrolle durchzuführen?

Natürlich redete ich mir ein, dass sich die Gestapo ganz sicher nicht für ein paar Internatsschüler interessieren würde, noch dazu, wo sie mit einer halben Kompanie angerückt waren... aber man sah mir wohl dennoch deutlich an, wie viel Kopfzerbrechen mir das alles bereitete.

„Hey, die haben sicher was Besseres zu tun, als sich um uns zu kümmern.“, versuchte mich Alex zu überzeugen, und legte behutsam seine Hand auf meine Schulter.

„Denkst du, das weiß ich nicht?“

Ich bemühte mich darum, gelassen und sicher zu wirken... schon allein, um Luca nicht noch mehr zu beunruhigen. Denn ich beobachtete aus den Augenwinkeln, wie er apathisch aus dem Fenster starrte, als würde er auf irgendetwas Unvermeidliches warten.

Dann wurde die Tür aufgerissen.

Zum Glück war es nur Paul. Er atmete schwer. Offenbar war er den ganzen Weg nach oben gerannt.

„Wir müssen... uns alle... in einer halben Stunde in der Mensa versammeln!“, keuchte er, während er sich den angesammelten Schweiß aus dem Gesicht wischte.

„Haben die auch gesagt, wieso?“, fragte Alex das, was uns alle brennend interessierte.

Paul versuchte, wieder etwas zu Kräften zu kommen, und ließ sich erst mal erschöpft auf sein Bett fallen.

„Ihr... ihr werdet's nicht glauben. Wir haben Juden an unserer Schule!“

Ich zuckte unwillkürlich zusammen. Es war, als zog mir jemand aus purer Boshaftigkeit den Boden unter den Füßen weg.

„Juden?“, stammelte ich. „Wie ist es möglich, dass...“

Paul unterbrach mich, bevor ich weiterreden konnte.

„Die haben anscheinend irgend so nen Fahrer verhaftet. Der hat ausgeplaudert, dass er geholfen hat, hier einen jüdischen Jungen zu verstecken. Tja, und jetzt vermuten die allen Ernstes, unsere Schule wäre so etwas wie ein Widerstandsnest. Gerade unsere Schule... dass ich nicht lache!“

Zitternd krallte ich mich an Lucas Schulter fest.

Nur Alex schien noch einen klaren Kopf bewahrt zu haben.

„Weiß man denn schon, um wen es sich bei diesem angeblichen Juden handeln soll?“, hakte er wie selbstverständlich nach.

Paul schüttelte nur ratlos den Kopf.

„Nein, anscheinend nicht. Aber einer der Gestapomänner meinte, dass sie das schon rauskriegen würden.“

Wie auf Kommando blickten Alex und ich zu Luca. Ich betete, dass dies nur ein böser Traum war.

„Das ist nicht eure Sache.“, murmelte Luca leise.

Alex wehrte sich energisch.

„Sag das nicht! Natürlich ist es das! Uns wird schon was einfallen, nicht wahr, Kai?“

Was sollte ich darauf nur erwidern? Für mich stand ohnehin fest, dass jetzt alles gelaufen war.

„Vielleicht... vielleicht... wenn sie hier nur Deutsche finden...“, stotterte ich panisch, „dann denken sie vielleicht, ihr Informant hat gelogen und ziehen wieder ab.“

Natürlich glaubte ich das selbst nicht... aber irgendetwas musste ich doch sagen.

Ich schritt nervös auf und ab, ähnlich wie ein Todeskandidat, der auf seine Hinrichtung wartete. Und in gewisser Weise war dieses Bild ja auch gar nicht so verkehrt.

„Was macht ihr denn für nen Stress, Leute?“, grinste uns Paul fragend an. „Kann uns doch egal sein. Schließlich haben ja nicht wir den Juden auf der Bude!“

Doch als Paul unsere eisigen Gesichter bemerkte, stockte er.

„Äh, Paul... ehrlich gesagt...“, begann Alex vorsichtig zu erklären. Jedoch schien er irgendwie nicht so richtig zu wissen, was er eigentlich sagen wollte, und so sprang ich für ihn ein.

„Also, das ist so... wir...“

„Haben wir doch nicht, oder?“

Das Lächeln war längst von Pauls Mundwinkeln gewichen, als er den Ernst der Lage erkannte.

„Bitte sagt, dass wir keinen Juden auf unserer Bude haben...“

Luca warf ihm einen düsteren Blick zu.

„Doch, wir haben.“, bestätigte er schließlich nach einer kleinen Denkpause. „Übrigens, ich heiße Luca-Julian Goldmann.“

„Scheiße, scheiße, scheiße!“ schrie Paul wie von Sinnen und schlug mit den Fäusten auf seine Matratze ein. „Verdammt, jetzt kapier ich erst, warum ihr immer unter euch sein wolltet. Scheiße, ich Idiot!“

Ich deutete mit den Händen an, dass er sich wieder zusammenreißen sollte. Schließlich brauchten die Nazischergen ja nicht schon vorzeitig auf uns aufmerksam zu werden. Vor allem, da mir endlich ein letzter noch möglicher Ausweg eingefallen war.

„Ihr wartet hier!“, befahl ich den anderen. „Ich gehe zu Major von Stahl. Nur er kann uns jetzt noch helfen.“

Mir gefiel dieser Plan zwar selbst nicht besonders... gerade, wenn ich daran dachte, was er beim letzten Besuch in seinem Zimmer mit meiner Hand angestellt hatte.

Aber das war wohl unsere einzige Chance.

„Der Major? Seid ihr noch ganz dicht?“, tobte Paul, der sich offensichtlich ziemliche Sorgen um uns machte, fassungslos.

Alex legte ihm vorsichtig die Hand auf den Mund und flüsterte beruhigend:

„Er hat uns schon einmal geholfen. Vielleicht weiß er einen Rat.“

„Er weiß, dass ich Jude bin.“, erklärte Luca mit ausdruckslosen Augen.

Ich konnte nicht zulassen, dass mein Alptraum Wirklichkeit wurde! Sie durften ihn nicht kriegen... nicht Luca, der in seinem ganzen Leben noch nie auch nur einer Fliege etwas zuleide getan hatte.

Am liebsten hätte ich ihn jetzt in den Arm genommen und festgehalten, doch dazu blieb keine Zeit mehr. So warf ich ihm lediglich ein letztes angespanntes Lächeln zu, bevor ich so schnell ich konnte losrannte... denn mir war klar, dass nun jede Sekunde zählen würde.

Ich spurtete durch die engen Gänge, während ich mir verzweifelt überlegte, was ich von Stahl eigentlich sagen wollte.

Unterwegs prallte ich unsanft mit einigen aufgeregt vor ihren Zimmern stehenden Mitschülern zusammen. Einer von ihnen empörte sich lautstark. Doch ich rappelte mich bloß wortlos auf und rannte weiter.

Obwohl ich die Gesichter deutlich erkennen konnte, war es mir nicht möglich, sie irgendwelchen Namen zuzuordnen. Es kam mir vor, als ob vor meinen Augen ein außer Kontrolle geratener Film ablief, in dem ich als Hauptdarsteller unsanft von einer Szene in die nächste gerissen wurde... ohne Rast, ohne Möglichkeit zur Besinnung, ohne Drehbuch.

Die Tür des Majors war nicht verschlossen.

Sofort, nachdem ich eingetreten war, strömte mir wieder dieser verbrauchte, modrige Geruch entgegen. Fast schien es, als sei es noch die Luft vom letzten Jahr gewesen... dieselbe, die ich schon bei meinem letzten Besuch eingeatmet hatte. Gewundert hätte mich das ehrlich gesagt auch nicht weiter, denn sogar die Flaschen auf dem Tisch schienen ihre Position nicht verändert zu haben.

Aus einem wohl ziemlich teuren Plattenspieler in der Ecke, der mir bisher noch gar nicht aufgefallen war, tönte leise Musik. Irgend ein französischer Chanson oder so etwas in der Art... jedenfalls nichts, was mir bekannt vorgekommen wäre.

Obwohl ich mir wirklich Mühe gab, hatte ich anfangs große Schwierigkeiten, den Major durch die dicken, im Zimmer hängenden Rauchschwaden hindurch ausfindig zu machen. Erst, als ich mich an den in meinen Augen kratzenden Qualm gewöhnt hatte, erkannte ich ihn. Er saß mit dem Rücken zu mir in seinem Sessel. Als ich über seine Schulter schielte, fiel mir zuallererst die Fotografie eines fröhlich lachenden Mädchens auf, die der Major geradezu andächtig in der Hand hielt.

„Siehst du das Kind auf dem Bild?“, fragte er urplötzlich, ohne dass er hätte sehen können, wer da überhaupt in sein Zimmer gekommen war.

Verwirrt trat ich einen Schritt näher an ihn heran.

„Ja... wer ist sie?“

Offensichtlich schien den Major irgendetwas an ihr ziemlich zu faszinieren.

„Ich weiß nicht, wer sie ist.“, erklärte er fast ein wenig niedergeschlagen. „Aber ich möchte, dass sie immer so glücklich sein kann wie auf diesem Foto.“

Alles, was von Stahl sagte, seine ganze Erscheinung, schien ein einziger Widerspruch zu sein. Ich beschloss, nicht weiter darauf einzugehen, und wippte ungeduldig hin und her. Er musste doch wissen, dass die Gestapo im Haus war! Warum konnte er nicht endlich zur Sache kommen?

Jetzt erst drehte er sich langsam in meine Richtung und musterte mich eindringlich... so, als ob ich ihm gerade eben zum allerersten Mal begegnet wäre.

„Manche sind Opfer, und manche sind Täter.“, begann er schließlich ungewohnt in sich gekehrt zu sprechen. „Manche wollen Wissen erwerben, während andere nur noch vergessen wollen... und wieder andere sind einfach so wie dieses Mädchen. Warum, denkst du, ist das so? Spielen wir die Rolle, die wir im Leben spielen, weil es so vorherbestimmt ist? Oder sind wir nur rein zufällig in eine Grube voller hungriger Wölfe gefallen?“

Er schien wirklich von mir zu erwarten, dass ich mich jetzt ernsthaft mit dieser Frage auseinandersetzte, wie in einer beschissenen Schulstunde... nur war mir im Moment verständlicherweise überhaupt nicht danach zu Mute, mit irgendjemandem über den Sinn meiner Existenz zu philosophieren.

„Bitte, Herr Major! Es muss einen Ausweg geben. Sie wissen doch, was los ist, nicht wahr? Bitte helfen sie uns!“

„Euch helfen... helfen...“

Von Stahls Stimme wurde immer leiser.

„Helfen zu sterben... ja... Wollt ihr das Licht sehen? Ich habe es gesehen! Doch ich blieb standhaft, wie eine deutsche Eiche.“

Er rülpste, und ich bildete mir ein, dass allein sein Atem ausreichen würde, um mich hoffnungslos betrunken zu machen. Dann sank sein Kopf müde nach vorne.

War er der, der er sonst auch war? Oder hatte sein Verstand unter dem Alkoholeinfluss Schaden genommen? Ich vermochte es nicht mit Sicherheit zu sagen. Alles was ich wusste, war, dass er meiner Meinung nach ausgesprochen unpassend auf die ernste Situation reagierte. Gerade, wo er uns doch bisher immer zu decken schien.

„Sie haben einmal gesagt, ich müsste mich für eine Seite entscheiden. Schön... das habe ich jetzt getan!“, schrie ich wütend. „Jetzt sind sie dran, verdammt noch mal! Sie wussten doch die ganze Zeit über genau, dass Luca ein Jude ist. Ich kann einfach nicht glauben, dass sie das jetzt so absolut kalt lässt!“

Gespentisch langsam hob er den Kopf. Erst jetzt wurde mir bewusst, wie bleich und verschwitzt sein Gesicht war. Da war nicht mehr viel von dem edlen Drachentöter zu erkennen, der noch vor ein paar Tagen gottgleich durch unsere Reihen schritt.

„Diese Frage... ich muss noch einmal eine Antwort auf sie finden.“, lallte er. „Ich habe sie mir schon so oft gestellt, habe auch schon oft einen Ausweg gefunden. Aber ich vergesse ihn jedes Mal wieder... immer und immer wieder. Ich glaube, Erlösung gibt es für uns Wikinger nur in Walhalla!“

Das war zu viel für mich. Ich ließ ihn empört alleine und beschloss, niemals ein Kriegsheld zu werden... denn das musste einem ganz offensichtlich ziemlich an die Psyche gehen.

Während ich mich ratlos auf den Rückweg machte, schossen mir tausend Gedanken durch den Kopf.

Wie würden wir hier nur wieder rauskommen? Die Soldaten hatten doch alles abgeriegelt. Ich dachte an den Ausstieg aus dem Fenster... unten, in meinem alten Zimmer, wo wir uns früher des nachts immer davongeschlichen hatten. Doch davor hatten sie sicher auch schon längst eine Wache postiert.

Wenn ich nur darauf gekommen wäre, was mir der Major sagen wollte. Ich war mir sicher, dass ein Mann wie von Stahl nicht so betrunken sein konnte, dass er überhaupt nicht mehr in der Lage war, klar zu denken. Er dachte vermutlich auch im größten Suff noch mehr als wir anderen zusammen, wenn wir nüchtern waren... das hatte ich einfach so im Gefühl.

Frustriert schleppte ich mich die Stufen hinauf.

Was hatte ich eigentlich erwartet? Dass uns der Major in seinem Zimmer eine Geheimtür zeigen würde, durch die wir verschwinden konnten? Oder dass er uns einen vom Führer persönlich ausgestellten Passierschein übergab?

Erst jetzt kam in mir der Gedanke auf, dass ich mir den Weg von vorneherein hätte sparen können.

Als ich auf unserer Bude ankam, stand die Tür sperrangelweit offen. Davor hatte ein grimmig dreinschauender Uniformierter Stellung bezogen.

Ich realisierte sofort, dass es nun endgültig zu spät war.

„Lassen sie mich durch! Das ist mein Zimmer!“, schnauzte ich den großgewachsenen Soldaten an... merkwürdigerweise ohne auch nur die geringste Angst vor ihm zu haben. Angst hatte ich in diesem Moment einzig und allein um Luca.

Widerwillig machte er mir schließlich Platz und stieß mich beinahe gewalttätig hinein, bevor er die Tür hinter mir zuknallte.

Zuallererst erblickte ich Herrn Hoheim. Er stand mitten im Zimmer und hielt nachdenklich eines von Lucas Büchern in der Hand. Dahinter saß Paul heulend auf seinem Bett und hielt stützend die Hand an Alexs Kopf. Der blutete aus einer dicken Platzwunde an der Stirn. Sein Gesicht war blau angeschwollen und zerkratzt.

Sofort stürzte ich zu den beiden, ohne noch einen weiteren Gedanken an unseren anwesenden Rektor zu verschwenden.

„Verdammt, Brille... was ist denn nur passiert?“, fragte ich, während ich erleichtert feststellte, dass Alex noch bei Bewusstsein war und mich mit seinen Augen fixierte.

Paul hatte Schwierigkeiten, einen vernünftigen Satz herauszubekommen.

„Die Soldaten haben Luca... Cowboy wollte sie aufhalten, aber einer von ihnen hat ihn mit seinem Gewehrkolben niedergeschlagen.“

„Die haben ihn mitgenommen, Kai.“, flüsterte Alex leise. „Ich konnte nichts tun.“

Tröstend griff ich nach seiner Hand.

„Ist ja gut. Du hast es versucht.“

Ich verspürte auf einmal einen gewaltigen Hass in mir aufsteigen. Hass auf all diejenigen, die in unsere kleine heile Welt eingedrungen waren, um sie genauso kaputt zu machen wie ihre große Erwachsenenwelt.

Wie waren die nur so schnell auf Luca gekommen? Ich war keine zehn Minuten weg gewesen. In der Zeit konnten die unmöglich jedes Zimmer durchsucht haben.

Mein wütender Blick fiel auf Hoheim.

„Was haben sie getan? Verdammt, was haben sie getan?“

Er wandte sich wie ein glitschiger Aal. Um so lächerlicher erschien es mir, dass er immer noch penibel darum bemüht war, auf uns wie ein Vorbild zu wirken.

„Es war das Beste so, Kai.“, antwortete er beschwichtigend. „Schadensbegrenzung, verstehst du? Die... die würden doch ohne einen Schuldigen niemals wieder von hier abziehen.“

Also so war die ganze Sache gelaufen. Unser feiner Rektor hatte sich mit dem Verrat an Luca sein Leben freigekauft! Ich hätte ihm ins Gesicht schlagen können. Doch das hätte jetzt auch nicht mehr das Geringste geändert.

„Luca ist nicht schuldig! An gar nichts! Schuldig sind all jene, die so etwas einfach geschehen lassen. Ich hoffe, wenn wir den Krieg verlieren, hängen die Amis jeden auf, der tatenlos dabei zugesehen hat, wie vor seinen Augen solches Unrecht geschah.“

Meine Stimme wurde immer leiser. Ich erkannte, dass wir nur Kinder waren. Kinder, die sich den Erwachsenen fügen mussten, die selbst wiederum nur Sklaven ihres beschissenen Systems waren.

„Am Ende wird alles wieder gut werden!“, versuchte uns Hoheim ungeschickt zu beruhigen.

„Und was, meinen sie, machen die mit Luca?“

Alex warf ihm einen strafenden Blick zu, dem der Rektor sichtlich beschämt auswich.

„Ich weiß es nicht... und ich will es auch gar nicht wissen.“

Wegsehen und Verdrängen... das schien seine Antwort auf alles zu sein.

Ich fragte mich, wie viele Menschen sich jeden Tag einredeten, nichts dagegen unternehmen zu können. Und ich war mir sicher, dass diese Menschen alle zusammengenommen die Mehrheit stellen würden. Nur sprach keiner aus, was er wirklich in seinem Innersten empfand. So lebten Millionen Menschen in dem lähmenden Trugschluss, alleine zu sein, nebeneinander her.

Hoheim tupfte sich mit einem seidenen Taschentuch den Schweiß von der Stirn.

„Die Herren von der Gestapo haben sich ins Lehrerzimmer zurückgezogen, um Luca zu befragen. Wollen wir hoffen, dass er nicht erzählt, was für ein aufsässiges Gedankengut in diesem Zimmer offensichtlich gepflegt wird!“

„Scheiße... was machen wir nur?“, schluchzte Alex, der sich langsam nach vorne gebeugt hatte und mich nun verzweifelt ansah. „Kai, wir haben es doch geschworen. Wir haben geschworen, dass wir zusammenbleiben. Egal, was auch immer geschehen mag! Und jetzt... ist das alles nur Wunschdenken von ein paar unmündigen Kindern gewesen?“

Ich wusste genau, was Alex in dem Moment durchmachte, denn mir ging es keinen Deut anders.

Eine Weile war ich wie paralysiert. Gedankenketten schossen durch mein Gehirn, Ideen entstanden und wurden in Bruchteilen von Sekunden wieder verworfen.

Ich dachte an meinen Vater, der ein guter Mensch war und sicher schon längst wusste, was die Nazis in unserem Land anrichteten... der mich von all dem fernhalten wollte, und nun doch genau das Gegenteil davon erreicht hatte.

Ich dachte an die schweigenden Massen, die ihre Meinungen lieber für sich behielten, und ich erinnerte mich an die gewaltigen Aufmärsche, die Fackelzüge und Kundgebungen, die sie immer in den Wochenschauen zeigten. Es war schon deprimierend, wie klein und ohnmächtig darin ein einzelner Mensch erschien. Wie konnte man es den braven Bürgern da verübeln, dass sie ihr wenigstens bisschen Freiheit nicht auch noch aufs Spiel setzen wollten?

Aber dann fiel mir wieder Major von Stahl ein.

Wenn er in meiner Lage gewesen wäre... er hätte hier alles niedergebrannt und seinen Freund gerettet, da war ich mir sicher. Ein Mann wie von Stahl würde sich niemals von irgendwelchen Duckmäusern wie Hoheim einlullen lassen. Er würde vielmehr tun, was getan werden musste, und das ungeachtet der Konsequenzen. Denn er würde lieber tot sein wollen, als alles zu verleugnen, was ihm heilig war.

Ich kann nicht genau sagen, wieso... aber dieser Gedanke verlieh mir mit einem Male eine ungeheure Kraft.

KAPITEL 15 - Widerstand

„Kai, sag doch was!“, versuchte mich Alex aus meinen Gedanken wachzurütteln. „Unsere Pläne für die Zukunft... die Zeit, in der wir Brüder waren... es kann doch nicht sein, dass das alles auf einmal keine Bedeutung mehr haben soll!“

Hoheim legte beruhigend seine Hand auf Alexs Schulter, doch der schüttelte sie nur angewidert ab.

„Es ist vorbei, Alex. Behaltet Luca so in Erinnerung, wie ihr ihn gekannt habt. Und macht euch keine Vorwürfe! Ihr habt euch menschlich wirklich vorbildlich verhalten. Ich bin stolz auf euch.“

„Nein!“, rief ich auf einmal, mit einer Stimme, die auch die Stimme des Majors hätte sein können, und trat entschlossen auf den Rektor zu. „Sie können sich ihr humanistisches Geschwätz von mir aus in den Arsch schieben! Luca ist nicht irgendeine verdammte Erinnerung... er ist einer von uns. Und ob es ihnen passt oder nicht: Wir werden ihn jetzt zurückholen!“

Alex grinste, als hätte er schon eine ganze Weile darauf gewartet, diese Worte aus meinem Mund zu hören... wohingegen Hoheim nur ungläubig den Kopf schütteln konnte.

„Du hast wohl den Verstand verloren! Ich werde euch hier einschließen, bis sich alles wieder normalisiert hat. Zu eurer eigenen Sicherheit!“

Er wollte sich hastig an mir vorbeidrücken. Doch der kleine hölzerne Hocker, der eben noch vor der Fensterbank gestanden hatte und jetzt über seinem Schädel auseinanderbrach, bereitete Hoheims Vorhaben ein jähes Ende.

Verwirrt beobachtete ich, wie der Rektor zu Boden ging und den Blick auf Paul freimachte. Der stand mit einer Miene, in der sich Wut und Empörung widerspiegelten, direkt hinter ihm, und schnaufte dabei wie eine alte Dampflok.

Es fiel mir sichtlich schwer, meinen Augen zu trauen.

Paul hatte den Schlag ausgeführt! Präzise und kraftvoll, als ob er nie etwas anderes getan hätte.

„Meint ihr etwa, ich will den Rest des Schuljahres dieses Zimmer alleine bewohnen? Das wäre ziemlich öde ohne euch!“, erklärte er Alex und mir entschlossen, als er unsere überraschten Gesichter bemerkte.

Aber Paul war nun wirklich der Letzte gewesen, dem wir eine solche Gewalttat zugetraut hätten.

„Jetzt schaut mich nicht an wie die Osterhasen! Holen wir Luca nun raus oder nicht?“, fragte er ungeduldig.

„Darauf kannst du wetten!“, bestätigte Alex. „Wird Zeit, den Erwachsenen klarzumachen, dass wir jungen Hüpfen uns nicht alles gefallen lassen!“

Ich schielte argwöhnisch zur Tür.

Doch meine Sorge war offenbar unbegründet, denn noch schien niemand etwas von dem Tumult in unserem Zimmer mitbekommen zu haben.

Alex band Hoheims Hände mit einem Gürtel auf dessen Rücken zusammen und zog ihn in den hinteren Teil des Raumes. Der Rektor ließ es geschehen, ohne sich in irgendeiner Weise zur Wehr zu setzen. Wie es aussah, war er jedoch nicht ernsthaft verletzt worden.

„Hast du so was schon mal gemacht?“, fragte ich Paul, als ich die zerstörten Reste des Hockers betrachtete, die er immer noch verkrampft in seinen Händen hielt.

„Nein... Aber es hat irgendwie gutgetan.“

Er brach eines der Stuhlbeine aus dem kaputten Stück Holz heraus und streckte es bewundernd in die Höhe.

„Meinst du, du kriegst das noch einmal hin?“, wollte ich mit erneutem Blick auf die Tür wissen.

Wir mussten einen Weg finden, dem dahinter stationierten Soldaten die Pistole zu entreißen, die er in seinem Gürtelhalter trug. Dann hatten wir vielleicht eine gute Chance, nicht gleich an der ersten Ecke überwältigt zu werden.

„Warte!“, flüsterte Hoheim, darum bemüht, nicht zu laut zu reden, um einem Knebel in seinem Mund vorzubeugen. „Das ist gegen jede Vernunft. Ihr habt doch alles noch vor euch. Geht nicht! Werft nicht einfach sinnlos euer Leben weg!“

Ich hielt inne und starrte verächtlich zu ihm zurück. Für mich war es auf einmal selbstverständlich, das zu tun, was wir taten... und ich konnte nicht anders, als ihm das noch einmal deutlich ins Gesicht zu sagen.

„Kapieren sie denn nicht, Herr Hoheim? Wenn wir jetzt nicht da raus gehen, dann werden wir niemals ein Leben haben, das wir wegwerfen könnten! Denn was wäre das für ein Leben, in dem alle Träume, die man hat, lange vor einem selbst sterben?“

„Träume wachsen nach.“, grummelte Hoheim. „Das ist der Lauf der Welt, seit tausenden von Jahren. Und es ist schon seit den Tagen Platons die Tragödie der Jugend, dass sie das nicht einsehen will.“

„Und wissen sie, was die Tragödie der Erwachsenen ist?“, erwiderte ich aufgebracht. „Dass sie allen Ernstes glauben, ein langsamer Tod sei eine gute Art zu leben.“

Irgendwie fragte ich mich in jenem Moment, mit welchem Recht Leute wie Hoheim Kinder unterrichten durften. Wie er da gefesselt neben dem Bett lag, nicht nur von Alexs Gürtel zurückgehalten, sondern vor allem durch seine Angst und seine Inkonsequenz, konnte er mir einfach nur noch leid tun. Er war es, der eine Lektion in Sachen Humanismus nötig hatte... nicht wir.

„Aber bitte, ganz wie sie wollen.“, schleuderte ich ihm zum Abschied entgegen. „Suchen sie ruhig weiter bei den alten Griechen nach einer Lösung für alle Probleme dieser Welt. Wir suchen die Lösung lieber im Hier und Jetzt!“

Hoheim schwieg, denn es gab nun ohnehin kein Zurück mehr für uns.

In dem Moment, wo wir unseren Schulmeister belehrten, hatten wir aufgehört, seine Schüler zu sein.

Wir hatten unserem bisherigen Leben den Rücken zugewandt, ohne uns großartig Gedanken darüber zu machen, wie es nun eigentlich weitergehen sollte.

Natürlich war das nicht vernünftig... schon gar nicht nach Hoheims Verständnis des Wortes „Vernunft“. Aber das kümmerte uns zu diesem Zeitpunkt schon längst nicht mehr... wollten wir doch schließlich im Zweifelsfall auch nicht in einer vernünftigen Welt leben, sondern in einer Welt mit Luca... in einer Welt, in der wir glücklich sein konnten.

Alex beugte sich zu dem entmachteten Hoheim herab und grinste fies. Vermutlich gab es da noch die eine oder andere alte Unstimmigkeit zwischen den beiden, von der ich nichts mitbekommen hatte.

„Wie sieht es aus, Herr Hoheim? Denken sie, dass sie toter Mann spielen können, oder soll ihnen Paul noch einmal zeigen, wie es geht?“

„Macht was ihr wollt.“, willigte der Rektor frustriert ein. „Ich werde ganz sicher nichts tun, was meine Gesundheit gefährden könnte.“

Dafür schien Alex vollstes Verständnis zu haben.

„Natürlich nicht.“, meinte er trocken und tätschelte Hoheim respektlos auf die Wange.

„Dann sollten wir nicht mehr länger warten. Kai, bist du bereit?“

Ich nickte nur stumm, ohne irgendetwas dazu zu sagen... denn ich war mir selber noch nicht so ganz im Klaren darüber, ob unser Handeln nun furchtbar mutig oder einfach nur furchtbar dumm war. Alles, was ich wusste, war, dass wir keine andere Wahl hatten, wenn wir nicht hilflos dabei zusehen wollten, wie einer von uns in den sicheren Tod geschickt wurde.

„Schnell, kommen sie! Der Herr Rektor ist zusammengebrochen!“, keuchte ich mit gespielter Entsetzen draußen auf dem Gang, woraufhin der kräftige Uniformierte hastig an mir vorbei ins Zimmer eilte.

Als er den regungslos am Fenster liegenden Hoheim bemerkte, herrschte er uns mit militärischer Strenge an:

„Was ist passiert?“

„Schlaganfall.“, entgegnete ich knapp. „Es kam so plötzlich...“

Paul hielt das Stuhlbein noch immer hinter seinem Rücken versteckt, was mich angesichts der bulligen Statur des Soldaten auch nicht weiter wunderte.

„Er fiel einfach um.“

Ich zwinkerte Paul eindringlich zu, dass er ihn endlich umhauen sollte, bevor unser Schwindel aufflog.

Einen Moment lang befürchtete ich schon, Paul würde es diesmal nicht bringen. Doch dann reagierte er endlich.

Mit voller Wucht raste das Stuhlbein auf den ahnungslos über Hoheim gebeugten Soldaten herab. Paul hatte so kräftig zugeschlagen, dass das Holz zersplitterte und den überraschten Muskelprotz stöhnend nach vorne wegkippen ließ.

„Treffer!“, freute sich Alex erleichtert... doch zu früh, denn der Soldat stützte sich am Fensterbrett ab und stand binnen weniger Sekunden wieder auf den Beinen.

„Ihr kleinen Ratten! Wisst ihr, was ihr gerade getan habt?“

Er rieb sich kurz den schmerzenden Nacken, bevor er wütend an sein Gürtelhalfter griff.

„Verdammt, die Pistole!“, schrie ich und stürzte mich ohne weiteres Nachdenken auf ihn. Ich musste irgendwie seine Hände festhalten!

Kein leichtes Unterfangen allerdings, denn er wehrte sich heftig. Ganz davon abgesehen, dass er gut einen halben Kopf größer war als ich.

Zuerst krachten wir beide gegen das Bettgestell. Dann verpasste er mir einen brutalen Stoß mit dem Ellbogen und versuchte, sich in Richtung der Tür loszureißen.

„Mach doch endlich was, ich kann ihn nicht mehr lange halten!“, mahnte ich angestrengt.

Paul holte mit dem kläglichen Rest des in der Mitte zersplitterten Stuhlbeins aus... zögerte jedoch, als er erkannte, dass er damit wohl kaum noch großen Schaden anrichten konnte. Ich spürte das Knie des Soldaten in meiner Magengegend.

Der Aufprall war dermaßen heftig, dass mir sein rechter Arm aus der Hand glitt, worauf ich das Gleichgewicht verlor und nach hinten gegen das Fenster prallte. Eine Tatsache, die mein Widersacher natürlich sofort nutzte, um seine Pistole zu ziehen und sie triumphierend auf mich zu richten.

„Jetzt!“, brüllte ich verzweifelt, als ich Alex sah, wie er unbeholfen mit der anderen, spitz zulaufenden Hälfte des Stuhlbeins ausholte.

Dann bohrte sich das Holz mit einem hässlichen Geräusch in den Rücken des Soldaten, der daraufhin einen Knicks machte, als ob er vor hatte, sich bei mir für irgendetwas zu bedanken. Alex umklammerte das Stuhlbein immer noch mit beiden Händen und drückte es mit seinem ganzen Gewicht tiefer in das Fleisch des Muskelprotzes hinein.

Die Lippen des nun vor mir knienden Soldaten bebten stumm, während sich eine aus seiner Nase laufende Blutspur unaufhaltsam ihren Weg nach unten bahnte.

Ich griff nach der auf den Boden gefallenen Pistole und schlug ihm den gusseisernen Schaft über den Schädel... so stark, dass der Soldat die Augen verdrehte und schließlich direkt neben dem völlig entsetzten Hoheim zusammenklappte.

Wortlos betrachteten wir den blutbesudelten, reglos daliegenden Körper.

Ich hatte noch nie zuvor einen Toten gesehen. Einen Moment lang fragte ich mich allen Ernstes, ob sein Mund wohl deshalb so weit aufgerissen war, damit die Seele besser entweichen konnte.

Alex starrte geschockt auf seine Hände, die sich vom Blut der Wache tiefrot gefärbt hatten.

„Scheiße... ist er... tot?“

Paul stieß wortlos mit dem Fuß gegen den Soldaten und nickte uns schließlich mit düsterer Miene zu.

„Ich... ich hab ihn umgebracht.“, stammelte Alex. „Verdammt, Kai... ich hab...“

„Du hast mir das Leben gerettet.“, fiel ich ihm beruhigend ins Wort. Dabei war ich ehrlich gesagt erstaunt, dass ich überhaupt so schnell wieder etwas zu sagen vermochte.

„Außerdem...“, ergänzte ich und legte meinen Arm um Alexs Schulter. „Wenn du je nach einem guten Grund gesucht hast, nach Amerika auszuwandern...“

Er sah mich ratlos an.

„Ja... was ist damit?“

„Jetzt hast du einen!“

Das waren seine Worte, die aus meinem Mund kamen... die Worte des Majors. Angewidert wandte ich mich ab. War es wirklich so einfach, einen Menschen zu töten und hinterher seinen Sieg zu feiern und wieder Witze zu reißen... ohne großes Bedauern und Mitleid mit dem Opfer?

Es musste wohl so einfach sein. Schließlich taten es Millionen von Soldaten jeden Tag an der Front genauso. Soldaten, die oft auch nicht viel älter waren als wir.

Alex schüttelte den Kopf und hielt sich hilfeschend an mir fest.

„Sag mir... sag mir nur, dass wir das Richtige tun, Kai. Sag, dass es das Richtige ist!“

Anfangs zuckte ich nur ratlos mit den Schultern. Doch dann lächelte ich und streckte ihm meine Hand entgegen.

„Ich weiß auch nicht. Aber lass uns das doch Luca fragen, wenn wir ihn befreit haben!“

Alexs Augen glänzten.

„Du hast Recht. Er hätte für uns das Gleiche getan, egal ob richtig oder falsch. Beeilen wir uns lieber, ihn da rauszuholen!“

Ich wollte schon losgehen, doch der Anblick des verbogenen Laufs der Pistole ließ mich skeptisch innehalten. Deutsche Wertarbeit vertrug sich scheinbar nicht besonders gut mit deutschen Eichenschädeln.

„Verdammt Mist!“, fluchte ich. „Kann mir einer von euch verraten, wie wir jetzt die anderen Soldaten in Schach halten sollen?“

Alex schielte ein wenig verunsichert zu dem toten Soldaten rüber.

„Vielleicht hat er noch eine bei sich...“, überlegte er.

Ich beugte mich vorsichtig nach vorne und begann, Uniform und Stiefel des Toten abzutasten. Doch alles, was ich fand, war ein kleines, nicht unbedingt sehr bedrohlich wirkendes Messer.

„Besser als nichts.“, murmelte Alex.

„Ja.“, bestätigte ich wenig erfreut. „Das erhöht unsere Chancen wirklich ungemein...“

Ich blickte ein letztes Mal zu dem verängstigt neben der schweren Leiche liegenden Hoheim. Offensichtlich sprach er ein Gebet... und ich hoffte inständig, dass er den Himmel nicht nur für seinen eigenen Arsch um Unterstützung bat.

Denn eines war klar: Nur ein Wunder würde uns jetzt noch heil aus dem ganzen Schlamassel herauskommen lassen. Jetzt, wo wir völlig unverhofft zu Widerstandskämpfern geworden waren.

KAPITEL 16 - Wer Hass sät...

Die Burg wirkte wie ausgestorben. Ganz offensichtlich hatten sich die anderen schon längst in der Mensa versammelt, wie es ihnen befohlen worden war. Übrig blieben nur wir drei. Vorsichtig tasteten wir uns durch die verlassenen Gänge, die mir mit jedem Schritt kälter und irrealer erschienen.

Waren wir verrückt, weil wir uns entschlossen hatten zu kämpfen?

Wäre es nicht noch viel verrückter gewesen, tatenlos dabei zuzusehen, wie andere mit unserem Leben Reichskristallnacht spielten und alles in Trümmer schlugen, was uns lieb und teuer war?

Und überhaupt, wer wollte festlegen, wo genau die Grenze zwischen Verrücktheit und Verzweiflung lag?

Unser allwissender Führer? Die schweigende Mehrheit? Ein paar Geschichtsschreiber, hundert Jahre nach unserem Tod?

Als ob es nicht völlig egal wäre...

Keiner der Erwachsenen hatte mich jemals danach gefragt, ob ich wollte, dass unser Land aufgerüstet wurde. Niemand hat sich je dafür interessiert, wie ich über den Krieg oder die Verfolgung von Andersgläubigen dachte.

Und selbst, wenn ich damals 1933 die Regierung hätte wählen können... meine Stimme hätte doch insgesamt nicht einmal ein Millionstel ausgemacht. Wieso sollte ich jetzt also auch nur ein bisschen mehr als ein Millionstel darauf geben, was andere von mir und meinen Entscheidungen hielten?

Als wir die Tür zum Lehrerzimmer schon beinahe erreicht hatten, zog mich Alex hastig hinter die soeben passierte Ecke zurück.

Erst jetzt erkannte ich die Wache, die vor dem Eingang Stellung bezogen hatte. Doch die Mission, unseren Freund zu befreien, war mir weitaus wichtiger als die Angst vor dem Tod oder davor, mich über alle Normen und Gesetze hinwegzusetzen.

Langsam zog ich das erbeutete Messer aus meinem Gürtel... darum bemüht, einen möglichst entschlossenen Eindruck auf meine Freunde zu machen, obwohl mir eigentlich ganz schön mulmig zu Mute war.

„Dann bin jetzt wohl ich an der Reihe.“, flüsterte ich trocken zu Alex, dem meine Unsicherheit jedoch keineswegs entgangen war.

„Nein... ich mache das! Es reicht, wenn einer von uns ein Mörder ist.“

Er griff fordernd nach meinem Messer. Doch ich weigerte mich, es loszulassen.

Alex war immer so fröhlich und ausgelassen gewesen. Weit mehr als ich oder Paul es in unseren besten Momenten waren... und ich hatte Angst davor, dass ihn seine Taten verändern würden. Ich mochte ihn einfach so, wie er war.

Auf einmal kamen mir die Worte des Majors in den Sinn.

„Ich möchte, dass sie immer so glücklich sein kann wie auf diesem Foto.“, hatte er angesichts des Bildes von dem lachenden Mädchen gesagt.

Immer mehr an von Stahl erschien mir so seltsam vertraut. Wurde ich zu seinem Abbild? War er einmal so wie ich gewesen?

„Du bist kein Mörder. Das vorhin im Zimmer war Notwehr, klar?“, versuchte ich Alex energisch von seinem Vorhaben abzubringen.

Aber der dachte gar nicht daran, sich von mir bevormunden zu lassen.

„Du zitterst doch am ganzen Körper, Kai! Du willst es nicht tun... und ich werde nicht zulassen, dass mein bester Freund mir zuliebe gegen seine innere Stimme handelt.“

Er hatte mich durchschaut... und mir kam der Gedanke, dass wohl in Wirklichkeit Alex derjenige war, der neben dem unbeugsamen Willen des Majors auch dessen Kaltschnäuzigkeit in sich trug.

Widerwillig überließ ich ihm die Waffe.

„Was immer ihr auch vorhabt... es muss leise gehen. Die da drin dürfen nicht merken, dass wir kommen. Sonst ist es aus, bevor wir Luca auch nur zu Gesicht bekommen!“, warnte uns Paul nachdenklich.

Alex nickte entschlossen.

„Geht klar, ich versuch's!“

Dann bog er selbstbewusst in den Gang ein... ganz so, als würde er einen harmlosen Sonntagsspaziergang unternehmen.

Ich muss zugeben, dass ich damals insgeheim froh darüber war, nicht an seiner Stelle gehen zu müssen. Vermutlich hätten auf halbem Weg meine Beine versagt. Ich hätte sicherlich alles vermasselt.

Nicht so Alex.

Um die Ecke schielend beobachtete ich, wie er langsam auf den Soldaten zuschritt, während er das Messer für uns gut sichtbar hinter seinem Rücken verbarg.

Mit einem Male kam mir alles so unwirklich vor... als würde ich einer Schulaufführung unserer Theater-Gruppe beiwohnen.

Alex, den die meisten Zuschauer nur als fröhlichen Spaßvogel und Lehrerschreck kannten, mimte den entschlossenen Helden, der mit einem Dolchstoß das Land vom Tyrannen befreien wollte.

Die anfängliche Unruhe im Saal war längst verstummt... zu neugierig schienen alle auf das Ende dieses Aktes zu sein.

Der junge Mann, der den Tyrannen spielte, erfüllte seine Rolle mit wunderbarer Glaubwürdigkeit, in dem er jede Bewegung des Helden mit einem arroganten, herablassenden Blick begutachtete. Doch Alex ließ sich davon nicht beirren. Er ging weiter zielstrebig auf den Rand der Bühne zu, bis er schließlich unmittelbar vor seinem uniformierten Widersacher zum Stehen kam.

Die Zuschauer auf den Rängen hielten den Atem an.

Niemand dachte mehr darüber nach, ob es sich nun um Spiel oder Realität handelte. Alle Augen waren gebannt auf die beiden Akteure gerichtet, die einen letzten, wenig versöhnlich klingenden Dialog anstimmten.

Dann zog der Held sein Messer hervor und rammte es dem Tyrannen mit aller Kraft in den Bauch.

Gleichzeitig presste er angestrengt seine freie Hand gegen den Mund des Finsterlings, damit dieser nicht schreien und seine Kollegen alarmieren konnte.

Eine Weile schienen beide in dieser Pose verharren zu wollen. Erst zwei weitere Stiche des Helden ließen den Tyrannen schließlich verkrampft auf der Bühne zusammenbrechen.

Ich wartete auf den aufbrandenden Beifall, auf den Vorhang, der sich majestätisch über den Köpfen der Darsteller ausbreiten würde... doch alles blieb still.

Im hinteren Eck des Ganges, direkt neben dem Lehrerzimmer, lag ein toter Soldat auf dem Boden.

Alex starrte regungslos auf den blutigen Brei, der aus dem Bauch des Toten sickerte und sich langsam über den Flur ausbreitete.

Ich spürte, wie Paul ungeduldig an meinem Ärmel zog. Beinahe willenlos stolperte ich ihm hinterher.

Blut, Zerstörung, Tod...

Das alles war eindeutig zu viel für mich. So hatte ich niemals leben wollen.

Und doch, jetzt ließ ich es mit mir geschehen... ließ mich dazu hinreißen, den Lebensstil der Raubtiere, die sich „Erwachsene“ nannten, zu kopieren... mir mein Recht auf Freiheit mit Gewalt zu holen.

Es war einfach besser, als ein Opfer zu sein. Alles war besser, als Opfer zu sein.

Das alte Blut an seinen Händen hatte sich mit dem frisch hinzugekommenen zu einem dunkelroten Schmierfilm vermischt. Nur langsam schien Alex zu registrieren, dass wir längst nachgekommen waren und ihm vorsichtig das Messer aus der Hand nahmen.

„Du verdammter Idiot!“, flüsterte ich ihm vorwurfsvoll zu, als ich in seine desillusionierten, apathisch wirkenden Augen sah.

Alex hatte auch nicht weniger Skrupel gehabt als ich oder Paul. Nur hatte er es eben mal wieder verstanden, sie besser zu verbergen. Und obwohl ich genau wusste, dass er das alles nur für uns auf sich genommen hatte, war ich wütend über seinen großen Freundschaftsbeweis... wütend und beschämt. Irgendwie fühlte ich mich als ein schlechterer Freund, weil ich nachgegeben hatte.

„Es geht schon.“, meinte Alex, nachdem er sich hastig eine Träne aus dem Gesicht gewischt hatte. „Ich brauch nur einen Moment Zeit.“

„Du hast was gut bei uns.“, versuchte ich ihn unbeholfen aufzumuntern.

Doch er wiegelte energisch ab.

„Willst du mir jetzt einen Schuldschein ausfüllen oder was? Wir sind Brüder und keine verdammten Buchhalter, verstehst du? Jeder tut das für die anderen, was er kann. Und ich bin eben kräftiger als du und Paul.“

„So hab ich das auch nicht gemeint, Cowboy. Du sollst nur in Zukunft ehrlicher zu deinen Brüdern sein, in Ordnung?“

Alex nickte schweigend, bevor er sich über den toten Soldaten beugte und sich dessen Pistole aneignete.

Unterdessen hatte sich Paul einen längeren Blick durch das Schlüsselloch genehmigt.

„Da drin sehe ich zwei Typen von der Gestapo. Sie halten irgendein Blatt Papier vor Lucas Gesicht und drohen ihm.“

„Geht es ihm gut?“, fiel ich ihm nervös ins Wort.

„Keine Ahnung. Auf alle Fälle ist er am Leben!“

Das hatte ich nur hören wollen. Wir waren also noch nicht zu spät gekommen. Paul stieß mich auffordernd an.

„Hey, das glaubt ihr nicht: Neben einem der Geheimdienstleute steht unser Dr. Böck!“

„Böck?“, fragte ich zweifelnd.

„Ja. Er schreit Luca an. Wahrscheinlich hat es ihn ziemlich schwer getroffen, dass wir ihn so lange täuschen konnten. Wo er sich doch für den absoluten Judenexperten hält.“

„Sicher...“, spottete ich zynisch. „Hakennäsige Rabbis mit langen schwarzen Bärten und einem Judenstern an der Brust kann er sicher sofort als Juden identifizieren.“

Alex konnte sich ein leichtes Lächeln nicht verkneifen. Für mich war es wohl das bedeutendste Lächeln, das ich in meinem ganzen Leben gesehen hatte... denn ich fasste wieder etwas Mut, dass wir die schlimme Zeit hinter uns bringen konnten, ohne danach für immer verdammt zu sein.

„Bist du sicher, dass das alle sind?“

Alex schaute skeptisch... wohl, weil wir eigentlich mit mehr als zwei Gestapoleuten gerechnet hatten.

„Vermutlich ist der Rest unten in der Mensa und inspiziert die Geschlechtsteile unserer Mitschüler auf deren arische Form.“, murmelte ich.

„Da wäre ich jetzt aber zu gern dabei.“, erwiderte Paul amüsiert, nachdem er sich schließlich wieder von dem Schlüsselloch gelöst hatte. „Stellt euch vor, wie die alle in einer Reihe stehen und ihre Hosen runterlassen müssen.“

„Ehrlich gesagt, ich bin lieber hier oben und haue Luca aus der Scheiße raus!“

Alex stand entschlossen auf. Sein Gesicht hatte wieder ein wenig an Farbe gewonnen.

„Was ist... sollen wir?“, flüsterte er, während er die Pistole entscherte und schwer atmend vor dem Zimmer in Stellung ging.

Wir nickten uns wortlos zu. Dann öffnete ich bemüht leise die große Eichentür.

Das war es also... das geheimnisvolle Refugium unserer Lehrerschaft.

Die alten, holzgetäfelten Wände erweckten einen sehr gemütlichen, aber auch irgendwie weltfremden Eindruck, der durch die nach kaltem Pfeifenrauch und alten Büchern riechende Luft noch verstärkt wurde.

Früher hatte ich immer ordentlich Respekt vor diesem Raum gehabt. Ich hätte mich wohl auch niemals hier hineingetraut... zu groß war meine Angst davor, dass die Tür hinter mir ins Schloss fallen könnte, und ich dazu verdammt wäre, den Rest meines Lebens unter lauter strengen, fachsimpelnden Lehrern verbringen zu müssen.

Doch jetzt, wo wir bewaffnet waren, fühlte ich mich gleich um einiges sicherer.

Luca saß blass und blutverschmiert auf einem Stuhl, während ihn der vor ihm stehende Böck und ein älterer Gestapomann wild durcheinander anschrien. Sie standen mit dem Rücken zu uns und machten solch einen Radau... wir hätten die Tür glatt einschlagen können, ohne dass es ihnen aufgefallen wäre.

Der Alte hatte die typische schwarze Geheimdienstkluft der damaligen Zeit an. Verstecktes Operieren hatte diese dem Führer unterstellte Terrorgruppe ohnehin längst nicht mehr nötig. Sein jüngerer Kollege saß links daneben an einem Pult. Er schien so sehr damit beschäftigt zu sein, die brauchbaren Informationen aus dem Gebrüll herauszufiltern und aufzuschreiben, dass er uns ebenfalls nicht bemerkte.

„Niemand hat etwas gewusst... niemand. Bitte...“, wimmerte Luca leise, worauf ihm Böck eine schallende Ohrfeige verpasste.

„Lüg mich nicht an, du kleiner Bastard! Dieser eine, dieser Kai... dem hast du doch bestimmt etwas erzählt, oder?“

Zuerst wollte es Luca leugnen. Doch als er aufblickte und uns hinter Böck und dem Gestapomann stehen sah, entspannte sich sein Gesichtsausdruck, und er begann hoffnungsvoll zu lächeln.

„Sie haben Recht, Herr Böck. Kai, Alex und Paul wissen es. Und sie sind meine Freunde...

Das ist etwas, was sie niemals haben werden!“

Böck wurde rot im Gesicht.

„Was glaubst du eigentlich, wer du bist?“, brüllte er unkontrolliert los, bis ihn der Gestapomann mit einer schroffen Geste zum Schweigen brachte.

„Sparen sie sich das, Böck! Wir wissen, was wir wissen wollen. Wenn Kommissar Heinrich aus der Mensa zurückkommt, wird es ihn sicher freuen zu hören, dass unser Verhör so ergiebig gewesen ist. Also, wo finde ich diese Judenfreunde?“

„Hinter dir!“, schrie Alex urplötzlich.

Der Mann im schwarzen Mantel wirbelte herum, und ich bemerkte erschrocken, wie er noch in der Drehung nach einem in seiner Tasche steckenden Revolver griff.

Doch sein Versuch, uns mit dieser schnellen Reaktion zu überrumpeln, erwies sich als sinnlos... denn Alex schien überhaupt nichts anderes erwartet zu haben.

Noch bevor sich der Alte vollständig umgedreht hatte, feuerte Cowboy seine Pistole ab.

Er traf ihn zweimal in die Brust. Zwei Kugeln, von denen sich eine quer durch den Körper des Gestapomannes bohrte und mit einem lauten Krachen hinter ihm in der Wand einschlug.

Einen kurzen Moment lang starrte der Getroffene ungläubig auf Alex, Paul und mich. Dann brach er leblos über dem nahen Pult zusammen.

Währenddessen zielte Alex schon auf den Jüngeren und schrie:

„Beweg dich nicht, klar? Oder du leistest deinem Boss Gesellschaft!“

Der Protokollant nickte hastig mit dem Kopf und streckte die Hände in die Luft. Soweit lief ja alles besser, als ich befürchtet hatte. Ich stürzte freudestrahlend, ohne weiter auf den geschockt dastehenden Böck zu achten, auf Luca zu, um ihm auf die Beine zu helfen.

„Ich dachte schon, ich sehe euch nie wieder!“, strahlte unser Bruder übergücklich. „Ich meine... ich habe gehofft, dass ihr mich rausholen würdet. Aber ich hätte nie gedacht, dass ihr wirklich...“

„Wir auch nicht, Luca. Wir auch nicht...“

Ich konnte meine Freudentränen kaum mehr zurückhalten. Auch, wenn wir hier nicht mehr lebend rauskommen sollten... allein die Tatsache, dass wir uns wider Erwarten noch einmal in die Arme schließen konnten, war jedes Opfer wert gewesen.

Doch dann verfinsterte sich Lucas Blick. Er nahm dem toten Gestapomann den Revolver aus der Hand und richtete ihn zornig auf Dr. Böck.

„Du wirst mich nie wieder schlagen! Und du wirst nie wieder so eine herzlose Scheiße von dir geben, wie wir sie uns das ganze Jahr über anhören mussten!“

Der Oberstudienrat zitterte wie Espenlaub, während er sich verkrampft an den hinter ihm befindlichen Schreibtisch krallte.

Die Muskeln in Lucas Arm waren angespannt, seine Lippen bebten vor Wut, und ich bemerkte, wie sein Finger dem Abzug bedrohlich nahe kam.

„Bitte...“, jammerte Böck wie ein Mädchen. „Es tut mir schrecklich leid. Ich bin doch nur ein dummer, alter Mann. Ich musste das alles sagen... es stand doch im Lehrplan!“

Luca sah mich fragend an, doch ich reagierte nicht. Es war einzig und allein seine Entscheidung... auch wenn er wohl wusste, dass ich nicht sehen wollte, wie er jetzt einen kaltblütigen Mord beging.

„Sie verstecken sich hinter ihrem Nationalstolz, Böck, weil sie nichts anderes haben, worauf sie stolz sein können. Menschen wie sie, die meinen, sie dürften andere beherrschen und rumkommandieren, nur weil sie über ein Diplom und einen arischen Stammbaum verfügen... das sind die wahren Parasiten!“

Für einen Moment war ich mir sicher, dass er schießen würde. Doch dann senkte Luca langsam die Waffe und wandte sich von dem Lehrer ab.

„Sie sind die Kugel nicht wert.“

Böck zog ein dünnes, mit einem Hakenkreuz besticktes Taschentuch aus der Hose und schneuzte sich damit erleichtert die Nase.

„Danke... danke, Herr Goldmann!“, schleimte er. „Ich habe immer gewusst, dass nicht alle Juden so schlecht sind, wie uns das die Partei weismachen will...“

Weiter kam er nicht, denn urplötzlich durchschlug eine Kugel seinen Oberkörper. Ein zweiter Schuss traf ihn nur Sekundenbruchteile später genau zwischen die Augen.

Uns spritzte ein Schwall dunklen Blutes entgegen... dann mussten wir mitansehen, wie Böck wie eine Marionette, der man die Fäden abgeschnitten hatte, zu Boden sackte.

Entsetzt blickte ich zu Alex. Doch der hatte seine Waffe längst in den Hosenbund gesteckt und wirkte mindestens genauso geschockt wie ich.

Während ich angestrengt versuchte, Böcks roten Lebenssaft aus meinen Augen zu reiben, fiel mein Blick nach hinten zu der noch halb im Schatten stehenden Gestalt, die in dem ganzen Tumult unbemerkt das Zimmer betreten hatte.

Es war Major von Stahl... in voller Armeeuniform und mit einer großen Tasche, die er um seine Schulter gehängt hatte. In der Hand hielt er einen edlen Wehrmachtsrevolver, dessen Mündung noch qualmte.

Ohne ein Wort zu verlieren, schritt er mit seinen schweren Stiefeln an uns vorbei und schoss dem immer noch mit erhobenen Händen dasitzenden Protokollanten mitten ins Gesicht, worauf dieser kurz aufschrie und dann mitsamt seinem Stuhl nach hinten weg kippte.

Während der ganzen Aktion konnte ich nicht eine Regung in von Stahls Mimik erkennen.

Er hatte soeben zwei Menschen getötet. Mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der andere eine Akte abstempelten oder einen Nagel in die Wand schlugen. Und ich wusste nicht einmal, ob ich ihn dafür nun bewundern oder verabscheuen sollte.

Letzteres konnte ich eigentlich nicht, denn man konnte einen Vulkan nicht dafür hassen, dass er ausbrach. Man konnte keine Flutwelle hassen, die ein Fischerdorf zerstörte, weil es viel zu nah am Wasser gebaut worden war.

Man konnte sich nur davor fürchten.

„Warum... warum haben sie...“, stammelte Paul, der genau wie Alex und ich nicht in der Lage war, seine sich überschlagenden Gedanken in die passenden Worte zu fassen.

„Krieg!“, entgegnete ihm der Major knapp, nachdem er seinen Revolver zurück ins Halfter geschoben hatte.

„Ihr habt soeben dem deutschen Reich den Krieg erklärt... wisst ihr das eigentlich? Keiner von denen hier hätte auch nur den geringsten Moment gezögert, euch alle in die Gaskammer zu schicken und persönlich den Schalter zu betätigen.“

Wer Böses tut, kann auf Gnade hoffen. Aber er kann sie nicht einfordern, indem er auf seine Menschenrechte pocht! Manche bekommen im Leben eine zweite Chance... andere eben nicht.“

Paul blickte ihn skeptisch an.

„Und wer entscheidet das? Sie?“

„Warum nicht.“, antwortete der Major. „Richter, Politiker und Generäle entscheiden tagtäglich über das Schicksal von Millionen Menschen! Ich habe seit letztem Dienstag erst über das Schicksal von zweien entschieden. Das ist doch eigentlich ziemlich genügsam, findet ihr nicht auch?“

Ich nickte nur kleinlaut. Den Argumenten des Majors hatte ich ohnehin noch nie etwas Stichhaltiges entgegenzusetzen gehabt.

Wie hätte ich ihn auch verurteilen können? Schließlich war ich es gewesen, der kein Interesse an philosophischen Diskussionen mit von Stahl hatte und ihn zum Handeln aufforderte. Jetzt hatte er den Hobel ausgepackt... da konnte ich schlecht kritisieren, dass dabei Späne auf den Boden fielen.

„Sie... sie helfen uns also?“, murmelte Alex ungläubig. „Wieso tun sie das?“

Der Major sah ihn überrascht an, als wäre es eine Selbstverständlichkeit, für andere Menschen sein Leben zu riskieren.

„Nun, ganz einfach: Weil ich mein Vaterland lieber mit euch teilen möchte als mit den Schweinehunden da draußen! Außerdem bin ich nicht die Sorte Lehrer, die nur an der Schiefertafel unterrichtet.“

In jenem Moment kamen Erinnerungen an eine von Hoheims Schulstunden in mir hoch. Dort hatten wir die Frage erörtert, ob es so etwas wie „das Gute“ und „das Böse“ gab.

Lange war ich mir da nicht sicher gewesen... doch als ich jetzt in diesem Zimmer stand, die Toten, das viele Blut und das angeschwollene Gesicht von Luca sah, da kam mir der Gedanke, dass es im Grunde wesentlich einfacher war, als es uns Hoheim damals glauben machen wollte.

Ja, es gab das Gute. Eine Kraft, die sich in den Augen all jener widerspiegelte, die sich selbst genügten... die einfach nur in Frieden gelassen werden wollten, ohne sich über oder unter andere Menschen stellen zu müssen.

Es gab auch das Böse. Menschen, die mehr wollten. Die zu gierig waren, wie es Dr. Poltner einmal ausgedrückt hatte. Menschen, denen es nicht genügte, einfach bloß zu leben, sondern die sich auch noch erdreisteten, anderen Menschen ihren kranken Lebensstil aufzuzwängen. Und dann gab es da noch Major von Stahl...

Während ich ihm dabei zusah, wie er kalt wie eine Maschine die toten Körper unserer Feinde nach eventuell noch vorhandenen Lebenszeichen abtastete, fühlte ich ein seltsames Unbehagen in mir.

Ich fragte mich, wie groß der Unterschied zwischen einem finsternen Engel und einem hilfsbereiten Teufel wohl sein mochte.

Was, wenn dieser Unterschied nicht in seinen Taten, sondern einzig und allein in seiner Motivation begründet läge?

Würde man seine wahre Gestalt vielleicht erst erkennen, wenn man längst mit einem Fuß in der Hölle stand?

KAPITEL 17 - Kraft durch Freunde

„Also, das ist die Situation:“, begann der Major nach einer kurzen Verschnaufpause mit der Lagebesprechung. „Wir haben es mit zwei Wagenladungen Soldaten und drei Gestapoleuten zu tun. Das sind insgesamt einundzwanzig. Vier haben wir bereits ausgeschaltet... macht also noch siebzehn. Siebzehn ausgebildete Männer, die da draußen auf uns warten.“

Ich schluckte erschrocken. Luca zu befreien war das Eine. An die Flucht danach hatten wir bis jetzt dagegen kaum einen Gedanken verschwendet.

„Ist so etwas überhaupt möglich?“, sprach Paul das aus, was wir in diesem Moment wohl alle dachten.

Als Antwort warf der Major lediglich die Tasche auf den Boden, die er bislang über der Schulter getragen hatte. Darin lagen zwei ziemlich gebraucht aussehende Maschinenpistolen, mehrere Granaten und ähnliches Kriegsgerät.

Die eine automatische Waffe hängte sich von Stahl selbst über den Arm, bevor er sich Alex zuwandte und ihm die andere in die Hand drückte.

„Hier, Soldat!“

Alex grinste verlegen... wohl, weil er sich insgeheim gewünscht hatte, vom Major für diese Aufgabe ausgewählt zu werden.

„Aber das ist kein Spiel, klar? Pass auf deine Freunde auf! Sie sind das Beste, was dir passieren konnte. Und jetzt schnapp dir die Uniform von dem Typen da draußen. Du gehörst von nun an zur deutschen Wehrmacht!“

Nachdem uns von Stahl in einem Schnellkurs mit der Funktionsweise der Waffen vertraut gemacht hatte, überreichte er Paul eine handliche Pistole.

„Nur für den Notfall. Ich hoffe, dass es nicht dazu kommen wird.“, meinte er beruhigend zu ihm... denn es war nicht all zu schwer ersichtlich, dass Paul von der Vorstellung, um sein Leben kämpfen zu müssen, bei weitem nicht so angetan war wie Alex.

Auch Luca schien es so zu gehen. Ich spürte genau, dass er nicht wollte, dass seinetwegen noch mehr Menschen ihr Leben verlieren mussten.

„Du bist kein Soldat.“, wandte sich der Major schließlich Luca zu. „Aber das ist keine Schande, hörst du?“

Er legte ihm väterlich seine Hand auf die Schulter.

„Vielleicht bist du besser als wir alle... und ich möchte, dass du weißt, warum wir heute kämpfen. Wir kämpfen nicht für dich, für die Juden oder für die Amerikaner. Wir kämpfen heute für die seltene Gabe, die euch von den meisten anderen unterscheidet: Euer gegenseitiges Vertrauen und eure Freundschaft. Und dafür, dass jeder, der es möchte, zumindest die Chance hat, auch so werden zu können wie ihr. Was ist... bist du dabei?“

Luca zögerte. Irgendetwas schien ihn bei der ganzen Sache noch zu stören. Doch schließlich willigte er ein und meinte leise:

„Ja, ich werde kämpfen.“

Von Stahl nickte zufrieden. Dann trat er an mich heran.

„Kai... seit unserer ersten Begegnung hatte ich immer ein Auge auf dich geworfen. Ich kannte nämlich mal einen Jungen, der dir sehr ähnlich war. Er hätte vielleicht auch einen so guten Freund wie Luca haben können, wenn er nur auf sein Herz und nicht auf seine Mitmenschen und deren Befehle gehört hätte. Doch das fiel ihm unglücklicherweise erst auf, als es längst zu spät war. Ich bin froh, dass du es rechtzeitig gemerkt hast.“

Von Stahls Worte gefielen mir sehr. Er schien uns besser zu kennen als wir uns selbst und wusste genau, was er jedem Einzelnen von uns sagen musste. Damit gab er mir irgendwie das

Gefühl, dass er diese Worte nicht einfach nur als ein Offizier gesprochen hatte, der seine Truppe motivieren wollte, sondern als unser Freund.

„Haben wir eine reelle Chance?“, wollte ich von ihm wissen, als die anderen außer Hörweite waren. Doch er schwieg nur und starrte nachdenklich aus dem Fenster.

Erst, als ich mich schon aufmachte, um wieder zu meinen Freunden zu gehen, gab er mir eine Antwort.

„Ich habe oft beobachtet, wie sehr ihr euch nahe steht. So etwas gibt es leider nur selten in unserer egoistischen Welt. Wenn ihr mich fragt... ihr seid so etwas wie die ultimative Spezialeinheit. Weil ihr als Gemeinschaft denkt und doch als Individuen handelt. Ich könnte mir keine geeigneteren Kampfgefährten vorstellen. Wenn jemand eine Chance hat, gegen eine so große Übermacht zu bestehen, dann sind das Freunde wie ihr!“

Das verstand ich... und auch wenn er damit nichts anderes gesagt hatte, als dass es verdammt schwer werden würde, so ließ die Hoffnung, dass wir uns im Ernstfall blind aufeinander verlassen konnten, meine Angst vor dem Kommenden doch ein wenig in den Hintergrund treten.

Während wir dem Major durch die Gänge nach unten folgten, hielt mich Luca unauffällig zurück.

„Warte, Kai! Ich muss dir was erzählen. Über von Stahl... Es ist wirklich wichtig!“ Mir war schon aufgefallen, dass sich Luca seit seiner Befreiung dem Major gegenüber sehr reserviert verhalten hatte. Ja, er schien ihm geradezu aus dem Weg gehen zu wollen. Was immer der Grund dafür war... ich wollte ihn möglichst erfahren, bevor wir uns nach draußen ins Gefecht begaben.

„Jungs, wartet mal!“, rief ich den anderen zu. „Herr Major, wir müssen noch etwas Persönliches besprechen. Ich meine, nur wir vier.“

Zum Glück schien von Stahl Verständnis zu haben. Jedenfalls nickte er nur hastig und meinte: „Na gut. Ihr habt fünf Minuten. Danach erwarte ich euch unten an der Treppe!“

Dann lief er ohne ein weiteres Wort zu verlieren davon, während wir uns auf die Stufen setzten und erst mal tief durchatmeten.

„Was ist denn los, Kai? Wir sollten so schnell wie möglich von hier verschwinden! Der Meinung ist sicher auch der Major.“, fragte mich Alex überrascht.

Das interessierte mich natürlich auch... und so richteten sich unsere Augen fragend auf Luca, der nach einem unsicheren Blick in Richtung Treppenhaus aufgeregt zu erzählen begann.

„Ich hätte das nicht gesagt, wenn es nicht wichtig wäre. Als ich von den Soldaten ins Lehrerzimmer geführt worden bin, war noch kurz ein gewisser Kommissar Heinrich anwesend. Er plauderte ausgelassen mit seinen Kollegen, und erwähnte dabei auch, dass er Major von Stahl von früher kennen würde... und dass ihm dieser einst eine Menge beigebracht habe.“

Ich verstand nicht so ganz, weshalb wir deshalb nicht mit von Stahl rausgehen sollten.

Schließlich hatte er vorhin direkt vor unseren Augen zwei treue Parteimitglieder erschossen.

„Hör mal, der Major hat doch wohl mehr als deutlich bewiesen, dass er auf unserer Seite ist und nicht für die Gestapo arbeitet, oder?“, warf ich verständnislos ein.

Doch Luca packte mich mit ernstem Blick am Arm.

„Verdammt, Kai, kapiert du denn nicht? Dieser Heinrich ist ein bulliger Typ... mindestens vierzig Jahre alt, oder noch älter. Er hätte gut und gerne von Stahls Vater sein können. Wie ist es dann möglich, dass Heinrich von dem Major so sprach, als ob dieser früher einmal sein Lehrer und Vorbild war?“

Ich zuckte ratlos mit den Schultern.

„Du meinst... der Major ist so was wie ein Vampir? Ein Unsterblicher, der niemals altert?“

Ich malte mir schon aus, wie von Stahl nachts kopfüber wie eine Fledermaus von einem der dicken Holzbalken unseres Dachbodens hing... wie er all unsere Gespräche belauschte und

jeden einzelnen Schritt, den wir in den letzten Wochen unternommen hatten, argwöhnisch verfolgte.

Doch Luca schien nicht in der Stimmung für Spukgeschichten zu sein.

„So ein Quatsch! Vampire gibt es ebenso wenig wie Golems oder das Monster von Frankenstein.“, bestritt er energisch. „Was es aber sehr wohl gibt, sind Menschen, die sich als jemand anderes ausgeben. Sag mal, weißt du vielleicht zufällig noch, in welcher Hand der Major das Messer hielt, als er dich damals verletzt hat?“

„Na, in der Rechten natürlich. Was soll die Fragerei?“, erwiderte ich langsam etwas genervt. Doch ein Blick in die Gesichter von Alex und Paul verriet mir, dass die beiden Lucas Geschichte unbedingt zu Ende hören wollten.

„Mit der Rechten!“, triumphierte Luca. „Er hat Alex aber mit der linken Hand die Kette abgenommen, daran erinnere ich mich noch genau. Ganz schön merkwürdig für einen Mann, der durch eine Kugel im Rücken halbseitig gelähmt ist, findest du nicht?“

Das war allerdings äußerst merkwürdig. Vorausgesetzt, Lucas Informationen waren korrekt.

„Woher weißt du das?“, hakte ich deshalb kritisch nach. „Auch von diesem Heinrich?“ Luca nickte.

„Ja. Er hat gemeint, dass er es zwar bedauere, dass der Major nicht als strategischer Berater bei der Wehrmacht geblieben war, sondern lieber seinen früheren Beruf als Lehrer wieder aufnehmen wollte... aber dass er es angesichts dessen schwerer Behinderung durchaus verstehen könne.“

Paul, wie immer der sachliche und ruhende Pol in unserer Mitte, versuchte als erster, die ganzen Informationssplitter zu einem sinnmachenden Gesamtbild zusammenzusetzen, und lief grübelnd auf und ab.

„Also... die Frage ist: Wenn der Major nicht der Major ist, wer ist er dann? Zweifellos kennt er sich mit dem Kriegshandwerk aus. Das können wir wohl getrost als Fakt betrachten. Außerdem scheint er einen großen Hass gegen die Nazis und deren Handlanger in sich zu tragen. Los, sagt mir alles, was euch noch zu dem Major einfällt!“

„Er fürchtet sich vor nichts.“, schoss es aus Alex heraus, worauf Luca sofort konterte: „Doch, vor diesem Janosch!“

„Der Schlächter von Triaczika...“, überlegte ich. „Mir hat er vorhin gesagt, dass er einmal einen Jungen kannte, der zu spät begriffen hat, dass er besser auf sein Herz hätte hören sollen... Das würde doch auf Josef Baumann passen!“

Paul klopfte mir anerkennend auf die Schulter.

„Genau das kam mir gerade auch in den Sinn. Ist euch übrigens schon mal aufgefallen, wie oft er, wenn er redet, das Wort „Herz“ benutzt? Und warum hat ihn noch keiner so richtig fröhlich gesehen?“

Das hatte ich mich in der Tat auch schon des öfteren gefragt.

„Ja, und weshalb die langen Haare? Wieso ist er noch so jung? Warum erzählt er andauernd nur Geschichten von Helden und vom Krieg, anstatt sich an historische Fakten und den Lehrplan zu halten?“, mutmaßte Paul weiter. „Was, wenn in Wirklichkeit er dieser Janosch ist?“

Auch Luca schien noch etwas dazu loswerden zu wollen. Doch bevor er richtig zum Reden kam, sprang Alex empört auf und schnappte sich seine Maschinenpistole.

„Augenblick mal. Ihr seid doch alle verrückt! Wollt ihr etwa ernsthaft behaupten, dass da unten in der Eingangshalle der meistgefürchtetste Massenmörder des deutschen Reiches wartet, um mit uns in die Schlacht zu ziehen?“

„Wenn es so wäre...“, überlegte Paul düster, „dann sollten wir ihm besser nicht zu sehr vertrauen. Ich meine, ihr wisst ja selber, was er uns über Janosch erzählt hat. Dass der jeden Deutschen tötet, den er zu Gesicht bekommt, und dass er dabei auch Frauen und Kinder nicht verschont. Was, wenn er uns nur benutzen will, um ein weiteres Blutbad anzurichten?“

„Darauf wollte ich hinaus!“, erklärte Luca. „Deshalb wollte ich es euch ja unbedingt wissen lassen.“

Mir gefiel das alles nicht. Was für einen Sinn würde es denn machen, dass sich der Schlächter von Triaczika als Lehrer an einem Internat ausgab? Er konnte doch zu Beginn weder von Luca etwas wissen, noch davon, dass es hier überhaupt jemals einen Kampf geben würde. Keiner hätte das wissen können!

Andererseits wäre das die perfekte Erklärung für die oft dämonische Ausstrahlung des Majors gewesen... und wenn es auf dieser Welt einen Menschen gab, dem ich die Taten von Janosch zugetraut hätte, so war dies zweifellos Major von Stahl.

„Scheiße!“, fluchte Alex, der ganz offensichtlich tief in seinem Inneren auch an Pauls und Lucas Vermutung glaubte, und lehnte sich niedergeschlagen an die Wand. „Die fünf Minuten sind fast um. Wir müssen da jetzt runter gehen, ob wir wollen oder nicht. Das seht ihr doch genauso, oder?“

Damit hatte er natürlich Recht. Denn ganz egal, wie verdächtig uns der Major auch erscheinen mochte... wir waren es schließlich gewesen, die ihn händeringend um Hilfe gebeten hatten. Jetzt stand er da unten mit der Waffe im Anschlag und wartete auf seine „Spezialeinheit“.

Was blieb uns da noch anderes übrig, als ihm zu vertrauen?

„Also gut. Wir haben wohl keine andere Wahl.“, murmelte ich missmutig. „Wir sollten jedoch immer zusammenbleiben und von Stahls Befehlen nicht blindlings folgen. Dann sind wir in jedem Fall vorbereitet, falls er tatsächlich etwas Übles im Schilde führt.“

Die anderen nickten nur stumm.

Ich entsicherte unbeholfen meine Pistole und versuchte, dabei so etwas wie Zuversicht und Optimismus auszustrahlen.

Trotzdem hatte ich ziemlich Schiss bei dem Gedanken an das, was uns da unten erwarten würde... und ich war mir auf einmal gar nicht mehr so sicher, ob ein Fünfzehn-Meter-Sprung aus dem Dachfenster nicht vielleicht doch die bessere Alternative gewesen wäre.

„Da seid ihr ja endlich!“, meinte von Stahl, der mittlerweile fast ein wenig nervös zu wirken schien. „Ich hoffe, ihr seid bereit für die Welt da draußen.“

Wir spähten vorsichtig durch das gläserne Fenster der Tür hindurch auf den Hof.

Um den Brunnen in der Mitte hatten sich fünf oder sechs Soldaten gesellt und ließen sich die ersten Strahlen der Frühlingssonne ins Gesicht scheinen.

Sie lachten ausgelassen, während einer von ihnen stolz ein paar Fotos herumzeigte... vermutlich von seiner Frau oder Freundin.

Zwei Wachen waren am Tor postiert, eine weitere patrouillierte vor den Lastwagen auf der anderen Seite des Hofes auf und ab. In deren unmittelbarer Nähe stand auch ein kräftiger, kahlköpfiger Mann mit schwarzem Mantel.

Offensichtlich handelte es sich bei ihm um diesen Kommissar Heinrich.

Er schien damit beschäftigt zu sein, irgendwelche Instruktionen zu geben. Jedenfalls fuchtelte er wild mit seinen Armen herum, was die Soldaten dazu veranlasste, wie willenlose Hampelmänner seinen Befehlen zu gehorchen.

Unmittelbar darauf verließ Heinrich mit einem seiner Untergebenen den Hof. Er verschwand durch eine kleine Tür in der uns direkt gegenüberliegenden Kapelle, in der sie ganz offensichtlich ihren vorübergehenden Kommandostand eingerichtet hatten.

„Wie lautet ihr Plan?“, fragte Alex ein wenig verunsichert in Richtung des Majors. „Sie haben doch hoffentlich einen Plan, oder?“

„Pläne haben wir alle.“, sinnierte von Stahl. „Die da drüben... die haben ganz sicher auch welche. Hitler hat Pläne. Stalin hat Pläne. Und keiner kann sagen, was all diese Pläne morgen noch wert sein werden.“

Er zupfte einige Sekunden am Kragen von Alexs Uniform herum, bis diese ordnungsgemäß saß.

„Aber darüber könnt ihr euch hinterher den Kopf zerbrechen. Jetzt lasst uns erst mal von hier verschwinden!

Ich werde da draußen meine Beziehungen spielen lassen und mit dem ranghöchsten Offizier eine kleine Plauderei beginnen. Während ihr euch oben verabschiedet habt, habe ich noch schnell diese Sondervollmacht hier mit einer glaubwürdigen Unterschrift des Führerhauptquartiers versehen.“

Er streckte uns einen für mich auf den ersten Blick äußerst überzeugend wirkenden Passierschein entgegen und fuhr dann ohne uns Gelegenheit zu eventuellen Rückfragen zu geben fort.

„Ihr werdet hier genau fünf Minuten warten. Bis dahin sollte ich den Kommandanten überzeugt haben. Dann kommt ihr ins Spiel.

Alex, du wirst so tun, als würdest du deine drei Freunde auf Befehl der Gestapo aus der Mensa abführen. Du bringst sie zu dem leerstehenden Lastwagen dort hinten. Wichtig ist dabei eigentlich nur, dass ihr nicht übermäßig auffällig wirkt. Lauft einfach quer über den Hof, ohne euch um irgendwas Gedanken zu machen. Die Mannschaften solcher Einsatztrupps werden für gewöhnlich aus verschiedenen Kasernen zusammengestellt, so dass sie sich nicht alle persönlich kennen dürften.

Wenn ihr dann bei dem Lastwagen angekommen seid, müsste ich bereits wieder mit einem Begleiter des Kommandanten aus der Kapelle kommen. Er wird mir vermutlich noch das Passwort aushändigen, das wir für die Wachen am Tor benötigen. In der Zwischenzeit nehmt ihr auf der Ladefläche Platz. Ich werde dann vorne einsteigen und uns hoffentlich sicher hier rausbringen. Habt ihr das soweit verstanden? Genau von jetzt ab fünf Minuten... dann lauft ihr los!“

Luca zögerte noch und schaute leicht verstört zum Major hinauf.

„Dann... müssen wir gar nicht kämpfen? Sie wollen nicht, dass wir denen die Hölle heiß machen?“

Von Stahl schien nicht so richtig zu wissen, was er von der Frage halten sollte. Erst nach ungewöhnlich langem Nachdenken schüttelte er energisch den Kopf.

„Helden töten nur, wenn es keinen anderen Ausweg gibt... und ihr seid für mich nunmal Helden! Ich hingegen bin bloß ein Vollstrecker. Also wenn etwas schief gehen sollte, dann überlasst ihr mir das, was ich am Besten kann: den Tod. Ihr seid für das Leben zuständig. Alles klar? Dann haltet euch an den Plan!“

Noch während er die letzten Worte sprach, setzte er sich die passende Mütze zu seiner Uniform auf, verbarg darunter notdürftig seine langen, schwarzen Haare und marschierte ohne einen weiteren Blick zurück hinaus auf den Hof.

Ich sah ihm mit gemischten Gefühlen hinterher. Pauls Befürchtungen, dass er uns als Kanonenfutter einsetzen wollte, schienen sich nicht bewahrheitet zu haben. Dennoch hatte ich das ungute Gefühl, dass etwas gewaltig schief laufen würde.

Und auf einmal dämmerte mir auch, was es war...

„Herr Major!“, rief ich unserem Lehrer so laut es mir die Umstände erlaubten nach. Doch es war schon zu spät für eine Warnung. Von Stahl konnte mich nicht mehr hören.

Mir blieb nichts anderes übrig, als zu fluchen und mich besorgt den anderen zuzuwenden.

„Mensch, Leute... wenn Luca Recht hat, dann kann der Major doch gar nicht wissen, dass Heinrich den echten von Stahl von früher her kennt!“

„Scheiße, stimmt ja. Ich Idiot! Wir hätten ihm das unbedingt sagen müssen.“, erkannte jetzt auch Luca den Ernst der Lage... und auch Alex und Paul machten lange Gesichter.

Wir konnten nicht mehr hinterher rennen, zumal der Major just in diesem Moment die Kapelle auf der anderen Seite des Hofes betrat. Alles, was uns blieb, war zu beten, dass wir die falschen Schlussfolgerungen gezogen hatten... dass der Major der Major war, er Heinrich kannte und diese Tatsache alles noch wesentlich einfacher machen würde.

Obwohl wir wussten, dass wir vielleicht nie wieder dazu Gelegenheit haben würden, sprachen wir kein einziges Wort miteinander.

Wir hatten uns in einem Kreis aufgestellt und uns an den Händen gefasst. Beinahe andächtig verharrten wir in dieser Position. Es war förmlich zu spüren, wie ein jeder von uns die letzten Monate noch einmal durchlebte. Die Monate, die alles in uns verändert hatten... in denen wir zum Teil einer größeren Einheit geworden waren.

Ich dachte an den goldenen Käfig, in dem ich mich seit meiner Geburt befunden hatte... in dem ich glaubte, frei zu sein, obwohl doch in Wahrheit meine Eltern, meine Lehrer oder die Gesellschaft die Entscheidungen für mich trafen.

Jetzt war ich von einer Armee umzingelt. Zum ersten Mal in meinem Leben war ich der Gewalt und dem Terror ausgeliefert. Und doch war ich frei. Ich war so frei, wie man es in dieser Welt nur sein konnte. Frei von dem Gift des Hasses, das von Generation zu Generation weitergegeben und den Kindern noch mit der Muttermilch verabreicht wurde.

Im Kreis meiner Freunde erkannte ich, wie unwichtig der Druck von außen, und wie wichtig dagegen doch die Freiheit war, die ich tief in mir drin verspürte.

„Wir müssen gleich los!“, holte mich Pauls pflichtbewusste Stimme in die Wirklichkeit zurück.

Ja, wir mussten los. Nicht nur, um uns selbst zu retten, sondern auch, um der ganzen Welt eine Botschaft zu überbringen. Um allen zu zeigen, dass es in Deutschland noch Leben gab. Leben, das sich nicht länger einsperren und von irgendwelchen aufgeblasenen, selbstherrlichen Autoritäten den Mund verbieten ließ.

Luca, Paul und ich liefen dicht hintereinander durch die laue Frühlingssonne, während Alex mit der Maschinenpistole im Anschlag an unserer Flanke marschierte. Ob dies bei der Wehrmacht im Falle eines Gefangenentransports so üblich war oder nicht, konnten wir nur erahnen.

„Kaum eine Wolke am Himmel.“, dachte ich nach einem heimlichen Blick nach oben.

Das tat richtig gut nach dem langen, wolkenverhangenen Winter. Wenn es einen Tag gab, den ich noch ein wenig länger als zwei oder drei Minuten erleben wollte, dann war es dieser hier. Die drei von uns, die die Gefangenen spielten, hatten ihre Pistolen hinten in die Hose gestopft. Am liebsten hätten wir sie jedoch schützend vor uns her gehalten.

Ich weiß nicht, ob ich es ohne die Kraft, die mir meine Freunde durch ihre bloße Anwesenheit gaben, überhaupt geschafft hätte, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Mit ihnen an meiner Seite fühlte ich mich aber zumindest für einen kurzen Moment wie ein achtarmiger Riese mit vier Köpfen, der herausfordernd den kleinen Menschlein entgegenstapfte.

Doch als wir uns dann langsam dem Brunnen mit den Soldaten näherten, wurde mir von Schritt zu Schritt mulmiger zumute.

Was würde geschehen, wenn sie ein Passwort wissen wollten... oder auch nur den Namen der Kaserne, in der Alex stationiert war?

Während ich angestrengt versuchte, diese beängstigenden Gedanken aus meinem Gehirn zu verbannen, liefen wir nur wenige Meter an den immer noch abgelenkt wirkenden Wehrmachtsangehörigen vorbei. Noch ein paar Schritte, und wir hätten diese Hürde gemeistert gehabt.

Doch einer der Soldaten, der lange Blonde, der vorhin die Fotos herumgezeigt hatte, schien sich nach ein wenig Abwechslung zu sehnen.

„Halt, stehen bleiben!“, schrie er urplötzlich, so dass ich unwillkürlich zusammenzuckte.

„Bist du einer von den Neuen?“

Die Frage galt zweifellos Alex... doch um ein Haar hätte ich selbst geantwortet.

„Jawoll!“, rief der bemüht zackig klingend zurück. Der Blonde blickte ihn grimmig an.

„Jawoll Herr Feldwebel, heißt das, Gefreiter!“

„Jawoll Herr Feldwebel! Entschuldigen sie, Herr Feldwebel!“, stotterte Alex sichtlich nervös, worauf sich der Soldat zu seinen Kameraden drehte und spottete:

„Schaut euch das an. Jetzt schicken die uns schon Kinder! Der hat wahrscheinlich gerade mal so ne zweiwöchige Eilausbildung hinter sich. Gestern noch an Mamas Rockzipfel, und morgen schon ein Held.“

„Oder tot.“, fiel ihm ein anderer ins Wort. „Das hat sich oft schneller, als man denkt...“

Mir wurde immer unwohler bei dem Gedanken daran, dass sich dieses Gespräch noch länger fortsetzen könnte. Vermutlich würde das Gegröle der Soldaten bald auch noch den Rest der Truppe auf uns aufmerksam machen.

„Wie alt bist du denn, Soldat?“, wollte der Feldwebel höhnisch lachend wissen. „Sechzehn?“

„Achtzehn, Herr Feldwebel!“, log Alex gekonnt. Doch zum Glück war er der Größte von uns, und so wirkte diese Behauptung gar nicht mal so sehr aus der Luft gegriffen.

Der Feldwebel rieb sich grinsend das Kinn. Er wollte wohl schon zum nächsten Spott ansetzen, als plötzlich mehrere gedämpft an unser Ohr dringende Schüsse der Ausgelassenheit der Soldaten ein jähes Ende bereiteten.

Sie mussten im Inneren der Kapelle abgefeuert worden sein.

Nachdem der Feldwebel einen Moment lang zögerte, gefror plötzlich das selbstgefällige

Lachen in seinem Gesicht und wurde zu einer panikerfüllten Fratze.

„Das ist keiner von uns! Scheiße... das ist eine Falle!“

KAPITEL 18 - Unter Beschuss

Alex zögerte keine Sekunde.

Noch während die am Brunnen versammelten Soldaten nach ihren Gewehren griffen, hatte er bereits seine Maschinenpistole auf die Gruppe gerichtet und mit einem lauten Aufschrei zu feuern begonnen.

Die wie infernalische Donnerschläge durch den Schulhof hallenden Schüsse ließen mich unwillkürlich zusammensucken.

Ich beobachtete, wie es dem von der Wucht des Rückschlages sichtlich überraschten Alex nur mit äußerster Mühe gelang, die Waffe einigermaßen ruhig zu halten. Doch die Distanz zwischen ihm und den überraschten Soldaten war viel zu gering, als dass diese auch nur den Hauch einer Chance gehabt hätten.

Als erstes erwischte es den Feldwebel, der von mindestens sechs Schüssen durchsiebt und nach hinten ins flache Wasser geschleudert wurde. Dem neben ihm knienden Soldaten durchschlug eine Kugel die Brust. Mehrere andere bohrten sich durch seine Schulter und den rechten Oberarm.

Nachdem ich einen Moment lang wie hypnotisiert auf die aus Alexs Waffe herunterfallenden Patronenhülsen gestarrt hatte, zog auch ich meine Pistole. Ebenso taten es Paul und Luca, bis wir schließlich zu viert in die Ansammlung feuerten.

Ich kann nicht behaupten, dass ich dabei irgend ein bestimmtes Ziel anvisiert hätte. Alles, was ich tat, war den Abzug zu betätigen... immer und immer wieder.

Die Körper unserer Feinde beugten sich wie Schilfgras in einem Orkan, bis einer nach dem anderen von dem tödlichen Blei zu Boden gerissen wurde.

Erst, als durch den von unseren Schüssen aufgewirbelten Staub keinerlei Bewegung mehr auszumachen war, stellten wir das Feuer ein und senkten langsam unsere Waffen.

Keiner von uns sprach ein Wort.

Dort, wo eben noch ein paar Soldaten gelacht und geredet hatten, lagen nun sechs ausgemusterte menschliche Zielscheiben in ihrem eigenen Blut. Es hatte nicht den Anschein, dass ihnen ihr militärischer Rang oder ihr Vaterland jetzt noch irgendetwas bedeuten würden. Ich blickte betreten auf die noch warme Pistole in meiner Hand. Auch Alex sah ziemlich mitgenommen aus... von Luca und Paul ganz zu schweigen.

Wäre es nach uns gegangen, wir hätten sicher hemmungslos zu weinen begonnen und diesen Wahnsinn ganz schnell wieder ungeschehen machen wollen. Doch die Wachen auf der anderen Seite des Hofes und am Tor ließen uns keine Chance, auch nur einen Augenblick länger über das, was wir gerade angerichtet hatten, nachzudenken.

Nachdem sie die ersten Schrecksekunden überwunden hatten, feuerten sie sofort mit ihren Sturmgewehren auf uns.

„Schnell!“, schrie Alex hektisch, während um ihn herum mehrere Kugeln einschlugen. „Wir müssen hier weg!“

Er warf sich als erster hinter der schützenden Brunnenmauer auf den Boden. Ich folgte ihm hastig, nachdem ich noch mehrere ungezielte Schüsse auf die neben einem der Lastwagen stehenden Soldaten abgegeben hatte.

„Verdammt, bleibt im Haus!“, hörte ich auf einmal Pauls energische Stimme in meinem Rücken.

Ich blickte nach hinten und sah voller Unbehagen, wie mehrere Unterstüfler panisch aus dem Eingang der Mensa stürmten. Zwei Soldaten hatten sie offenbar als lebende Schutzschilde vor sich her auf den Hof getrieben.

In Todesangst warfen sich unsere Mitschüler draußen vor der Treppe auf den Boden, während die Wachen noch im selben Moment das Feuer auf uns eröffneten.

Paul riss seine Pistole nach oben. Doch bevor er auch nur einen einzigen Schuss abgeben konnte, wurde er direkt vor meinen Augen von einer Kugel getroffen und niedergestreckt.

„Ihr Schweine!“, brüllte ich voll ohnmächtiger Wut.

Ich versuchte, irgendwie festzustellen, wie schlimm es Paul erwischt hatte.

Doch alles, was ich in der Eile erkennen konnte, war dieser rote Fleck auf seinem Rücken, der nichts Gutes verhieß und sich in Sekundenschnelle über sein ganzes Hemd ausbreitete.

Jetzt war auch Luca zur Stelle. Er hielt seine Waffe angestrengt mit beiden Händen umklammert und feuerte blindwütig in Richtung des Eingangs.

Zunächst schlugen die Kugeln ohne Schaden anzurichten in der Mauer dicht hinter unseren Gegnern ein.

Doch Lucas vierter Schuss saß. Er bohrte sich tief in den Oberschenkel des weiter vorne stehenden Soldaten, worauf dieser laut aufschrie und unkontrolliert die Stufen hinabpolterte.

Ich nahm unterdessen den anderen ins Visier, von dem ich mir einbildete, dass er derjenige war, der Paul angeschossen hatte.

Obwohl ich vor lauter Aufregung eigentlich kaum ernsthaft zum Zielen gekommen war, erwischte ich ihn auf Anhieb unterhalb der Schulter. Offenbar ein Volltreffer... denn er wurde wie vom unsichtbaren Zorn Gottes getroffen nach hinten weggerissen, wo er noch mit dem Schädel gegen einen hervorstehenden Stein prallte und schließlich regungslos liegen blieb. Einen Augenblick lang atmete ich tief durch.

Ich wollte sogar schon meine Pistole wegwerfen, in dem Glauben, gewonnen zu haben. Doch eine unmittelbar neben mir einschlagende Kugel belehrte mich nur Sekundenbruchteile später eines besseren.

Während Luca den ziemlich stark blutenden Paul angestrengt hinter den Brunnen in Sicherheit zog, hielt Alex die Maschinenpistole über die Mauer und feuerte in Richtung der Soldaten auf der anderen Seite.

Dann streckte auch ich meinen Arm aus der Deckung und schoss ebenfalls... immer in der Hoffnung, durch Zufall einen der relativ schutzlos dastehenden Feinde zu erwischen.

Dicht über mir wurde ein Teil der Mauer von einem Treffer weggesprengt, wodurch sich eine Ladung staubigen Sandes über meinen Kopf ergoss. Ich wischte mir panisch die Augen frei und vergrub mich noch tiefer hinter dem schützenden Steinwall.

Zitternd drückte ich die noch verbliebenen Patronen in meine Pistole und beobachtete unterdessen aus dem Augenwinkel, wie Luca hilflos über Paul gebeugt war und nichts um sich herum mehr wahrzunehmen schien.

„Paul, verdammt... sag was!“, schrie ich nach hinten, nur um gleich darauf vom bedrohlichen Pfeifen einer knapp an meinem Ohr vorbeisausenden Kugel übertönt zu werden.

Auch Alex war besorgt.

„Was ist? Hat's ihn schwer erwischt?“

Luca schluchzte und streckte uns klagend seine blutverschmierte Hand entgegen.

„Er ist... tot. Verdammt... er ist tot!“

Mir wurde urplötzlich heiß und kalt. Nur ganz langsam gelang es mir, wieder einen klaren Gedanken zu fassen und die Bedeutung von Lucas Worten zu verstehen.

Paul war tot!

Er lag einfach so auf dem kalten Steinboden. Der gleiche Junge, mit dem ich mein Zimmer geteilt, gestritten und gelacht hatte... der gleiche Junge, der sich vor nicht einmal einer Stunde entschlossen hatte, für seine Freunde gegen den Rest der Welt zu kämpfen... er war einfach tot.

„Das ist alles meine Schuld.“, stammelte Luca abwesend. „Ich glaube, ich bin Schuld an allem...“

Alex schien einen Moment lang hilflos nach Worten zu ringen, bevor er wütend losbrüllte:
„Nein! Du bist nicht schuld. Schuld sind allein die!“

Er feuerte eine weitere blinde Salve über die Mauer... und auch ich begann in Ermangelung besserer Ideen wieder damit, die Pistole über meinen Kopf zu halten und in die Richtung zu schießen, in der ich noch Widerstand vermutete.

Es piffen noch einige der todbringenden Geschosse hin und her. Doch allmählich verebbte der Kugelhagel, bis schließlich nur noch ganz vereinzelt Schreie und Schussgeräusche zu hören waren.

Wir kauerten immer noch versteckt unter der flachen Begrenzungsmauer des Brunnens. Luca hatte inzwischen von Paul abgelassen und war dicht an Alex und mich herangerobbt.

„Ich habe ihn kaum gekannt.“, meinte er leise. „Und doch hat er geholfen, mich zu retten. Und jetzt...“

Obwohl ich ihm so viel sagen wollte, brachte ich keinen Ton heraus. Aber es hätte wohl ohnehin kein passendes Wort gegeben, das für Luca ein Trost gewesen wäre. Jedenfalls nicht, so lange Pauls blutverschmierter Körper noch direkt vor unseren Augen lag.

Ich war mir sicher, dass der Major an meiner Stelle etwas gesagt hätte. Doch von ihm war weit und breit nichts zu sehen.

Mittlerweile wirkte die Ruhe auf dem Hof beinahe gespenstisch.

Ich konzentrierte mich, um etwaige Bewegungen des Feindes orten zu können... jedoch ohne Erfolg. Alles, was ich wahrnahm, war unser erschöpftes Keuchen und Atmen.

„Sie feuern nicht mehr.“, flüsterte Alex ratlos. „Ist das jetzt gut oder schlecht?“

Luca schob sich angestrengt an mir vorbei.

„Es gibt nur eine Möglichkeit, das herauszufinden. Hab ich Recht?“, verkündete er entschlossen.

Noch bevor wir ihm antworten konnten, streckte er mutig seinen Arm aus der Deckung. Dann hob er langsam den Kopf.

„Was ist?“

Alexs Nerven waren bis zum Äußersten gespannt. Ich bemerkte, wie sehr er zitterte, als er nervös ein neues Magazin in seine Maschinenpistole schob.

„Ich sehe zwei Tote am Tor, einen bei den Lastwagen.“, schilderte uns Luca die Lage. „Sonst rührt sich nichts.“

Auf einmal zerriss ein lauter Schuss die Stille.

Ich zuckte geschockt zusammen, bevor ich tatenlos mit ansehen musste, wie Luca von den Füßen gerissen wurde und unbeholfen neben mir auf dem Boden aufschlug.

„Scheiße... Luca!“, brüllte ich, als ich das Blut auf seinem Hemd bemerkte.

Ich wollte einfach nicht wahrhaben, dass es so enden sollte... dass alles umsonst gewesen war, wofür wir in den letzten Monaten gelebt und gekämpft hatten.

Doch wir schienen noch einmal Glück gehabt zu haben.

„Keine Panik. Ist nur die Schulter.“, stöhnte Luca mit schmerzverzerrtem Gesicht, nachdem er sich mühsam wieder aufrappelte und zurück in unsere Deckung kroch. „Ich denke, von so was stirbt man nicht.“

Erleichtert wischte ich mir den angesammelten Schweiß von der Stirn.

„Mach das nicht noch mal, klar?“, tadelte ich meinen Freund besorgt. Aber der sah mich nur gleichgültig an.

„Und warum nicht?“

Ich schwieg, denn er hatte ja Recht. Wir würden aus der Geschichte ohnehin nicht mehr heil herauskommen. Also was machte es noch für einen Unterschied?

„Jetzt ist Schluss mit den Kindereien!“, vernahmen wir auf einmal eine wütende Stimme von der anderen Seite des Hofes. „Ergebt euch, oder euer Anführer ist tot!“

Jetzt musste ich doch einen Blick wagen.

Ohne über die eventuellen Folgen nachzudenken, streckte ich seitlich meinen Kopf aus der Deckung und spähte neugierig in Richtung der Lastwagen.

Als erstes sah ich diesen Gestapomann Heinrich in seiner schwarzen Kluft dastehen... so stolz, als hätten wir unseren Gegnern nicht den geringsten Schaden zugefügt. An seine Seite hatten sich zwei Soldaten gesellt, die mit ihren Gewehren grimmig in unsere Richtung zielten.

Dann fiel mein Blick auf den dicht neben ihnen knienden Major von Stahl.

Er schien ziemlich schwer verletzt zu sein. Sein Gesichtsausdruck war bleich und apathisch.

Ein dritter Soldat, der hinter ihm stand, hielt ihn mit einem Arm im Würgegriff, während er mit der anderen Hand entschlossen einen Revolver gegen die Schläfe unseres Lehrers presste.

„Und? Hast du dich jetzt überzeugt? Dann gebt endlich auf, und wir werden vielleicht einen oder zwei von euch am Leben lassen.“, brüllte der siegessichere Kommissar einschüchternd.

„Was habt ihr eigentlich geglaubt? Dass ich den echten Major von Stahl nicht kennen würde? Ihr armseligen Amateure!“

Luca und Alex starrten mich schon wissbegierig an, als ich meinen Kopf zurück hinter die Mauer schob.

„Und, was hast du gesehen?“

Ich schluckte deprimiert.

„Die haben den Major! Drei Soldaten und dieser Heinrich. Das sieht nicht gut für uns aus.“

„Drüben am Tor stehen auch wieder zwei!“, berichtete Alex, der auf der anderen Seite der Mauer einen Blick riskiert hatte.

Luca schlug wütend mit der Faust auf den Boden.

„Verdammt! Für einen kurzen Augenblick hatte ich wirklich geglaubt, wir könnten es schaffen.“

Ich konnte nichts mehr antworten. Es erschien mir alles so sinnlos, und ich war mir eigentlich fast sicher, dass wir nun so lange hier sitzen bleiben würden, bis sie uns holten, um uns mit ihren harten Gewehrschäften zu Brei zu schlagen.

Noch dazu kam das Gefühl, dass der Major vermutlich nur durch unsere Nachlässigkeit überwältigt werden konnte.

Ich wollte in jenem Moment nur noch einen schnellen, schmerzlosen Tod haben... und alles vergessen.

KAPITEL 19 - Befreiungsschlag

„Wir haben noch eine Chance!“, verkündete Luca, der gerade auch einen prüfenden Blick aus unserem Versteck heraus gewagt hatte und auf einmal richtig zuversichtlich wirkte.

„Wie denn?“, wollte ich desillusioniert wissen. „Wir haben doch einfach nur Glück gehabt, dass wir überhaupt so weit gekommen sind.“

Aber Luca ließ sich nicht beirren.

„Du kennst den Major doch besser als jeder andere an unserer Schule. Egal, wer er wirklich ist... er ist kein gewöhnlicher Mensch! Er kann einen doch schon allein durch seine Blicke töten, wenn er will. Glaubst du, er würde, solange er bei Bewusstsein ist, regungslos im Würgegriff eines gewöhnlichen Soldaten hängen? Ohne das geringste Aufbäumen?“

Alex rückte ein wenig näher an uns beide heran.

„Du meinst, er täuscht das alles nur vor?“

„Ich glaube, er sammelt seine Kraft und wartet auf die passende Gelegenheit. Leute, wir können es noch schaffen! Ich muss bloß dafür Sorge tragen, dass die Soldaten unaufmerksam werden... auch wenn es nur für eine Sekunde ist. Der Major wird dann schon wissen, was er zu tun hat.“, erklärte uns Luca.

Nach einer längeren Pause, in der er seine Pistole wieder nach hinten in die Hose gesteckt hatte, fuhr er zögernd fort:

„Vielleicht irre ich mich ja auch. Aber das spielt jetzt sowieso keine Rolle mehr. Wartet hier auf mich... und falls ich es nicht schaffen sollte, schickt wenigstens noch ein paar dieser Dreckskerle zur Hölle!“

Dann sprang er mit erhobenen Händen aus der Deckung.

„Luca, nein!“, rief ich ihm hinterher und griff nach ihm, um ihn wieder auf den Boden zu ziehen. Doch Alex hielt mich mit einer festen Umklammerung zurück.

„Lass ihn, Kai. Er muss das jetzt alleine durchziehen! Wir haben die ganze Zeit versucht, ihn aus der Schusslinie zu halten. Aber er ist unser Freund, und nicht der kleine, unselbständige Bruder, auf den wir ständig aufpassen müssen. Ich bin mir sicher, er weiß ganz genau, was er tut.“

Es gefiel mir zwar noch immer nicht, doch ich musste Alex zähneknirschend Recht geben.

Gebannt schielte ich an einem der Steine vorbei zu den Soldaten und dem Major, der auf mich noch immer keinen sonderlich wehrhaften Eindruck machte. Jedenfalls nicht wehrhaft genug, um sich gegen vier wachsame und unverletzte Männer behaupten zu können.

Was immer Luca auch vor hatte... er musste es verdammt gut machen.

„Nicht schießen! Ich habe eine wichtige Information für den Geheimdienst!“, rief Luca mit ungewohnt kräftiger und selbstsicherer Stimme, als er nach ein paar Schritten urplötzlich stehen blieb.

Die Finger der Soldaten schienen nervös am Abzug zu kleben. Doch Kommissar Heinrich hielt sie mit einem kurzen, zackigen Handzeichen zurück und begann, boshaft zu lachen.

„Du bist der Judenbengel, stimmt's? Nun, ich weiß nicht, ob es dir aufgefallen ist... aber das hier ist eine Welt, in der so kleine Hosenscheißer wie du nichts wissen, was die Gestapo nicht innerhalb kürzester Zeit auch ohne deine Mithilfe herauskriegen könnte. Wir haben da so unsere Methoden, verlass dich drauf!“

Luca blieb cool. Ungerührt ging er im Niemandsland zwischen uns und den Nazischergen in die Hocke und fing an, ein paar kleine Steinchen vom Boden aufzusammeln.

„Wissen sie...“, murmelte er gedämpft, so dass die Soldaten wirklich genau hinhören mussten, um seine Worte verstehen zu können. „So lange nur ein einziger Mensch auf dieser Welt leiden muss, ist es, als ob alle leiden.“

Jetzt war mir klar, auf was Luca hinauswollte! Wenn die Geschichte von Janosch, die von Stahl erzählt hatte, richtig war, dann würde ein jeder bei der Wehrmacht oder dem Geheimdienst die Bedeutung dieser Worte kennen.

Und tatsächlich: Sie verfehlten ihre Wirkung nicht.

Die Soldaten sahen sich skeptisch an. Selbst Heinrich wirkte für einen Moment unsicher. Luca hatte in der Tat einen empfindlichen Nerv getroffen. Einzig Major von Stahl reagierte nicht sonderlich überrascht. Auch wenn ich mir einbildete, eine leichte Geste der Anerkennung aus seinem Gesicht ablesen zu können.

„Die Geschichte hast du irgendwo aufgeschnappt!“, brüllte der nun doch sichtlich aus dem Konzept gebrachte Heinrich wütend zu Luca rüber.

Der lächelte vielsagend.

„Vielleicht. Aber vielleicht kann ich ihnen auch verraten, wo sie diesen Janosch finden können, um sich ein schickes eisernes Kreuz zu verdienen.“

Der relativ groß wirkende Soldat, der von Stahl im Schwitzkasten hatte, blickte ein wenig verunsichert zu seinem Vorgesetzten.

„Bei allem Respekt, Herr Kommissar... halten sie es wirklich für klug, uns in diese Angelegenheit einzumischen?“

Jetzt wäre die Chance für den Major günstig gewesen, etwas gegen seinen abgelenkten Peiniger zu unternehmen. Doch er schien schon genug damit zu tun zu haben, in dem brutalen Klammergriff genügend Luft zum Atmen zu bekommen. Zumindest wehrte er sich nicht im Geringsten, obwohl Luca sein Spiel mit dem Feuer ganz sicher nicht ewig treiben konnte. Heinrich blickte verächtlich auf seinen Untergebenen herab.

„Müller, sie sind ein solch erbärmlicher Feigling! Schämen sie sich denn nicht, die Streifen eines Leutnants auf ihrer Schulter zu tragen? Dieser Terrorist Janosch ist für mich keine umherspukende Legende, sondern einfach ein Feind unseres Staates, den es auszumerzen gilt! Und jedem stichhaltigen Hinweis zu seinem Aufenthaltsort sollten wir mit kritischem Blick nachgehen... selbst, wenn dieser Hinweis von einem kleinen Judenbengel kommen sollte.“ Soweit schien er Lucas Behauptung tatsächlich Glauben, zumindest jedoch seine Aufmerksamkeit zu schenken.

„Also... sagst du uns nun freiwillig, was du weißt? Oder willst du, dass wir es nach ein paar gezielten Schüssen in deine Beine aus dir herausprügeln? Du musst wissen, dieser Janosch ist ein sehr gefährlicher Verbrecher, für dessen Verhaftung viele meiner ansonsten ziemlich human eingestellten Männer glatt ihre gute Kinderstube vergessen würden.“

Nun hatte auch Heinrich drohend seine Pistole auf Luca gerichtet, und sein Gesichtsausdruck war dabei grimmiger und entschlossener denn je.

Luca schaute gelangweilt von den Steinchen auf, mit denen er sich eben noch beschäftigt hatte, und lächelte überlegen. Allerdings war ich mir ziemlich sicher, dass es tief in ihm drin ganz anders ausgesehen haben musste.

Wir wussten alle drei ganz genau, dass nun der Zeitpunkt für das Schicksal gekommen war, sich endgültig für oder gegen uns zu entscheiden. Genau wie ich umklammerte auch Alex seine Waffe noch ein wenig fester... denn wir waren nicht gewillt, als Gefangene der Gestapo in irgendeinem dunklen Verließ oder einem der im Osten errichteten Lager zu krepieren.

Schließlich blieb Luca nichts anderes mehr übrig, als seinen letzten Trumpf auszuspielen.

„Also gut! Ich werde ihnen gerne sagen, wo sie Janosch finden. Aber...“

Er legte eine kleine Pause ein, während seine Augen geradezu flehend auf von Stahl gerichtet waren, von dem nun alles abhängen würde.

„Aber ich sollte ihnen vielleicht vorher noch den Ratschlag geben, dass sie diesen Janosch, wenn er wirklich so gefährlich ist, wie sie behaupten, nicht aufhalten können, indem ihm lediglich einer ihrer Männer eine Knarre an den Kopf drückt.“

Die Worte trafen voll ins Schwarze. Einen verhängnisvollen Atemzug lang konnten sich unsere Gegner ihren unterschwelligem Ängsten nicht entziehen.

Heinrich blickte erschrocken auf von Stahl, die Soldaten an den Flanken starrten auf ihren Kommandanten, und Leutnant Müller, der von Stahl immer noch fest im Griff hatte, schien kurzzeitig überhaupt nicht mehr zu wissen, wohin er eigentlich schauen sollte.

Und genau in diesem Moment reagierte der Major.

Mit einem kräftigen Ruck drückte er sich zuerst ein wenig nach vorne, riss dann urplötzlich seinen Schädel nach hinten und zerschmetterte die Nase des abgelenkten Leutnants. Noch bevor dieser richtig begriffen hatte, wie ihm geschah, setzte ihm von Stahl die eigene Waffe an den Bauch und pumpte drei Kugeln in ihn hinein, die auf diese Distanz sofort tödlich sein mussten.

Dann packte er den leblosen Körper und schleuderte ihn mit brachialer Gewalt auf die neben ihm stehende Wache, die völlig unvorbereitet ins Straucheln geriet.

Ein weiterer, an der Seite von Kommissar Heinrich postierter Soldat hatte sein Gewehr schon zielgenau auf von Stahl gerichtet, als ihn dessen nächster Schuss in die Schulter traf und um ein Haar von den Beinen riss. Der Soldat taumelte ein wenig zurück, so dass er beinahe gegen seinen überraschten Vorgesetzten geprallt wäre, fing sich dann aber rechtzeitig wieder und riss das Gewehr abermals in die Höhe.

Von Stahl schoss erneut, doch außer dem metallischen Klicken seines Abzugs erfolgte diesmal keinerlei Reaktion. Offensichtlich befanden sich keine Patronen mehr in der Trommel.

Während ich allerdings diese Tatsache noch nicht einmal richtig registriert hatte, flog der Revolver des Majors bereits zielstrebig durch die Luft und traf den Soldaten mit einem hässlich dumpfen Aufprallgeräusch mitten auf der Stirn.

Sofort darauf zog von Stahl sein Messer aus dem Stiefel... denn der ihm am nächsten befindliche Soldat hatte seinen toten Kollegen längst achtlos zur Seite geworfen und machte nun Anstalten, nach dem vor ihm auf dem Boden liegenden Gewehr zu greifen.

Ein heftiger Tritt in sein Gesicht vereitelte dieses Vorhaben jedoch schlagartig, bevor sich von Stahls gezackte Klinge in die stämmige Brust seines Gegenübers bohrte. Ein weiterer von unserem Lehrer mit eiskalter Präzision ausgeführter Streich veranlasste den Soldaten schließlich dazu, sich im Todeskampf an den Hals zu fassen und blutsuckend auf die Knie zu sinken.

Nun reagierten auch die zwei Wachen am Tor und begannen, aus vollen Rohren auf den wie eine Furie unter ihren Kameraden wütenden Major zu feuern.

Diese ganzen Eindrücke prasselten so schnell auf unsere Gehirne ein, dass wir zunächst einige Sekunden benötigten, um diese sinnvoll weiterzuverarbeiten. Erst, als eine Kugel das Messer des Majors traf und es ihm mit brachialer Wucht aus der Hand schleuderte, wurde Alex und mir wieder bewusst, dass wir nicht nur Zuschauer, sondern nach wie vor Beteiligte dieses Kampfes waren.

Wir sprangen aus unserer Deckung hervor und erwiderten das Feuer... fest entschlossen, uns den nun endlich in greifbare Nähe gerückten Sieg nicht mehr nehmen zu lassen.

Mehrere Kugeln aus Alexs Maschinenpistole trafen einen der beiden Soldaten und ließen ihn nach hinten gegen das eiserne Tor prallen. Der andere riss zwar noch seine Waffe herum, um auf unseren Angriff zu reagieren... ein gezielter Schuss von mir brachte ihn jedoch zu Fall, bevor er uns ernsthaft gefährlich werden konnte.

Während wir damit beschäftigt waren, von Stahl auf diese Weise den Rücken freizuhalten, gab Kommissar Heinrich wütend mehrere Schüsse auf ihn ab. Ein gewagter Hechtsprung unseres Lehrers ließ sie jedoch allesamt ins Leere gehen, bevor Heinrich ebenfalls die Munition ausging und er hastig nachladen musste.

Doch der Major dachte gar nicht daran, seinem Gegner die dafür nötige Zeit zu gewähren. Blitzschnell war er bei ihm und verpasste dem Kommissar zwei kräftige Faustschläge mitten ins Gesicht.

Der Gestapomann strauchelte, rappelte sich allerdings gleich wieder auf und konterte mit einem kräftigen Hieb, der den Major weit nach hinten schleuderte. Sofort setzte Heinrich nach und schlug ihm seinen Ellenbogen in den Nacken, gefolgt von einem linken Haken, unter dem unser Lehrer jedoch geschickt hinwegtauchte.

So ging es eine ganze Weile hin und her, bis beide Kontrahenten schließlich angestrengt nach Luft rangen.

Ich beobachtete aus den Augenwinkeln, wie sie sich raubtiergleich belauerten und umkreisten. Keiner schien dem anderen eine Gelegenheit zum Angriff bieten zu wollen.

Einen Moment lang glaubte ich, dass sie nun am Ende ihrer Kräfte angelangt waren. Doch wie, um mich eines besseren zu belehren, stürmten sie auf einmal mit einer solchen Urgewalt aufeinander zu, dass bei ihrem Zusammenprall die Erde um sie herum zu beben schien.

Hasserfüllt umklammerten sie sich, als ob sie einen mir unbekanntem, tödlichen Tanz aufführen wollten, und trieben sich unter harten Schlägen und Kopfnüssen voreinander her, bis schließlich beide mit voller Wucht gegen einen der hinter ihnen geparkten Lastwagen donnerten.

Von Stahl schlug den kahlen Kopf seines Gegners zunächst mehrmals gegen die Blechtür des Fahrzeugs, bevor er ihn brutal gegen den hervorstehenden Außenspiegel rammte.

Der Spiegel riss ab und ließ Heinrich ungebremst passieren. Doch anstatt dass dies den schon stark übers ganze Gesicht blutenden Kommissar außer Gefecht gesetzt hätte, fing er sich nach einigen Pirouetten wieder und machte sich noch in der Drehung daran, eine neue Patrone in die Trommel seines Revolvers zu schieben.

Ungläubig starrte der Major auf den bedrohlich in seine Richtung zielenden Lauf.

Für einen Moment blieb alles um mich herum stehen. Wie in Zeitlupe sah ich Heinrich den Hahn spannen und seinen Finger in Richtung Abzug gleiten. Dann hörte ich einen Schuss. Doch es war nicht von Stahl, der zu Boden ging.

Luca hatte gefeuert... mit der Pistole, die er eben noch in seinem Gürtel versteckt hielt.

Ich beobachtete regungslos, wie sich Heinrich mit schmerzverzerrter Miene an den Nacken fasste. Das durch seine Hände quillende Blut ließ keinen Zweifel an der Wirksamkeit von Lucas Kugel aufkommen.

Zwar schien es zunächst, als würde sich Heinrich noch einmal aufbäumen wollen, doch schließlich brach sein Widerstand gegen die schwere Verletzung zusammen. Ein letztes Mal richtete er seine Augen auf Luca... dann klappte er kraftlos nach hinten weg und schlug mit einem dumpfen Geräusch auf dem Boden auf.

„Das wäre beinahe schiefgelaufen.“, keuchte der Major unter großer Mühe, bevor er sich erschöpft an die Kühlerhaube des Lastwagens lehnte. „Aber so, wie es aussieht, haben wir die Schlacht gewonnen.“

Alex und ich hatten endlich Luca erreicht. Ohne ein weiteres Wort zu verlieren fielen wir uns in die Arme.

Der Tod von Paul und die Tatsache, dass ein jeder von uns Leben vernichtet hatte, trübten unsere Freude natürlich deutlich. Dennoch schossen uns Tränen der Erleichterung in die Augen. Nur der Major wirkte so emotionslos, wie oft nach den Schulstunden, wenn er nur noch abwesend aus dem Fenster sah und niemanden mehr an sich rankommen ließ.

Skeptisch starrte er in den mittlerweile wolkenverhangenen Himmel.

„Macht, dass ihr von hier verschwindet!“, murmelte er ernst. „Ich habe kein gutes Gefühl.“ Alex löste sich von uns und blickte ihn fragend an.

„Wieso denn? Wir haben doch alle erledigt! Und bis irgendwer mitbekommt, was geschehen ist, sind wir längst über alle Berge.“

Erst jetzt bemerkte ich das Blut, das über das linke Bein des Majors auf den steinernen Boden tropfte. Er musste einen Treffer in die Hüfte abbekommen haben... vermutlich, als ihn Heinrich in der Kapelle überwältigt hatte.

„Sie sind also doch verletzt?“, fragte ich irritiert, obwohl es natürlich offensichtlich war. Der Major lächelte bitter.

„Hast du etwa geglaubt, ich lasse mich freiwillig gefangen nehmen, Kai? Dieser Heinrich schien über alles Bescheid gewusst zu haben.“

Natürlich hatte er Bescheid gewusst.

Wir sahen uns reumütig an, bevor Luca schließlich einen Schritt auf den Major zuing und kleinlaut unseren Fehler eingestand.

„Ich fürchte, das war allein unsere Schuld, Herr Major. Wir haben in der ganzen Aufregung nicht mehr daran gedacht, es ihnen zu sagen... obwohl wir es gehaut hatten. Aber wir waren uns nicht sicher, ob wir ihnen wirklich trauen können.“

Von Stahl machte eine abwertende Handbewegung.

„Ihr habt das schon richtig gemacht. In unserer Zeit darf man niemandem trauen, der eine Uniform am Leib trägt. Also vergesst das mal schnell wieder! Ihr habt heute ein Zeichen für alle Menschen gesetzt... und das, obwohl ihr noch halbe Kinder seid.“

Ich warf einen finsternen Blick in Richtung des Brunnens, vor dem Pauls toter Körper lag.

„Verraten sie uns eins: Was ist das für eine Welt, in der Kinder wie wir ein solches Zeichen setzen müssen?“

„Eine scheiß Welt.“, antwortete von Stahl leise, während er vorsichtig die unter seiner Uniform klaffende Wunde betastete. „Aber eine, für die es vielleicht noch Hoffnung gibt.“

Ich nickte schweigend. Dass diese Hoffnung Paul nicht mehr lebendig machen würde, war uns allen klar... auch dem Major. Aber genauso wussten wir, dass es für uns noch weitaus schlimmer hätte enden können.

Geschockt, und dennoch auch irgendwie von den eindeutig sichtbaren Spuren unseres Aufbäumens gegen das Unrechtsregime fasziniert, betrachtete ich die überall auf dem zu einem Schlachtfeld umgewandelten Schulhof herumliegenden Leichen.

Ich fragte mich zweifelnd, ob diese Soldaten wirklich von dem System, für das sie sterben mussten, überzeugt waren. Hätte nicht genau so gut ich in ein paar Jahren an deren Stelle liegen können, wenn ich nicht rechtzeitig die Bekanntschaft mit Luca und dem Major gemacht hätte?

KAPITEL 20 - Offene Fragen

„Verdammt, der lebt noch!“, schrie Alex ungläubig.

Erschrocken drehte ich mich um und starrte in die kalten Augen von Kommissar Heinrich, der sich unmittelbar hinter mir aufgerichtet hatte... leise und bedrohlich wie ein aus einem schlimmen Alptraum entsprungenes Gespenst.

Obwohl sein Gesicht voller Blut war und in seinem Nacken immer noch die von Luca abgeschossene Kugel steckte, schien er zu allem entschlossen zu sein. Ganz so, als habe sein Irrglaube an die Überlegenheit der arischen Herrenrasse noch einmal geradezu übermenschliche Kräfte in ihm geweckt.

Mein Blick fiel auf die scharfe Granate in seiner Hand. Es bestand kein Zweifel daran, dass sie jeden Moment explodieren musste.

„Ich werde euch alle mit in die Hölle nehmen!“, brüllte Heinrich wie von Sinnen, während ein unappetitliches Gemisch aus schwarzem Blut und Schaum aus seinem Mund quoll. „Die Ordnung muss wiederhergestellt werden.“

Alex reagierte blitzschnell.

„Ich schieß auf deine Ordnung!“, schrie er dem schwankenden Gestapomann entgegen, bevor er sich todesmutig auf ihn warf und ihn so von uns weg drängte.

Ich wollte noch etwas hinterher rufen, doch Luca riss mich gewaltsam zu Boden und presste meinen Kopf auf den harten Steinbelag.

Dann detonierte die Granate mit einem ohrenbetäubenden Knall.

Die Wucht der Druckwelle brachte beinahe mein Trommelfell zum Platzen... ein Gefühl, als würde ich von ein paar Tonnen heißer Luft förmlich zerquetscht werden. Unmittelbar darauf prasselte ein schmerzhafter Steinregen über uns herein, und mich traf irgendein harter Gegenstand am Hinterkopf.

Das Nächste, woran ich mich bewusst erinnerte, war von Stahls ungesund klingendes Husten und diese Wolke aus Rauch und Staub, die mir fürchterlich in den Augen brannte.

„Seid ihr in Ordnung?“, keuchte der Major erschöpft

Mir war nicht nach antworten zu Mute, genauso wenig wie Luca. Wir lagen einfach nur schweigend zwischen den Trümmern und starrten regungslos in unsere mit einer klebrigen Paste aus Schweiß, Blut und Erde überzogenen Gesichter.

Erst, als sich Major von Stahl ein zweites Mal nach unserem Zustand erkundigte, rappelten wir uns langsam wieder auf.

„Nichts ist in Ordnung.“, murmelte ich leise, und hakte mich unterstützend bei Luca ein, dem es sichtlich schwer fiel, sich ohne fremde Hilfe auf den Beinen zu halten.

Dann stolperten wir benommen an den Ort, an dem die Granate hochgegangen war.

Das Erste, was wir sahen, war Heinrich... oder besser gesagt das, was noch von ihm übrig geblieben war. Achtlos stiegen wir darüber hinweg, bis wir schließlich durch den sich langsam lichtenden Qualm den Körper von Alex ausmachen konnten.

Er sah ziemlich übel aus.

Alles war voller Blut, seine Arme waren unterhalb des Ellenbogens förmlich abgerissen worden, und in seiner Brust steckten mehrere scharfkantige Splitter. Ich zuckte richtig zusammen, als er plötzlich seine Lippen bewegte... denn ich hatte ihn auf den ersten Blick für tot gehalten.

„Cowboy!“, schrie ich verzweifelt, „Sag doch was. Cowboy!“

Luca hielt stützend Alexs Kopf, ohne irgendein Wort hervorbringen zu können, während ich mich hilfeschend nach unserem Lehrer umsah.

„Haben... haben wir gewonnen..?“, flüsterte Alex kaum hörbar. „Haben wir alle erwischt?“

„Ja...“, entgegnete ich. „Es ist vorbei.“

Endlich kam der Major angehumpelt und kniete sich neben Alex auf den Boden. Ich sah flehend zu ihm rüber, während er mit professionellem Geschick Alexs Oberkörper abtastete.

„Bitte, Herr Major... er darf nicht sterben! Das wäre nicht richtig. Er ist ein Held!“

Alex schien von Stahl zu erkennen, denn seine Augen glänzten, und er versuchte sogar, ein wenig zu lächeln.

„Ich... ich hätte nie gedacht, dass es so verdammt weh tun kann, ein Held zu sein, Herr Major...“, stammelte er, während sich eine einzelne Träne den Weg über seine blutverschmierte Wange bahnte.

Von Stahl knöpfte ihm vorsichtig das Hemd auf, um gleich darauf einen dicken Metallsplitter aus Alexs Haut zu ziehen.

„Na, was dachtest du denn, warum es so wenige davon gibt?“, erklärte er beiläufig. „Weil Helden alle reich und berühmt werden und am Ende des letzten Aktes ein schönes Mädchen küssen dürfen? Das Leben ist kein Kinofilm, mein Junge...“

Nachdem er Alexs Augenreaktionen getestet und ihn in eine stabilere Lage gebracht hatte, erhob sich der Major und fasste mir auffordernd an die Schulter.

„Wir brauchen heißes Wasser und Verbandszeug. Am besten auch etwas zum Desinfizieren. Schnell!“

Ich blickte von Stahl mit einer Mischung aus Ungläubigkeit und Erleichterung an. Wie ich Alex so vor mir liegen sah, konnte ich mir einfach nicht vorstellen, dass er wirklich eine Chance hatte, durchzukommen.

„Sie meinen...“

„Er ist ein großer Kämpfer. Er wird es schaffen!“

Die Gewissheit, mit der von Stahl diese Worte sprach, gab mir Hoffnung, dass er Recht behalten könnte.

Nachdem ich Luca, der immer noch niedergeschlagen hinter Alex kniete, ein aufmunterndes Lächeln zugeworfen hatte, eilte ich so schnell ich konnte los.

Von meiner ganzen Müdigkeit und Erschöpfung war nichts mehr zu spüren, als ich kurz darauf mit einem couragierten Lehrer und zwei der älteren Oberstufler durch das Schulhaus zu dem kleinen Krankenzimmer neben dem Waschraum lief... vorbei an der von Alex getöteten Wache und den Augen unzähliger staunender Mitschüler.

Am liebsten hätte ich jedem Einzelnen von ihnen erklärt, dass ich trotz dem ganzen Blut und der Pistole in meiner Hand immer noch der gleiche Junge war, der gestern mit ihnen gegessen und Witze gerissen hatte... denn sie schienen mich nicht mehr zu erkennen. Ich glaube, sie sahen in mir nur noch einen Fremden. Jemanden, der von außerhalb kam und nicht so recht in diese kleine, heile Welt hineinpassen wollte.

Erst da wurde mir so richtig bewusst, dass dies wohl ein Abschied für immer sein würde. Ein Abschied von dieser Schule, von meinen Eltern und von meiner Kindheit. Vielleicht sogar ein Abschied von jeglicher Normalität.

Das Einzige, was ich bei all der Ungewissheit und Zweifel sicher wusste, war, dass ich weitaus weniger zurückließ, als ich hinzugewonnen hatte.

Wenig später waren wir damit beschäftigt, Alex auf eine notdürftig zusammengebaute Trage zu legen. Der Major hatte sein Bestes getan, um wenigstens die Blutung zu stoppen und einen provisorischen Verband anzulegen.

Mehr konnte er ohnehin nicht für ihn tun. Nicht einmal ein ausgebildeter Chirurg hätte ihm seine zerfetzten Hände wieder richtig zusammenflicken können, und die Narben in seinem Gesicht würden wohl auch nie mehr vollständig verheilen.

Welch bittere Ironie des Schicksals...

Der Einzige von uns, der ein wirklicher Kämpfer war, würde vermutlich nie wieder eine Waffe halten können. Ganz davon abgesehen, dass er das alles nur für Luca und mich getan hatte... für seine Freunde.

Das alles erschien mir so verdammt ungerecht.

„Wie geht es dir?“, fragte Luca besorgt, als Alex nach einer längeren Ohnmachtsphase wieder kurz bei Bewusstsein war und uns mit seinen Augen fixierte.

„Das siehst du doch.“, flüsterte Alex gequält. „Mir geht's echt beschissen.“

„Hier, ich hab noch was für dich!“, meinte ich sichtlich erleichtert darüber, dass er trotz allem noch unter den Lebenden weilte, und hielt ihm auffordernd eine der Whiskeyflaschen des Majors vor die Nase.

„Andere Medizin hab ich nicht gefunden.“

„Die geht in Ordnung...“, antwortete Alex, bevor er den Mund öffnete und ich ihm so viel von dem Zeug einflößte, dass er seine Schmerzen ganz sicher erst mal für eine Weile vergessen würde.

Es dauerte nicht lange, bis Alex wieder weggetreten war.

Wir legten noch eine wärmende Decke über ihn, dann gesellten wir uns an die Seite des bereits auf uns wartenden Majors.

„Passt mir gut auf ihn auf!“, meinte von Stahl mit Blick zu unserem Freund. „Er wird euch noch etliche Male das Leben retten... das habe ich so im Gefühl.“

Wir nickten nur stumm und folgten unserem Lehrer einige Schritte über den Hof.

Hinter den Fenstern im ersten Stock drückten sich einige meiner Mitschüler neugierig die Nasen platt.

Ich versuchte zu erkennen, um wen es sich dabei handelte. Doch bevor ich dazu kam, sie genauer anzuschauen, wurden von hinten die Vorhänge zugezogen.

Offensichtlich wollte man ihnen den Anblick der grausamen Realität nicht länger als unbedingt nötig zumuten.

„Am besten, ihr packt euch in der Küche noch ein paar Vorräte ein.“, riet uns der Major, dem die Vorgänge im Haus ebenfalls nicht entgangen waren. „Damit ihr wenigstens die nächsten Tage was zum Beißen habt. Und nehmt diese Karte hier mit euch!“

Er drückte uns eine der alten Wanderkarten in die Hand, die immer im Eingangsbereich der Mensa auslagen.

„Geht durch die Wälder bis zu dem Ort, den ich mit einem Kreuz markiert habe. Auf diesem Berghof wohnt ein ehemaliger Schmuggler... ein alter Halunke, der gute Kontakte in die Schweiz und nach Italien hat. Sagt ihm einfach, dass Janosch euch schickt, und dass es für euch hier zu heiß geworden ist. Er wird dann wissen, was zu tun ist, und euch dabei helfen, das Land zu verlassen.“

Ich werde währenddessen in die entgegengesetzte Richtung laufen und auf der anderen Seite des Tals ein bisschen Chaos anrichten, damit unsere Verfolger all ihr Kräfte auf diese Gegend konzentrieren. Eine alte Partisanentaktik, die bisher noch immer funktioniert hat.

Das sollte euch den nötigen Vorsprung verschaffen, den ihr braucht, um sicher zu eurem Ziel zu gelangen. Alles weitere... liegt dann allein bei euch.“

„Das heißt, sie kommen nicht mit?“, fragte ich von Stahl enttäuscht. Nicht nur, weil wir seine Hilfe gut gebrauchen konnten, sondern auch, weil ich mich irgendwie auf eine ganz spezielle Art an ihn gewöhnt hatte.

„Ich kann nicht.“, erwiderte er wortkarg. „Ist besser für euch. Besser, wir werden nicht mehr zusammen gesehen.“

Er zögerte einen Moment... dann griff er in seine Tasche und wandte sich Luca zu.

„Ich glaube, das hier gehört dir.“

Es war Lucas Kette mit dem Davidsstern. Der Major hatte sie also die ganze Zeit über für ihn aufbewahrt.

„Danke, Herr Major... für alles!“, antwortete Luca mit einem ehrlichen Lächeln. „Sie hatten Recht damit, dass man manchmal für seine Freiheit kämpfen muss. Ohne sie und meine Freunde hätte ich mich wohl einfach still meinem Schicksal ergeben. Ich fühlte mich lange Zeit so schwach und hilflos. Dass ich mal allen Ernstes Leuten wie Böck oder diesen Soldaten dermaßen entschlossen entgetreten würde, hätte ich früher nicht einmal zu hoffen gewagt.“

„Ja... das ist alles Teil ihrer Strategie.“, sinnierte der Major. „Zuallererst versuchen sie, deinen Stolz und deinen Kampfgeist zu brechen. Und zwar, indem sie dich in ganz alltäglichen Situationen zum Gehorsam zwingen. Sie bringen dich dazu, artig ihr Geschwätz anzuhören, ohne sie zu unterbrechen, dich brav in einer Reihe aufzustellen, eine bestimmte Uniform anzuziehen... sprich, sie reden dir so lange ein, dass sie ein gottgegebenes Anrecht darauf haben, dich zu erziehen und über dein Leben zu bestimmen, bis du es ihnen tatsächlich glaubst. Das kannst du selbst an einer so weltoffenen Schule wie dieser beobachten.“ Er blieb kurz stehen und nahm vorsichtig sein eisernes Kreuz von der Jacke. Eine Weile betrachtete er es fast melancholisch, ehe er seine Hand zur Faust ballte und mir hörbar erregter Stimme weitersprach.

„Doch hin und wieder kommt es einfach vor, dass sie alle Unrecht haben. All diese Schnösel in ihren feinen Anzügen, mit ihren Orden und furchteinflößenden Ehrentiteln. Und dann kann die Menschheit nur froh sein, wenn es irgendwo da draußen noch ein paar unangepasste Jungs wie euch gibt, die in der Lage sind, diesem selbstgerechten Pack ordentlich in die Suppe zu spucken!“

Er schleuderte das eiserne Kreuz mit einem verächtlichen Gesichtsausdruck in den mittlerweile bis zum Rand mit blutrotem Wasser gefüllten Zierbrunnen, wo es nach einem kurzen „Blubb“ auf Nimmerwiedersehen verschwand.

„Aber, wie kann es sein...“, fragte ich kopfschüttelnd, während ich noch einmal wie gebannt auf die von uns hinterlassene Verwüstung starnte, „... dass sich so viele Menschen geirrt haben? Studierte Menschen, gebildete Menschen. Wie konnten die alle zulassen, dass in jeden Winkel ihres Lebens diese braune Scheiße gesickert ist?“

„Nun, von Weitem sieht sie fast aus wie Schokoladenpudding.“, erklärte mir von Stahl mit einem Augenzwinkern. „Die Scheiße, meine ich. Wer so wie viele Deutsche von Kindesbeinen an eingetrichtert bekommt, dass er brav, gehorsam und unterwürfig zu sein hat, der freut sich natürlich riesig, wenn man ihm eines Tages einen starken Führer vorsetzt, der für ihn das ach so anstrengende Denken und Entscheiden übernimmt.“

Für mich war das Masochismus. Wie konnte man es nur als erstrebenswert empfinden, dass einem jemand Befehle gab? Wie verstümmelt mussten die Seelen von Menschen sein, die sich freiwillig in solch eine Abhängigkeit begaben?

Allmählich begann ich zu erahnen, wie unsäglich lange es noch dauern würde, bis all das Gift aus den Köpfen herausgewaschen war, das konservative und nationalistische Kreise die ganze Zeit über in die Hirne der Menschen hineingepumpt hatten.

Blinde Autoritätsgläubigkeit, Führerkult, Rassenhass... die angeblich so moderne Menschheit verhielt sich noch immer wie ein Stamm wildgewordener Neandertaler.

Wie gerne hätte ich ihnen allen begreiflich gemacht, was Alex, Luca und ich damals in unserem Geheimversteck auf dem Dachboden gefühlt haben. Denn ich war mir irgendwie sicher, dass dieses Gefühl der Verbundenheit miteinander, das drei Jugendlichen die Kraft gegeben hatte, gegen eine ganze Armee von Erwachsenen anzugehen, auch der gesamten übrigen Welt zu Frieden und Freiheit verhelfen konnte.

„Ich wünsche euch noch viel Glück, Jungs!“, verabschiedete sich der Major wenig später ohne große Anzeichen von Rührung oder Sentimentalität von uns. „Ihr werdet jede Menge davon brauchen.“

Dann humpelte er müde davon.

Ich blickte ihm gedankenversunken hinterher. Wo immer er hin ging... ich war mir sicher, dass es kein Ort sein würde, an den ich ihn hätte begleiten wollen. Vielleicht war es das Beste für mich und die anderen, wenn er einfach so aus unserem Leben verschwand.

Doch da waren noch so viele Fragen offen, von denen ich wusste, dass sie mich bis ans Ende meiner Tage verfolgen würden, wenn ich nun keine zufriedenstellenden Antworten erhielt.

Ich musste unbedingt die ganze Wahrheit erfahren.

„Janosch?“, rief ich von Stahl schließlich mit unsicherer Stimme hinterher.

Zuerst schien er nicht darauf eingehen zu wollen. Nach einigem Zögern blieb er dann jedoch stehen und sah geistesabwesend auf das eiserne Tor, das ihn noch von der großen, kalten Welt da draußen trennte.

Irgendwie wirkte er auf einmal nicht mehr so stark und überlegen auf mich. Eher ein wenig scheu und verwirrt... ja, fast sogar menschlich.

„Janosch ist tot.“, meinte er leise, bevor er sich dazu durchrang, noch einmal zu uns zurückzukehren und uns seine Geschichte zu erzählen. „Mindestens genauso tot wie Feldweibel Strauß oder Major von Stahl. Der starb im letzten Sommer. Und das nur, weil mir die Arroganz nicht gefiel, mit der er diese Uniform hier zur Schau stellte.“

Wenn er uns schocken wollte, so konnte er sich das nach den Erlebnissen des heutigen Tages wirklich sparen. Vermutlich wollte er, dass ich Abscheu vor ihm empfand. Aber das tat ich beim besten Willen nicht.

„Er hatte es doch sicher verdient, oder?“, wollte Luca vom Major bestätigt wissen. Doch der zuckte nur unschlüssig mit den Schultern.

„Mit der Zeit habe ich aufgehört, mir darüber Gedanken zu machen. Ich konnte nicht alles Übel auf dieser Welt ausrotten... und ich konnte das, was geschehen war, nicht mehr rückgängig machen. Aber ich konnte das Spiel nach den selben unmenschlichen Regeln spielen wie meine Feinde.“

„Also stimmt es. Sie sind Josef Baumann!“

Gespannt beobachtete ich seine Reaktion. Ein bestätigendes Kopfnicken, ein beinahe verletzlich wirkender Blick in meine Augen... dann wandte er sich von uns ab und starrte nachdenklich über den Hof.

„Ich wollte nicht mehr töten, aber ich wollte auch keinen verschonen. Also musste ich sterben. Im Lauf der Zeit wagte ich mich aus den Wäldern immer weiter in Richtung der Zivilisation vor, in der Hoffnung, irgendwann einen Fehler zu begehen und erwischt zu werden... damit das alles ein Ende hatte.“

Als ich im Zug nach Salzburg diesen Offizier sah, wie er einen kleinen Jungen achtlos aus dem Weg schubste, griff ich ihn mir und zerrte ihn wütend in den Gepäckwagen. Dort hab ich ihn dann mit meinen bloßen Händen umgebracht.

Dass er ein Kriegsinvalide war, habe ich erst viel später registriert. Zunächst war ich einfach nur enttäuscht, dass er so wenig Gegenwehr geleistet hat. Vor allem, weil ich von einem Träger des eisernen Kreuzes etwas mehr Kampfgeist erwartet hätte.“

Der Major machte eine kurze Pause, in der er seinen Blick über die Dächer der Burg streifen ließ... so, als wollte er sich jeden einzelnen Mauerstein davon genauestens einprägen.

Dann fuhr er leise fort.

„Ich wollte dieses eiserne Kreuz haben... als eine Art Trophäe. Also zog ich ihm die Uniform aus und schmiss seine Leiche in dem Moment, als wir eine hohe Brücke passierten, aus dem Zug. Na ja, ich hatte auch lange nichts Neues mehr zum Anziehen gehabt, und so warf ich mich richtig in Schale, um dann in voller Montur durch die Abteile zu stolzieren.“

Es war merkwürdig. Auf einmal grüßten mich alle. Die selben Leute, die mich zuvor noch unachtsam angerempelt hatten, ließen mir nun ehrfurchtsvoll den Vortritt. Und das alles nur wegen diesem Fetzen Stoff mit dem vielen Blech dran! Einerseits verachtete ich all diese Menschen für ihre Unterwürfigkeit... und doch genoss ich es auch irgendwie.

Ich wühlte in den Unterlagen, die dieser Major bei sich trug, und fand neben einigen Schulbüchern auch einen Brief von Herrn Hoheim, in dem er von seinem Internat und den Schülern schwärmte. Ich weiß nicht genau, wieso... aber irgendetwas veranlasste mich dazu, hier unten am Bahnhof auszusteigen und mich als der Major auszugeben.

Zuerst war alles ziemlich neu und irritierend für mich, und ich fragte mich, was ich hier eigentlich verloren hatte.

Aber als ich dann in eure Klasse kam und in die vielen neugierigen, zerbrechlich wirkenden Gesichter sah... da wusste ich, dass ich am richtigen Ort war.

Hier fand ich Unschuld. Jene Unschuld, die ich seit meiner eigenen Kindheit so schmerzlich vermisst hatte.

Ich liebte es, stundenlang nur am Fenster zu stehen und euch beim Rumalbern auf dem Hof zu beobachten. In diesen Augenblicken vergaß ich sogar manchmal für kurze Zeit das, was damals in Triaczika geschehen war.“

Luca und ich sahen den Major mitfühlend an. Doch zunächst wagte keiner von uns, etwas dazu zu sagen.

Von Stahl hatte mehr gesehen und erlebt, als wir uns jemals vorstellen konnten. Zweifellos hatte er sich auch wesentlich mehr Gedanken über das Leben gemacht als wir. Er musste längst sämtliche Tabus gebrochen haben... und zwar nicht nur in seinem Kopf. So einen Menschen, dessen Leben von nichts mehr in einem festen Rahmen gehalten wurde, zu trösten oder ihm einen Weg aufzuzeigen, wäre wohl ziemlich vermessen von uns gewesen.

Das Einzige, was wir tun konnten, war, ihm ein Angebot zu unterbreiten.

„Wollen sie nicht doch mit uns mitkommen?“, versuchte ich zögernd das trübe Schweigen zu durchbrechen. „Ich meine, als ein Freund... nicht als Lehrer! Ist es nicht genau das, was sie damals auch wollten... einen echten Freund haben? Jetzt haben sie wieder die Chance. Was ich denke, wissen sie ja. Für Alex sind sie ohnehin der Größte...“

„Und für mich auch!“, warf Luca hastig ein, als ob das irgendjemand angezweifelt hätte. „Sie könnten vielleicht wieder glücklich werden.“

Von Stahl hielt fröstelnd seine Jacke zusammen. Der aufkommende kalte Wind ließ es langsam ziemlich ungemütlich werden.

„Glücklich? Vielleicht ist es ja der größte Fehler der Menschen, glücklich sein zu wollen. Wir reden uns ein, im Paradies zu leben. So lange, bis wir es schließlich selbst glauben. Und dann, irgendwann, holt uns die Realität wieder ein... und wir fallen verdammt tief. Alles ist vergänglich.“

Ich verstand, was er meinte. Aber ich wollte nicht darauf verzichten, Spaß und Freude zu empfinden, nur weil diese Dinge irgendwann auch einmal wieder vorbei sein würden.

„Wenn es nur eine Illusion ist, warum haben sie sich dann für unsere Freiheit eingesetzt? Warum kämpfen sie überhaupt für irgendetwas?“, fragte ich den Major zweifelnd.

„Weil diese Illusion so wunderschön ist, dass ich sie zuweilen einfach glauben möchte.“, erklärte er leise.

Er zögerte einen Moment, als schien er sich auf einmal gar nicht mehr so sicher zu sein, was er eigentlich wollte.

„Ich... ich mag euch wirklich sehr. Vor allem Alex. Er erinnert mich doch stark daran, wie ich einmal war, als ich in diesen gottverdammten Krieg zog. Aber ich habe meinen Weg schon vor langer Zeit gewählt. Weißt du, das Fegefeuer hat gegenüber dem Paradies einen großen Vorteil: In der Hölle kannst du immer auf Erlösung hoffen... während du dich im Paradies bloß ständig vor der Vertreibung fürchten musst.“

Wie immer musste ich zerknirscht klein bei geben. Seine Argumente waren so verdammt endgültig, dass es mich zuweilen richtig wütend machte.

„So könnte ich nicht leben. Ohne Freunde, meine ich...“, versuchte ich ihm wenigstens meine Sicht der Dinge zu verstehen zu geben.

„Oh, ich habe Freunde! Sie sind immer bei mir, tief in mir drin. Ganz gleich, ob in der Luft, die ich atme, dem Cognac, den ich trinke, oder in dem Blut an meinen Händen. Alles ist voller Freunde.“

Offensichtlich sah mir der Major an, dass ich kurz davor war, ihm jedes einzelne Wort zu glauben. Ein Resultat, das er wohl nicht unbedingt bei mir hervorrufen wollte.

„Jetzt hör mal, Kai: Jeder muss seinen eigenen Weg gehen.“, schob er erklärend hinterher.

„Der eine braucht viele Freunde, die um ihn sind... ein anderer ist eben lieber für sich alleine. Beide Wege können einen zum Ziel führen. Am Ende kommt es im Leben doch nur auf eines an: Die richtigen Entscheidungen zu treffen. Egal, ob in der Gruppe oder als einsamer Wolf.“

Während ich einsichtig nickte, legte mir Luca stolz seinen Arm um die Schulter.

„Wir haben unseren Weg gefunden, Herr Major... sie haben Recht! Sagen sie, wohin werden sie gehen? Werden sie wieder irgendwo unterrichten?“

„Unterrichten?“, überlegte der Major. „Ich weiß nicht, ob das so eine gute Idee wäre. Der Krieg scheint mir zu folgen. Er folgt mir, wohin ich auch gehe. Selbst an einen so friedlichen Ort wie diesen.“

„Es ist nicht ihre Schuld, denke ich...“, versicherte ich ihm, um ihn ein bisschen von seinen trüben Gedanken abzubringen. „Wenn sie nicht gewesen wären, hätte es heute vielleicht ein paar weniger Tote gegeben. Aber keine Gerechtigkeit. Ohne ihre Lektionen... ohne ihre ganzen Geschichten von Heldentum und Freundschaft und Widerstand... ich weiß nicht, ob wir uns wirklich getraut hätten, das Richtige zu tun. So gesehen sind sie ein guter Lehrer gewesen.“

„Mag sein. Aber ich hatte auch ein paar inspirierende Schüler. Schüler, wie es sie nicht an jeder Schule gibt.“, antwortete Major von Stahl und nickte uns anerkennend zu, bevor er sich mit einem festen Händedruck endgültig von uns beiden verabschiedete.

EPILOG

Sanft streicht der warme Wind über meine sonnengebräunte Haut, während ich den Blick verträumt über die am Horizont emporragende Hügelkette schweifen lasse.

Neben mir stehen Alex und Luca. Sie lachen und zeigen staunend auf die wilde Mustang-Herde, die unmittelbar vor uns durch die weite Landschaft prescht.

Ich glaube, die Mustangs sind wie wir... ungezähmt und frei. So frei, dass sie sich niemals gefangen nehmen oder zureiten lassen würden.

Meine Freunde und ich leben jetzt auf einer Ranch, irgendwo im mittleren Westen der Vereinigten Staaten von Amerika.

Ein großes, weißes Gebäude, umgeben von ausgedehnten Maisfeldern und saftigen, grünen Wiesen.

Hier fragt uns niemand nach einem Pass. Es kümmert keinen, ob wir schulpflichtig sind, oder ob wir irgendwo im fernen Deutschland als Staatsfeinde auf der Fahndungsliste stehen. Kurz, der ideale Ort, um neuen Lebensmut zu schöpfen und all die schlimmen Dinge zu verarbeiten, mit denen wir in den letzten Wochen und Monaten konfrontiert worden sind.

Aus einem Grammophon im Haus tönt laute Swing-Musik. Noch dazu eine meiner absoluten Lieblingsplatten...

„Hey Kai, sei so gut und hol mir mal ne Coke!“, ruft Alex, und ich mache mich wie von selbst auf den Weg zum Kühlschrank, immer im fröhlichen Rhythmus des Songs auf und ab wippend.

Ja, er hat schon etwas für sich, dieser amerikanische Lebensstil. Da hatte unser Cowboy wahrlich nicht so ganz unrecht gehabt.

Vorsichtig steige ich über die drei toten Farmer hinweg, die vor der Spüle ausgestreckt auf dem Küchenboden liegen.

Mit der Zeit gewöhnt man sich ja an alles, selbst an die Rassisten aus der Nachbarschaft.

Dennoch beginnt mich der strenge Geruch, der von ihren Kadavern ausgeht, zunehmend zu stören.

„Verdammt, ich habe doch gesagt, dass wir hier endlich mal aufräumen sollten!“, rufe ich etwas säuerlich nach draußen, werde aber von der lauten Musik hoffnungslos übertönt.

„Ist ja nicht so, dass ich pingelig wäre...“

Widerwillig lege ich schließlich selbst Hand an, packe die schweren, biergefüllten Fleischklopse unter den Achseln und verfrachte sie einen nach dem anderen in eine kleine Besenkammer... direkt neben den dort hängenden Sheriff mit dem auffälligen Hitlerbärtchen.

„Irgendwann kriegen wir euch, ihr linkes Anarchistenpack!“, giftet mich dieser wütend an, obwohl bei ihm eigentlich längst die Leichenstarre eingesetzt haben müsste.

Um sicher zu gehen, schieße ich ihm noch mal eine Kugel zwischen die Augen, dann knalle ich genervt die Schranktür zu.

Wenn ich nur wüsste, wo ich die verfluchte Cola hingestellt habe...

„Hey Kai, du träumst schon wieder!“, flüsterte Luca und verpasste mir einen freundschaftlichen Stups.

„Was...?“

Ich rieb mir müde die Augen und blickte noch ein wenig benommen zu meinem Bruder hoch, der grinsend an der Wand lehnte und mit seiner grauen Feldmütze, dem weiten, waffenbehangenen Wintermantel und dem lässig in seinem Mundwinkel steckenden Strohhalm nicht mehr all zu viel Ähnlichkeit mit dem schwächlichen, unauffälligen

Schuljungen aufwies, der damals vor mehr als zweieinhalb Jahren auf unser Internat gekommen war.

„Ist er da?“, fragte ich bibbernd, denn wir warteten jetzt schon seit Stunden auf einen unserer Verbindungsleute zum Widerstand. Und das bei Temperaturen weit unterhalb des Gefrierpunktes.

Luca schüttelte den Kopf.

„Nein, noch nicht...“

„Und Alex?“

„Nichts.“, entgegnete Luca knapp.

„Typisch.“, grummelte ich.

Alex war längst überfällig. Aber eigentlich waren wir das ja auch nicht anders von ihm gewohnt. Er ließ eben keine Gelegenheit aus, mit der Gefahr zu liebäugeln... und so konnten wir im Grunde nur hoffen, dass er sich bei seinen halsbrecherischen Eskapaden nicht irgendwann einmal in eine Situation bugsierte, aus der er alleine nicht mehr herauskommen würde.

„Trotzdem, ich denke, wir brauchen uns keine Sorgen zu machen. Du weißt doch, wie das mit Cowboy ist.“, fügte ich optimistisch hinzu. „So schnell kann ihn nichts töten. Er hat neun Leben, wie eine Katze.“

„Ja, stimmt schon. Doch hin und wieder gehen selbst die vor die Hunde.“

Es war kurz vor Jahresende 1944, mitten im wahrscheinlich frostigsten Winkel Germaniens. Ich konnte es kaum fassen, dass wir immer noch hier waren. Hier in dem Land, das wir eigentlich schon vor so langer Zeit hätten verlassen sollen.

Warum nur? Warum sind wir damals nicht einfach fortgegangen, als die Gelegenheit dazu so greifbar nahe war?

Ich dachte schon lange über diese Frage nach.

Aber vielleicht lag es ja schlicht und ergreifend daran, dass wir Angst hatten. Angst davor, dass es anderswo auf der Welt auch nicht besser sein würde als hier... dass wir mit unseren Ansichten überall gleich fremd gewesen wären.

Mit einem lauten Knarren öffnete sich die Tür zu dem kleinen Brettverschlag, in dem wir es uns so gut es die Umstände eben erlaubten gemütlich gemacht hatten.

Es war Alex, der der Röte in seinem Gesicht nach zu urteilen mindestens ebenso unter der eisigen Kälte leiden musste wie wir.

Er hatte noch immer diesen Unschuldsblick drauf, der nicht im Geringsten errahnen ließ, zu was er fähig sein konnte, wenn ihm einer blöd kam. Auch die lockigen, dunkelbraunen Haare hingen ihm noch genauso in alle Richtungen vom Kopf wie früher.

Irgendwie hatte er sich kaum verändert... abgesehen von der langen Narbe, die gleich unter seinem Auge begann und bis runter zum Kinn reichte.

Er hatte damals wahrlich noch Glück gehabt, dass ihm die Explosion der Granate nicht auch noch das Augenlicht gekostet hatte. So hatte es ihm nur die Hände zerfetzt. Damals dachte ich: „Oh mein Gott, wie konnte nur sowas Schlimmes passieren?“

Heute denke ich eher, dass es halt etwas dumm gelaufen ist damals. Aber eben nicht zu ändern.

Und Alex hatte sich davon auch nicht unterkriegen lassen. Er war der erste von uns dreien, der wieder raus ins Feld ziehen wollte, nachdem es ihm einigermaßen besser ging.

Meist trug er so wie jetzt einen langen Mantel, ähnlich dem, den der Major damals an hatte. Durch die langen Ärmel war auf den ersten Blick kaum zu erkennen, dass seine Unterarme einige Zentimeter unterhalb des Ellenbogens in einer braunen Lederbandage endeten.

Wenn ich gesagt hätte, dass er ein Invalide ist, hätte er mir damit höllisch in die Fresse gehauen.

Behinderungen gab es bei uns nicht. Das war die erste Regel, die wir aufgestellt hatten, als Alex uns fragte, was wir denn nun in seinem Zustand noch mit ihm anfangen wollten. Und es gab auch kein Mitleid.

Wir waren jetzt schließlich keine Chorknaben mehr, sondern berühmt-berüchtigte Partisanen, die sich in den verschneiten Bergen versteckten und mit der Wehrmacht Katz und Maus spielten, so selbstverständlich, als ob sie ihr ganzes Leben lang nie etwas anderes getan hätten.

„Sieg Heil, Kameraden!“, murmelte Alex spöttisch und warf uns angestrengt einen prall gefüllten, feldgrauen Rucksack vor die Füße.

Außer zu einem leichten Kopfschütteln ließ ich mich zu keiner sichtbaren Reaktion hinreißen.

„Wieder nichts Essbares dabei gewesen?“, fragte Luca, während er neugierig das mit Munitionsbändern und anderen Waffenteilen gefüllte Mitbringsel inspizierte.

„Nichts, was du ernsthaft in deinen Magen lassen wolltest.“, erwiderte Alex beschwichtigend.

„Nur jede Menge grün angelaufene Schimmelkekse. Aber ich habe immerhin noch ein paar alte Lebensmittelmarken auftreiben können...“

Ich schob mir kraftlos mein letztes Stück Brot in den Mund.

„Schenk sie lieber jemandem, mit dessen Steckbriefen noch nicht das halbe deutsche Reich tapeziert ist! Oder hast du schon wieder vergessen, wie knapp es neulich war, als uns der Typ im Fleischerladen erkannt hat?“

„Sag bloß, du hast Schiss?“, meinte Alex neckisch. „Wärst du vielleicht lieber wieder in Hoheims Lateinunterricht? Oder zuhause bei deinem Butler?“

Ich grinste. Vermutlich zum ersten Mal an diesem beschissenen Tag.

Dann entnahm ich das Magazin aus meiner Pistole, zielte mit der leeren Waffe auf Alex und drückte mehrmals ab.

Es machte Klick. Klick, Klick, Klick.

Außenstehende hätten es sicher mit der Angst zu tun bekommen. Aber für uns war es mittlerweile ganz normal, auf diese Weise herumzualbern.

Alex warf sich auf mich, versuchte spielerisch, mich mit seinem Ellenbogen auf den Boden zu drücken. Ich wehrte mich, in dem ich ihm mit einer Hand die Nase zuhielt... auch, wenn ich natürlich ganz genau wusste, dass er dadurch nur noch energischer gegen mich ankämpfen würde.

Luca war unterdessen aufgestanden und linste angespannt durch eine der losen Holzlatten nach draußen, wo gerade mit einem lauten Brummen mehrere amerikanische Bomber tief über unser Versteck hinwegflogen.

„Sagt mal, Jungs... denkt ihr, dass das alles mal ein Ende haben wird? Der Krieg, meine ich?“, sinnierte er leise. „Manchmal habe ich den Eindruck, wir haben uns schon viel zu sehr daran gewöhnt.“

„Wir versuchen doch nur, noch ein bisschen Kind zu bleiben.“, keuchte ich, nachdem sich Alex endlich von mir gelöst hatte und wir beide erschöpft um Atem rangen.

„Ja. Kindersoldaten...“, antwortete Luca mit einem etwas gekünstelt wirkenden Lächeln. „Die mit ihren Waffen spielen, mit ihren Waffen im Arm einschlafen, und von ihren Waffen träumen. Ohne Scheiß, ich hab gestern schon wieder geträumt, dass meine MP 40 klemmt und wir deshalb alle draufgehen.“

Alex zuckte nur gleichgültig mit den Schultern, bevor er den erbeuteten Rucksack mit einem gutgezielten Tritt in die Ecke bugsierte.

„Der Krieg wird bald aus sein, wenn ihr mich fragt. Seit Wochen befindet sich doch alles auf dem Rückzug, was noch laufen kann.“

„Stimmt schon.“, bestätigte ich. „Die Tage des Krieges sind gezählt. Aber nur, weil den Menschen allmählich die Munition ausgeht... nicht, weil sie irgendetwas daraus gelernt

hätten. Ich wette mit euch, dass es auch in fünfzig Jahren noch Geheimpolizei geben wird... Grenzen, Generäle, Politiker, die großkotzige Reden schwingen...“

„Und Jungs wie uns, die einen feuchten Dreck auf das alles geben!“, ergänzte Alex überzeugt. „Deshalb sind wir doch hier, oder? Weil wir uns nichts mehr sagen lassen wollen von denen. Und nicht, weil wir den Krieg so toll finden... oder davon nicht genug bekommen können.“ Luca nickte.

„Klar, so meinte ich das ja auch gar nicht. Es ist nur... ich habe Angst davor, dass ich irgendwann mal wieder in einer Synagoge stehen werde, so wie früher mit meinen Eltern, und nicht mehr das Geringste empfinde... keine Freude, keine Traurigkeit... nur noch Panik vor der Normalität.“

„Das geht denen auf der anderen Seite vermutlich genauso.“, antwortete Alex, nachdem er sich zu Luca gesellt hatte und nun ebenfalls gebannt nach draußen starrte, wo die Bomber am Horizont ihre tödliche Fracht abzuwerfen begannen und der Abendhimmel von zahllosen Blitzen und Leuchtgeschossen erhellt wurde. „Es wird sich niemals wieder so anfühlen wie vor dem Krieg. Für keinen von uns. Aber ich denke... ich denke, es hilft, wenn man weiß, wofür man das alles getan hat. Dass es nicht umsonst gewesen ist.“

Luca erwiderte nichts, sondern lehnte stattdessen nur wortlos seinen Kopf an Alexs Schulter.

Ich musste an Major von Stahl denken.

Wie es ihm wohl in der Zwischenzeit ergangen war? Lebte er überhaupt noch? Und wenn ja... würde er jemals wieder unbeschwert eine Kirche betreten können, einen Rummelplatz, oder eine Tanzveranstaltung voller fröhlicher Menschen?

Werden wir es eines Tages können?

Ich wollte Luca sagen, dass man sich ja schließlich an alles gewöhnen konnte, so dann wohl vermutlich auch an ein Leben in Friedenszeiten. Doch die gedämpft aus der Ferne an mein Ohr dringenden Bombenexplosionen und das Antwortfeuer der Luftabwehrgeschütze veranlassten mich dazu, einfach nur regungslos sitzen zu bleiben und zu schweigen. Denn die Geräusche des Krieges sprachen für sich.

Jeder Knall erzählte dem aufmerksamen Zuhörer Geschichten... Geschichten von ausgelöschten Menschenleben, von zerfetzten Leibern und von dem ganzen Wahnsinn, in dem wir jeden Tag aufs neue zu überleben versuchten.

Ich ahnte, dass wir wahrscheinlich nie den Weg zurück in eine normale, bürgerliche Gesellschaft finden würden. Wir würden immer die Jungs mit den vielen Narben bleiben. Die Jungs, die sich die Freiheit, für die sie so lange gekämpft haben, von keiner Macht der Welt mehr nehmen ließen.

Auf mich alleine gestellt wäre ich vermutlich früher oder später verrückt geworden.

Doch die Kraft, die mir meine Freunde verliehen, ließ mich alles ertragen. Ich wusste, so lange sie da waren, gab es in meinem Leben immer genug Licht, um nicht von den gierigen Schatten, die meine Seele umtanzten, verschlungen zu werden.

Und während draußen der Donner des Krieges unablässig die mir schon viel zu vertraute Melodie des Todes spielte, hatte ich andächtig die Augen geschlossen und den Kopf zur Seite geneigt.

Bilder voller Erinnerungen zogen an mir vorüber. Kurze Momentaufnahmen aus einer Zeit, die längst unwiederbringlich verloren war, aber dennoch für immer in unseren Herzen weiterleben würde.

„Scheiß auf die Normalität, Luca! Du bist mein Bruder, und Kai ist mein Bruder... wir alle sind Brüder. Die anderen tun mir einfach nur leid.“

„Das, was Cowboy sagt, stimmt! Wir haben uns, und das wird uns keiner jemals nehmen können.“

„Ja... komm schon, Luca! Du wirst deine Freunde doch nicht hängen lassen.“

„Was denkt ihr denn? Ich geh mit euch bis ans Ende der Welt, wenn es sein muss!“

„Ich kann das kaum fassen, Jungs. All die Jahre... all die Jahre haben wir aneinander vorbeigelebt. Jeder war in seiner eigenen Welt zuhause, hat sich nur um sich selbst Gedanken gemacht. Zumindest war das bei mir so.“

„Ja, bei mir auch.“

„Habt ihr nicht die Distanz bemerkt, die selbst auf den wichtigen Parteiveranstaltungen zwischen den Menschen herrscht? Die Grenze zum Ausland beginnt doch für die meisten gleich außerhalb ihres Kopfes.“

„Wer weiß... vielleicht haben wir ja einfach nur Angst vor der Erkenntnis, dass wir gar nicht so verschieden sind, wie man uns ständig weismachen will.“

„Hey, denkt ihr, die Erwachsenen würden endlich mit ihrem scheiß Krieg aufhören, wenn wir ihnen allen von dem erzählen, was wir heute Abend herausgefunden haben?“

Ich meine, jeder Mensch will doch eigentlich Freunde haben, will sich geschützt und geborgen fühlen, so wie wir im Moment. Warum schmeißen die nicht alle ihre Ausweise und ihre blöden Waffen weg und fassen sich einfach mal an den Händen?“

„Ist doch egal. Lass die Welt da unten sein... wir sind weit über ihr! Spürt ihr das auch? Ein Gefühl, als würden wir fliegen. Als ob wir die pure, ungefilterte Freiheit atmen. Und das mitten in Deutschland...“

ENDE.